

Aufenthaltsrechtliche Illegalität erzählen: Von Gedankenwelten und Lebensnischen im gemeinsamen Raum

Grebner, Helena

Veröffentlichungsversion / Published Version

Dissertation / phd thesis

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

transcript Verlag

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Grebner, H. (2022). *Aufenthaltsrechtliche Illegalität erzählen: Von Gedankenwelten und Lebensnischen im gemeinsamen Raum*. (Kultur und soziale Praxis). Bielefeld: transcript Verlag. <https://doi.org/10.14361/9783839460986>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY Licence (Attribution). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>

Helena Grebner

AUFENTHALTSRECHTLICHE ILLEGALITÄT ERZÄHLEN

Von Gedankenwelten und Lebensnischen
im gemeinsamen Raum



[transcript] Kultur und soziale Praxis

Helena Grebner
Aufenthaltsrechtliche Illegalität erzählen

Helena Grebner, geb. 1989, arbeitet im flüchtlingspolitischen Bereich. Sie hat Theaterwissenschaft und Interkulturelle Kommunikation studiert und im Fach Ethnologie an der LMU München promoviert.

Helena Grebner

Aufenthaltsrechtliche Illegalität erzählen

Von Gedankenwelten und Lebensnischen im gemeinsamen Raum

[transcript]

Die vorliegende Arbeit wurde im Jahr 2021 von der Ludwig-Maximilians-Universität München als Dissertation angenommen.

Tag der mündlichen Prüfung: 07.07.2021.

Erstgutachter: Prof. Dr. Alois Moosmüller

Zweitgutachterin: Prof. Dr. Alexandra Schwell



The EOSC Future project is co-funded by the European Union Horizon Programme call INFRAEOSC-03-2020, Grant Agreement number 101017536

Die freie Verfügbarkeit der E-Book-Ausgabe dieser Publikation wurde ermöglicht durch das Projekt EOSC Future.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution 4.0 Lizenz (BY). Diese Lizenz erlaubt unter Voraussetzung der Namensnennung des Urhebers die Bearbeitung, Vervielfältigung und Verbreitung des Materials in jedem Format oder Medium für beliebige Zwecke, auch kommerziell. (Lizenztext: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>)

Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

Erschienen 2022 im transcript Verlag, Bielefeld

© **Helena Grebner**

Umschlaggestaltung: Maria Arndt, Bielefeld

Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar

Print-ISBN 978-3-8376-6098-2

PDF-ISBN 978-3-8394-6098-6

<https://doi.org/10.14361/9783839460986>

Buchreihen-ISSN: 2703-0024

Buchreihen-eISSN: 2703-0032

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Besuchen Sie uns im Internet: <https://www.transcript-verlag.de>

Unsere aktuelle Vorschau finden Sie unter www.transcript-verlag.de/vorschau-download

Inhalt

Dank	11
I. Einleitend: Die Verflechtungen	13
1. Assoziative Spuren	13
2. Über diejenigen, die (auch) da sind	17
3. Struktur und Aufbau der Arbeit	23
II. Theoretische Spurenlegung	29
1. Über ein normatives Konstrukt	29
1.1. Nachdenken über Grenzen	30
1.1.1. Migrationsgeschichtlicher Blick	30
1.1.2. Transnationalität als Perspektive	35
1.2. Nachdenken über Mobilität	38
1.2.1. Migrationspolitische Konturen	38
1.2.2. Autonomie der Migration als Methode	46
1.3. Nachdenken über Bürgerschaft	49
1.3.1. Demokratietheoretische Fragmente	50
1.3.2. <i>Acts of Citizenship</i> als Konzept	55
2. Über das theoretisierte Subjekt	57
2.1. Figuren der Grenze: Helden, Opfer, Feinde	58
2.2. Typen der Mobilität: Vagabunden, Touristen, Gespenster	64
2.3. Figurationen der Bürgerschaft: Antibürgertum, Aktivismus, Abstraktion	69
3. Aufenthaltsrechtliche Illegalität: politisch-normative Strukturen und selektive (Un-)Sichtbarkeiten	73
III. Methodologische Suchbewegung	81
1. Vorüberlegungen	81
1.1. Über die Kluft zwischen Theorie und Empirie	82
1.2. Über die Macht der Repräsentation und zum Prozess des Schreibens	85
2. Das Interview als performativer Deutungsraum	89
2.1. Das biografisch-narrative Interview	89

2.2.	Das Interview als interaktiver Ort	94
2.2.1.	Die Interaktion als Datenspur lesen	94
2.2.2.	Der Performativität auf der Spur	96
2.3.	Das Interview jenseits methodologischer Kontrolle	100
2.3.1.	Was mich betroffen macht	101
2.3.2.	Emotionalität und Selbstreflexivität als Analysegegenstand	104
2.3.3.	Die Subtilitäten der Interaktion	106
2.4.	Zusammenfassung: Ebenen des Performativen im biografisch-narrativen Interview	109
3.	Interviewführung und -Auswertung im machtdiskursiven Raum der Begegnung	111
3.1.	Eine postkolonial informierte Perspektive als theoretisch fundierte analytische Stütze	112
3.1.1.	Sprechen	113
3.1.2.	Positionieren	116
3.2.	<i>Performative Social Science</i> als methodisch fundierte evokative Stütze	120
3.2.1.	Ein performativer und politischer Akt	122
3.2.2.	Eine Art zu schreiben	125
3.2.3.	Ein utopisches Projekt	129
3.3.	Zusammenfassung: Suche nach Uneindeutigkeiten - ein analytisch wie evokatives Vorgehen	132
4.	Ein Feld (welches keines ist) und Darstellung der Ergebnisse (ohne abschließende Deutung)	134
4.1.	Forschungsethische Reflexion über Zugang und Rahmung des Datenmaterials	134
4.2.	Darstellung der Ergebnisse - oder über das Erzählen von Geschichten	138
IV.	Aufenthaltsrechtliche Illegalität erzählen	143
1.	Nara: Es gibt Geheimnisse, die du auch vor dir selbst geheim halten musst	143
1.1.	Das verlorene Kind	143
1.2.	Über Zeit, Geheimnisse und Macht	146
1.3.	Über Normen, Stigmata und Fähigkeiten	149
1.4.	Über Scham, Missverständnisse und Widerstände	153
2.	Rosina: Man lebt in Sehnsucht	160
2.1.	Erfolg: Fleiß, Gerechtigkeit und Glück	160
2.2.	Sehnsucht: Herr L.	164
2.3.	Langweiliges und Spannendes	168
3.	Fernando, Julia & Pablo: Über diejenigen, die du liebst	172
3.1.	Das System	172
3.2.	Der Traum	176
3.3.	Die Zeit - oder das Kind ist nun schon groß	181
4.	Lydia: Ein Stück Kuchen	188
4.1.	Leichtigkeit	189
4.2.	Schwierigkeit	192
5.	Juan & Mona: Es geschehen noch Wunder	198
5.1.	Krankheit und Heilung	198
5.2.	Elternschaft und Richter	201

5.3.	Ein steter Mangel	204
6.	Miguel & Markus: In seichten Gewässern	212
6.1.	Die Oberfläche	212
6.2.	Der Grund	216
7.	Kai: Reden	222
7.1.	Der Schein	222
7.2.	Die Diskrepanzen	224
7.3.	Die Spannungen	229
8.	Phileas: Schweigen	235
8.1.	Nicht verstehen	235
8.2.	Nichts sagen	236
8.3.	Lächeln	238
V.	Resümee: Individuelle Lebensnischen und Spuren kollektiver Gedankenwelten im gemeinsamen Raum	241
1.	Bezugnahmen und Abgrenzungen zu dominanten Figuren	241
2.	(Nicht-)Sprechen und Schweigen im normativen Diskurs	249
3.	Positionieren auf der (Un-)Sichtbarkeitsachse	256
VI.	Abschließend: Die Leerstellen	263
1.	Assoziative Spuren	263
2.	Über diejenigen, die (auch) da sind	265
Literatur	275

*»Am Anfang ist der Zweifel.
Vor jedem Satz, jedem Wort gibt es diese Schwelle:
Ist das richtig? Woher weißt du, dass es zutrifft? Ist es gerecht?«
(Emcke 2019: 9)*

Dank

»Am Anfang ist der Zweifel« – so steht es auf der ersten Seite, so hat er mich jede Etappe über die schrittweisen Verschiebungen, die immer wieder neu dazugewonnenen Nuancierungen, aber auch über all die Auslassungen hinweg begleitet. Ich möchte diesen Zweifel nicht als eine Entschuldigung missverstanden wissen oder gar eine Rechtfertigung. Ich begreife den Zweifel vielmehr als Statement dieser Arbeit, als wissenschaftliche Qualität. Denn das Zweifeln und Hadern schreiben die Dynamik, sie legen die Spuren. Nicht das Festschreiben, sondern das Suchen, nicht das Behaupten, sondern das Hadern zeichnen mein Verständnis von Wissenschaft.

Ich möchte mich insbesondere bei meinem Erstgutachter Prof. Dr. Alois Moosmüller bedanken, der mich unterstützt hat, genau diesen Weg zu gehen, der mir immer das nötige Vertrauen in mich vermittelt hat, mich auf die Suche zu begeben, mich ermutigt hat, von den konventionellen Pfaden abzuweichen, auszuprobieren, kreativ zu sein. Der mich auch immer wieder bestärkt hat, die Dinge noch weiter oder anders zu denken. Ohne seine Unterstützung wäre diese Arbeit eine ganz andere geworden. Ich möchte mich auch bei meiner Zweitgutachterin Prof. Dr. Alexandra Schwell bedanken, die mir durch ihre begleitenden Fragen geholfen hat, den inhaltlich-roten Faden nicht zu verlieren und mich ermutigt hat, meine Gedankengänge hin und wieder neu zu strukturieren. Ohne ihre Unterstützung hätte mir aber auch der humorvolle Austausch gefehlt, welcher neben der Ernsthaftigkeit, die auf dem Schreiben einer Doktorarbeit liegt, so wichtig ist.

Das *Café104* stellt zweifellos den Ausgangspunkt dieser Arbeit dar. Ich möchte mich bei allen Mitarbeiter:innen, insbesondere aber bei Birgit Poppert und Agnes Kupka bedanken, deren Engagement ich bewundere und durch die ich so vieles gelernt habe, was in diese Arbeit einfließt. Es bräuchte mehr Beratungsstellen, die mit so viel Einsatz geführt werden.

Für die vertrauensvolle und gewissenhafte Unterstützung bei der Übersetzung und Transkription meines spanischsprachigen Interviews bedanke ich mich bei Lea Weiss, für das fantastische Lektorat und den unvergleichlich scharfen Blick bei Mirjam Leisner, für den fachlichen Austausch, den endgültigen Feinschliff, die wertschätzend-differenzierten und kritisch-motivierenden Nachfragen – immer wieder aufs Neue – bei Elisabeth Fessler, Esin Göksoy und Karoline Staudé. Das Hadern und Zweifeln brau-

chen aber auch den informellen Rahmen, den intimen Austausch, und ich bin sehr dankbar für unsere kleine *Women-in-Science*-Gruppe, welche einen Raum eröffnet hat, das inhaltlich-fachliche mit politischer Diskussion und freundschaftlichem Austausch zu verbinden. Karo, Esin und Elisabeth – die Arbeit an meiner Dissertation werde ich immer mit unseren gemeinsamen Abenden erinnern. Euer Zuhören, euer Feedback, euer Empowerment sind von unschätzbarem Wert.

Es sind aber auch meinen Freund:innen abseits des wissenschaftlichen und universitären Umfelds – Anna, Anne, Benny, Fina, Geli, Jana, Kerstin, Lisa und Pia – die über die Jahre zwar in ganz unterschiedlicher Intensität, aber doch immer da waren und mich daran erinnern haben, wie wichtig es ist, die Doktorarbeit hin und wieder gedanklich beiseite zu legen. Berlin im Regen, Savanna Dry in München, die Mischung aus Cat Stevens und Britney Spears, das Haus im Lechtal, der See auf der Hinfahrt, Erinnerungen an all das und so vieles mehr – ihr wisst schon. Danke dafür.

Ich danke meinen Eltern, Roland und Ulrike, ohne die ich wahrscheinlich nicht die Sicherheit gehabt hätte, Selbstverständliches zu hinterfragen, ohne die ich den Mut zur Selbstkritik auch nicht hätte und ohne deren selbstverständliche Unterstützung diese Arbeit vielleicht nie geschrieben worden wäre. Ich möchte mich auch bei Moritz und Yara bedanken, aber das lässt sich hier gar nicht ausformulieren, weil – und da ist wieder der Zweifel – ich es nicht in Worten fassen könnte. Der kleine Raum einer formellen Danksagung markiert zwangsläufig immer ein ›zu wenig‹ oder vielleicht habe ich auch einfach Angst, mich dann in Worten zu verlieren. Und erst jetzt kommt mir der Gedanke, dass Malcom vielleicht aus dem gleichen Grund versäumt, Marie in seiner Danksagung zu erwähnen?

Zu guter Letzt möchte ich die zentralen Akteur:innen in den Mittelpunkt rücken: Ich danke meinen Gesprächspartner:innen – Nara, Jessica, Miguel, Markus, Juan, Mona, Julia, Fernando, Pablo, Rosina, Lydia, Kai und Phileas – die eigentlich anders heißen. Ich danke euch, dass ihr euch die Zeit genommen habt und mir euer Vertrauen entgegengebracht habt. Und auch wenn diese Arbeit euch vielleicht nicht ganz gerecht werden kann, weil ein oder zwei Gespräche niemals ausreichen, um jede Nuancierung der erzählten Erfahrungen ausdifferenzieren – so hoffe ich dennoch, dass das Geschriebene etwas in Übereinstimmung bringt und einen situativen gemeinsamen Raum erkennbar macht, in dem auch ihr euch wiederfindet.

Es fühlt sich immer noch unfertig an, aber vielleicht ist das auch notwendig, um eine Dissertation guten Gewissens abzuschließen. Guten Gewissens deshalb, da ich das Unfertige und Unabgeschlossene als zentrale Bestandteile begreifen möchte.

Ich widme diese Arbeit Amar, dem indischen Musiker, der nicht existiert, aber doch trotzdem da ist.

I. Einleitend: Die Verflechtungen

1. Assoziative Spuren

Die Erinnerung sagt: Du willst recht tun? Zähle nicht auf mich
Ich bin ein Kanal in Europa, in dem Leichen schwimmen
Ich bin ein Massengrab
Ich bin wieder entstehendes Leben
Ich bin ein gedeckter Tisch mit Platz für den Fremden
Ich bin ein Feld mit Ecken für die Besitzlosen ...
Ich bin ein eingewanderter Schneider, der sagt *Ein Mantel*
ist nicht nur ein Stück Stoff ...
Ich träumte von Zion, ich träumte von einer Weltrevolution ...
Ich bin eine Leiche, die man aus einem Berliner Kanal zog
ein Fluss in Mississippi
Ich bin eine Frau, die mit anderen schwarz gekleideten Frauen steht ...
Das Gesicht unverhüllt zuhört ...
Ich stehe hier in deinem Gedicht, unsatisfied ... (Rich 1991)¹

Die Geschichte beginnt vielleicht bei Amadou. Drei Pavillons mitten in München. ›Kein Mensch ist illegal‹ und ›Gegen Diskriminierung‹ steht handgeschrieben auf riesigen Bannern aus Stoff. Unter den Pavillons ein Chaos aus Isomatten, Schlafsäcken, Decken. Jemand spricht in ein Megafon, aber die akustische Reichweite ist so schlecht, dass ich kaum etwas verstehe. Ein Mann winkt mich zu sich. Er sitzt in einer kleinen Gruppe auf dem Boden. Amadou kommt aus Dakar. Vor drei Jahren hat er seine Mutter und Schwestern dort verlassen. Er zeigt mir Fotos auf seinem Smartphone, er zeigt mir YouTube-Videos, stellt mir kaum Fragen. Er weiß nicht, in welcher Welt ich mich bewege. Oder er weiß, dass ihm diese ohnehin verschlossen bleiben wird. Als ich aufbreche, kehre ich zurück nach München. Erst da gewinnen die Lichter der Autos, die

1 Das Gedicht der feministischen Autorin und Dichterin Adrienne Rich ist vollständig im englischen Original 1991 erschienen (Rich 1991: 44). Die hier gedruckte deutsche Übersetzung gibt einen Ausschnitt des Gedichts wieder und ist einer Analyse Homi K. Bhabhas entnommen (Bhabha 2014: 63).

Gebäude links und rechts wieder ihre vertraute Kontur. Beim Abschied summt er leise eine Melodie.

Die Erinnerung sagt: Du willst recht tun? Zähle nicht auf mich

Unsichtbare Grenzziehungen zerschneiden die Straßen, Plätze, die Städte, meine Welt hier, eine andere Welt dort, am selben Ort. Ein politischer Raum des Widerstands, ein Raum der Stagnation, der Nostalgie und der Sehnsucht nach der Musik aus Dakar, nach Familie. Mein Raum der banalen Alltäglichkeiten. Ich weiß nicht, wie Amadou Geschichte weitergeht. Ich habe nur das eine Mal mit ihm gesprochen. Mit Amadou und seinen Freunden. Ich versuchte zu verstehen, was sie beschäftigte, was sie vorhatten mit ihrem jungen Leben, eingeklemt zwischen Arbeitsverboten und abgelehnten Asylverfahren.

*Ich bin ein Kanal in Europa, in dem Leichen schwimmen
Ich bin ein Massengrab*

Und manchmal senkten sie plötzlich ihre Stimmen und sie sprachen über Freund:innen oder Bekannte, die abgetaucht waren, die sich alleine durchschlugen, ohne jede Unterstützung, jene, die es aus staatlicher Sicht eigentlich gar nicht mehr geben dürfte. Jene, die aber dennoch blieben. Doch dann erwiderten sie meinen neugierigen Blick, hoben die Stimmen und wechselten das Thema, so als hätten sie nur für einen kurzen Moment vergessen, dass ich da war. Ich war da. Wir waren alle da.

Poetisierung

wir arbeiten.
wir sind ordentlich.
wir sind fleißig.
wir haben einen traum.
wir sind krank.
wir sind gesund.
wir sind müde.
wir schwitzen.
wir sind ruhig.
wir sind wach.
wir sind nervös.
wir wohnen.
wir wohnen in Zimmern.
schnee können wir nicht leiden.
was wir euch nicht erzählen: [...] (Bicker 2009: 7)

Zwei Pappdeckel. Ein paar Seiten dazwischen. Mit Stempel oder ohne Stempel. Die Kopie eines Menschen: »Der Pass ist der edelste Teil von einem Menschen. Er kommt auch nicht auf so eine einfache Weise zustande wie ein Mensch. Ein Mensch kann überall zu-

stande kommen, auf die leichtsinnigste Art und ohne gescheiterten Grund, aber ein Pass niemals. Dafür wird er auch anerkannt, wenn er gut ist, während ein Mensch noch so gut sein kann und doch nicht anerkannt wird« (Brecht 2016: 7). Pässe schaffen Identitäten. Aber ein Mensch lässt sich nicht fälschen. Ein Mensch existiert auch so. Immer. Auch ohne seinen Pass. Und doch kann er sich durch ihn verwandeln, sich verräumlichen.

Ich bin wieder entstehendes Leben

2016 kommt es zu einem Schusswechsel zwischen Polizist:innen und einem ›Reichsbürger‹. Sie, die sogenannten Reichsbürger:innen, erkennen die Bundesrepublik Deutschland nicht als souveränen Staat an. Sie lehnen deren Gesetze, Rechte und demokratische Grundprinzipien ab. An wen denken Sie bei dem Wort ›illegal‹? 2019 treibt die *Seawatch 3* zwei Wochen lang mit 53 Menschen an Bord vor dem Hafen in Lampedusa, bis die Kapitänin Carola Rackete schließlich in einem riskanten Manöver die Einfahrt erzwingt. Wen stellen Sie sich vor, wenn Sie an den Terminus ›illegal‹ denken?

Viktimisierung

wir arbeiten.
 wir putzen.
 wir putzen eure wohnungen. [...]
 wir lachen mit euren kindern.
 wir bauen eure häuser.
 wir putzen die fenster vor euren büros.
 wir laden eure lkws ab.
 morgens um vier.
 wir spülen eure teller.
 nachts um zwei. (Bicker 2009: 14f.)

Er fragte nicht: »Wer bist du?«, sondern: »Woher bist du?« Es interessiert doch nicht, ob sie da sind, sondern wie sie sich ausweisen können und ob sie da sein dürfen oder nicht. Aber sie sind doch da. Da. Da. Da. Hier. Ein Mann. Eine Frau. Ein Kind. Wenn die Ausgeschlossenen sich zusammentun und sichtbar werden, müssen sie entweder legalisiert werden oder abgeschoben. Sie können dann nicht mehr da sein. Sie können nicht *ausgehalten* werden. Nur in der Verdrängung. Sie existieren nur in der Verdrängung. Ein Mann. Eine Frau. Ein Kind. Da.

Ich bin ein gedeckter Tisch mit Platz für den Fremden Ich bin ein Feld mit Ecken für die Besitzlosen ...

Die Hände von Amar. Ich weiß nicht, warum ich immer zuerst an die Hände denken muss. Vielleicht weil sie etwas ausdrückten, was ich den Erzählungen, den Blicken nicht entnehmen konnte. Vielleicht weil sie etwas zeigten, was er zu verbergen versuchte. Aber seine Hände spielten nicht mit, gehorchten ihm nicht. Raue, große Hände, ange-

spannt im Schoß verknötet. Sie waren nie ruhig, immer in Bewegung, zittrig, vielleicht vor Wut, vielleicht auch aus Resignation. Sie wirkten ungelenkt. Amar konnte kaum schreiben. Dabei füllte er den kleinen Raum unseres Beratungszimmers immer mit zurückhaltender Freundlichkeit und Dankbarkeit, ein sanftes Lächeln auf den Lippen. Obwohl er dafür keinen Grund hatte. Der Händedruck war überraschend warm und sagte so viel wie: Ich bin da. Ich bin hier.

Romantisierung

ihr glaubt an euer land.
ihr glaubt an eure sprache.
ihr glaubt an eure grenzen.
ihr glaubt an eure moral.
ihr glaubt an euer ich.
ihr glaubt an euren kritischen verstand.
ihr wollt wissen wo wir herkommen.
wo wir herkommen. (Bicker 2009: 81)

»Was ist ein Land anderes als ein Urteil: lebenslänglich?«, fragt Ocean Vuong, und John Lennon stimmt seinen weltbekannten Akkord an, *Imagine ...*

Imagine there's no countries
It isn't hard to do ...

Mit Hubschraubern gegen illegale Einwanderung. (FAZ, 29.03.2007)
Lügendetektoren gegen illegale Einwanderung. (Welt, 23.12.2018)
Einig gegen die illegale Migration. (taz, 12.07.2006)

*Ich bin ein eingewanderter Schneider, der sagt Ein Mantel
ist nicht nur ein Stück Stoff ...*

4.500 Illegale in Fernbussen aufgegriffen. (Bild, 02.02.2015)
15 illegale Migranten in sechs Monaten: Bayern will Zahl der Grenzpolizisten verdoppeln. (SZ, 21.02.2019)
In Deutschland leben offenbar mehr illegale Einwanderer als gedacht. (Spiegel, 20.10.2018)

Ich träumte von Zion, ich träumte von einer Weltrevolution ...

Geheimpapier warnt vor illegaler Migration aus Afghanistan. (Focus, 20.04.2019)
Illegal eingereiste Migranten aus Schleuser-LKW verschwunden. (Welt, 18.09.2017)
Illegale Einwanderung überfordert Polizei: nachts für Babynahrung sorgen. (taz, 12.03.2015)

*Ich bin eine Leiche, die man aus einem Berliner Kanal zog
ein Fluss in Mississippi*

Illegale Migration: Die Unsichtbaren. (Zeit, 03.04.2019)
Die Wahrheit über illegale Einwanderung. (Bild, 22.12.2018)

Kriminalisierung

wir schießen auf eure gesetze.
 eure gesetze schießen auf uns. (Bicker 2009: 79)

Ich stehe hier in deinem Gedicht, unsatisfied ...

wir arbeiten.
 wir wohnen in zimmern.
 wir wohnen in wohnungen.
 wir grüßen.
 wir halten die tür auf. (Bicker 2009: 22)

2. Über diejenigen, die (auch) da sind

ich habe ihn beraten und gesagt, deine situation ist aussichtslos. er hat gelacht. weil er mich nicht verstanden hat. was ist das: aussichtslos. ohne chance auf erfolg. was ist das: erfolg. du wirst nicht hierbleiben dürfen. was ist das: dürfen. ich bin doch da, hat er gesagt. (Bicker 2009: 115)

Das Aufeinanderprallen mehrerer Realitäten bündelt sich in einem Satz, in nicht mehr als vier Worten einer nüchternen Feststellung: »[I]ch bin doch da [...]«. Da ist zum einen die Realität, die ein rechtsphilosophisches Grundverständnis abbildet. Menschen, die sich auf dem Territorium eines Nationalstaats aufhalten, ohne dessen Mitglied zu sein, werfen ein Schlaglicht auf die Balance zwischen universellen Ansprüchen auf Menschenrechte und deren partikularen Umsetzung im Rahmen von Bürgerrechten. »[I]ch bin doch da, hat er gesagt.« – Das Staatsbürgerrecht bestimmt, wer exklusiver Teil der Gesellschaft ist und wer nicht. Die Entwicklung von Migrationskontrollen, die Debatten um Einwanderung sowie Gesetzesänderungen sind Ausdruck der permanenten Transformation einer fluiden Grenze zwischen Legalität und Illegalität. »[I]ch bin doch da, hat er gesagt.« – Und dann ist da eine weitere Ebene neben der juristisch und politisch definierten Exklusion: das tatsächliche Dasein, das Existieren all jener, die es eigentlich nicht geben dürfte.

in einem land zu sein und doch nicht in einem land sein. mitmachen ohne mitzumachen. alles sehen aber nichts berühren. (Bicker 2009: 11)

Das Leben in der aufenthaltsrechtlichen Illegalität: ›illegale‹, ›illegalisierte‹, ›klandestine‹, ›irreguläre‹, ›undokumentierte‹, ›unkontrollierte‹ Migration – oder ›Menschen ohne Aufenthaltsgenehmigung‹, ›Menschen ohne Papiere‹, ›Scheinlegale‹, ›Statuslose‹. Es ist eine ganze Bandbreite an Begrifflichkeiten, die sich hinter dem umgangssprachlichen Terminus ›Illegale‹ verbirgt. Jörg Alt (2003: 20) definiert ›illegale‹ Migrant:innen als Personen, »die unerlaubt nach Deutschland einreisen und/oder sich unerlaubt in Deutschland aufhalten«. Ruben Andersson (2014: 281) klassifiziert diese als »nothing more, and nothing less, than people on the move«. Hier deutet sich bereits ein Spannungsfeld an, welches dem Thema inhärent ist: »Die Rede von der ›illegalen Migration‹

erscheint manchen als terminologische Stabilisierung einer Fehleinschätzung« (Bade 2001: 65). Während Alt den juristischen Straftatbestand hervorhebt, klingt bei Andersson ein Versuch der Entkriminalisierung an: Es sind einfach nur mobile Menschen. Klaus Bade (2001: 65) subsumiert, dass ›Illegalität‹ in Deutschland »mehr als denunziatives und kriminalisierendes Hieb- und Stichwort denn als politisches Aufgabenfeld bekannt« sei.

Nach § 95 Aufenthaltsgesetz (AufenthG) ist der unerlaubte Aufenthalt in Deutschland eine Straftat. Durch § 87, Absatz 2 AufenthG wird zudem die Übermittlungspflicht² sämtlicher öffentlicher Stellen an die Ausländerbehörde geregelt.³ Während das Bundesministerium des Innern (BMI) auf seiner Website mit der Formulierung »Unerlaubte Einreise und illegaler Aufenthalt werden bekämpft«⁴ Menschen ohne gültige Papiere als Bedrohung der inneren Sicherheit stilisiert – und dies mit einem Pappschiffchen voller Schachfiguren bebildert –, verweist der meist im Kontext politischer Arbeit verwendete und mittlerweile zu einem geflügelten Wort gewordene Slogan *Kein Mensch ist illegal* wiederum auf den Zynismus, Personengruppen pauschal als ›illegal‹ zu stigmatisieren. In neuerer wissenschaftlicher Literatur wird die Bezeichnung ›illegale‹ Migrant:innen tendenziell vermieden, stattdessen scheint sich mehrheitlich die Terminologie ›irreguläre‹ Migrant:innen durchzusetzen (vgl. Eule et al. 2020: 43; vgl. auch Andersson 2014: 17). Jede der Begrifflichkeiten beinhaltet jedoch eine normative Wertung und verortet das Problem bei den Menschen selbst, bei ihrer unrechtmäßigen Existenz und nicht bei der entsprechenden Gesetzeslage, die Migrant:innen illegalisiert. Für diese Arbeit verstehe ich ›illegale Migration‹ als politische und rechtliche Konstruktion, welche Handlungen erst nachträglich als kriminell labelt und nicht, weil sie es an sich sind (vgl. Karakayalı 2008: 31), oder in Anderssons (2014: 17) Worten: »Things could have been otherwise.« Aus diesem Grund wird im Folgenden auf das ›isieren‹ zurückgegriffen, ein Suffix, welches eine Sache oder Person markiert, die zu etwas gemacht oder in einen bestimmten Zustand gebracht wird.

Je nachdem, welche Perspektive eingenommen wird, verändert sich auch das Bild über jene, die Serhat Karakayalı (2008: 12) als »[d]as Gespenstische, das nicht Fassbare an der Migration« umschreibt. Es handelt sich dabei keinesfalls um eine homogene, klar abzugrenzende ›Gruppe‹. Es sind Kinder wie Ältere, Arbeitsmigrant:innen wie Geflohenen – unter ihnen meist abgelehnte Asylbewerber:innen – sowie Studierende, Tourist:innen und Au-Pairs, sogenannte *Visa-Overstayer*. So heterogen die ›Gruppe‹ der Illegalisierten ist, so unbeständig auch ihr Status der Illegalität. Ein illegalisierter Aufenthalt

2 Ausgenommen von der Übermittlungspflicht sind jedoch Bildungs- und Erziehungseinrichtungen, insbesondere Schulen, um Kindern und Jugendlichen ohne Aufenthaltstitel den Schulbesuch zu ermöglichen (vgl. BAMF 2020: 186). Diese Regelung besteht zwar seit 2011, allerdings zeigen Studien auf, dass Kindern ohne Aufenthaltsstatus dennoch häufig der Schuleintritt verweigert wird (vgl. Funck/Karakaşoğlu/Vogel 2015; Wilmes 2016).

3 Eine detaillierte Darlegung der rechtlichen Rahmenbedingungen, welche nach deutschem Aufenthaltsgesetz einen unerlaubten oder unrechtmäßigen Aufenthalt begründen, lässt sich im aktuellen Migrationsbericht 2019 des BAMF nachlesen (BAMF 2020: 185f.).

4 BMI (o.J.): Illegale Migration, online verfügbar unter: <https://www.bmi.bund.de/DE/themen/migration/ illegale-migration/illegale-migration-node.html>, zuletzt geprüft: 08.12.2020.

bedeutet keinen lebenslänglich konstanten, gesellschaftlichen Status – Migrationsbiografien können durch die Diskontinuität eines Wechsels von der aufenthaltsrechtlichen Illegalität in die Legalität und wieder zurück gekennzeichnet sein (vgl. Bade 2001: 67; Bommers/Wilmes 2007: 9-12; Vogel/Aßner 2011: 6f.). Illegalisierte stellen demnach keine soziale Gruppe dar. Das einzig verbindende Element ist der Prozess der Illegalisierung, welcher sich politisch, historisch immer wieder neu gesetzlich formiert und so einen sich beständig verändernden »driftenden« sozialen Raum« (Karakayalı/Tsianos 2007: 10) schafft. Dieser Raum ist durchlässig und flexibel. Menschen ohne Aufenthaltsstatus geraten aus den unterschiedlichsten Gründen hinter die als legal formierte Demarkationslinie. Dies zeigt sich beispielsweise in historischen Beschlüssen wie der EU-Osterweiterung, die plötzlich zu einer Legalisierung einer großen Gruppe in Deutschland lebender Menschen führte. Oder Personen geraten umgekehrt von der Legalität in die aufenthaltsrechtliche Illegalität: Es kann ein abgelehntes Asylgesuch sein und die daran anschließende Widersetzung der Abschiebung. Es kann das abgelaufene Tourist:innen-, Doktorand:innen-, Studierenden- oder Ausbildungsverweissum sein. Es kann die gescheiterte Ehe, der gekündigte Arbeitsvertrag oder eine Straffälligkeit sein, die zu einem Verlust des Aufenthaltsstatus führen. Es ist ein sogenanntes Dunkelfeld, welches sich quantitativen Zählungen oder Messungen entzieht und damit eine fiktive Größe beschreibt, die in amtlichen Statistiken lediglich als Straftat auftaucht, und die davon ausgehenden Schätzungen auf das sogenannte Hellfeld können nur Verzerrungen unterliegen (vgl. Karakayalı 2008: 30). So formuliert Norbert Cyrus noch im Jahr 2004, dass die Schätzungen von circa einer Million Menschen ohne Aufenthaltsstatus in Deutschland eine realistische Untergrenze darstellen (vgl. Cyrus 2004: 4), während sechs Jahre später in der Analyse Dita Vogels und Manuel Aßners von gerade einmal 100.000 bis 400.000 Illegalisierten in Deutschland ausgegangen wird (vgl. Vogel/Aßner 2011).⁵ Beide hier zitierten Wissenschaftler:innen, Cyrus und Vogel, betonen jedoch 2018 in einem gemeinsamen Dossier, dass es nach wie vor keine präzisen Informationen über Umfang und Zusammensetzung der illegalisierten Migrant:innen in Deutschland gebe (vgl. Cyrus/Vogel 2018).⁶ Im derzeit aktuellsten vorliegenden Bericht des Bundesamts für Migration und Flüchtlinge (BAMF) wird keine Gesamteinschätzung vorgenommen, sondern ausschließlich auf die Statistiken und Daten der Bundespolizei und der polizeilichen Kriminalstatistik hingewiesen, welche unerlaubte Einreise und/oder Tatverdächtige mit unerlaubtem Aufenthalt registrieren (vgl. BAMF 2020: 186-192). So lässt es sich wohl immer noch am besten mit Bade (2001: 68) bestimmen: »Konkret heißt das in aller Bescheidenheit: Man argwöhnt viel und weiß wenig.«

Das Forschungsfeld der illegalisierten Migration etablierte sich im deutschsprachigen Raum erst in den 1990er Jahren und ist damit noch jung. Die Anzahl empirischer

5 Gerade die EU-Osterweiterung sorgte zwischenzeitlich für die Legalisierung einer großen Anzahl von Menschen.

6 Sie verweisen lediglich auf eine Schätzung für das Jahr 2014, nach der die Anzahl der in der aufenthaltsrechtlichen Illegalität lebenden Personen bei mindestens 180.000 und höchstens 520.000 liegt (vgl. Cyrus/Vogel 2018). Diese Schätzung geht auf eine Analyse Vogels zurück (vgl. Vogel 2016) und stellt die letzte valide Datenschätzung für die Größenordnung in Deutschland lebender Menschen ohne Aufenthalt dar (vgl. auch: Hosner 2020: 7).

Studien zu diesem Thema ist in Europa insgesamt recht klein, da nur in Ländern, in denen bereits umfassende Legalisierungen stattgefunden haben, systematisch Daten zu illegalisierten Migrant:innen ausgewertet werden können (vgl. Karakayalı 2008: 24; 29).⁷ »Wie aber kann man etwas untersuchen, das vor allem durch seine Flüchtigkeit, beständigen Metamorphosen und konstitutive Unsichtbarkeit gekennzeichnet ist?« (ebd.: 23). Aufenthaltsrechtliche Illegalität ist sowohl ein gesellschaftspolitisches Phänomen im Allgemeinen als auch eine subjektiv erlebte und individuell verkörperte Erfahrung. Sie ist weder ausschließlich juristischer Status noch allein soziale Situation, sondern immer beides zugleich, eingebettet in eine migrationspolitische und gesellschaftliche Realität. Durch die inhaltliche Verschränkung einer politisch-juristischen mit einer sozialen und ökonomischen Ebene, die dem Gegenstand eigen ist, zeichnet sich die Forschungslandschaft insgesamt durch Heterogenität aus und lässt sich nicht ohne Weiteres in klar voneinander abgrenzbare Bereiche trennen. Im Folgenden konturiere ich dieser Vielseitigkeit folgend einen groben Überblick über das Forschungsfeld und fokussiere mich dabei insbesondere auf die qualitativ angelegten empirischen Untersuchungen in Deutschland.⁸

Die meisten der bisherigen empirischen Studien in Deutschland thematisieren vor allem die sozioökonomische Ebene, indem sie die Lebenssituation der Betroffenen zum Ausgangspunkt nehmen: Als einer der ersten Wissenschaftler:innen charakterisierte der Jesuitenpater Jörg Alt die Alltagsbewältigung Illegalisierter in den Städten Leipzig und München und die damit einhergehenden Auswirkungen der faktischen Rechtlosigkeit. Ausgehend von ihrer Lebensrealität zeichnet er ein differenziertes Bild über die Wohn- und Arbeitssituation, den Zugang zu Schulen, den Umgang mit gesundheitlichen Problemen und dem psychischen Druck, der durch die permanente Angst vor Entdeckung entsteht (vgl. Alt 1999, 2003).⁹ Diese bereits von Alt identifizierten »Problem-Bereiche Arbeit, Wohnen, Bildung und Gesundheit strukturieren nach ähnlichem Muster die meisten empirischen Arbeiten. Dazu zählen insbesondere die von den jeweiligen Kommunen in Auftrag gegebenen Studien zum Leben in der Illegalität in den Städten München (Anderson 2003, 2010), Köln (Bommes/Wilmes 2007), Hamburg (Diakonisches Werk Hamburg 2009), Bonn (Pater 2005), Frankfurt (Krieger et al. 2006) und Berlin (Alscher/Münz/Özcan 2001), deren Ziel es unter anderem ist, auf die prekäre

7 Während in Italien, Frankreich, den Niederlanden, Spanien, Portugal und der Schweiz bereits Legalisierungen stattfanden, die jedoch meist mit einer Intensivierung der Bekämpfung von undokumentierter Einreise beziehungsweise irregulärer Beschäftigung einherging (vgl. Heck 2008: 105), war dies bis heute in Deutschland nie der Fall. Ergänzend kommentiert Karakayalı, dass es jedoch durchaus eine Praxis der Legalisierung in Deutschland gegeben habe, wenn beispielsweise diverse Anwerbeabkommen als Reaktion auf bereits stattfindende undokumentierte Migration gelesen werden (vgl. Fußnote 8 in Karakayalı 2008: 29).

8 Die Bezugnahme auf Deutschland als Referenzpunkt ergibt insofern Sinn, als das subjektive Erleben durch die stark voneinander abweichenden Möglichkeiten der Vernetzung angesichts unterschiedlich geprägter rechtlicher Situationen in den einzelnen Ländern enorm variiert und sich demnach die Alltagsbewältigung in verschiedenen Ländern stark unterscheidet.

9 Eine tabellarische Zusammenfassung weiterer empirischer Studien aus den späten 1990er und frühen 2000er Jahren, welche sich jedoch im Umfang deutlich von Alt absetzen, ist bei Schönwälder, Vogel und Sciortino nachzulesen (vgl. 2004: 13-15).

Rechtssituation aufmerksam zu machen und auf politischen Handlungsbedarf hinzuweisen. Auch jüngere Studien konzentrieren sich vornehmlich auf die Alltagsbewältigung illegalisierter Menschen in Deutschland und orientieren sich weitestgehend an der Strukturierung der bisherigen Publikationen (vgl. Hollstein 2017; Wilcke 2018).

Neben einer zunehmenden Anzahl von Artikeln und Sammelbänden und der Beleuchtung des Phänomens in Form von überblickartigen Erfassungen, meist verknüpft mit politischen Implikationen (vgl. Wilmes 2016; Alt 2009; Alt/Bommes 2006; Jünschke/Paul 2005; Schönwälder/Vogel/Sciortino 2004; Alt/Fodor 2001; Bade 2001; Cyrus 1999), werfen immer mehr Publikationen ein Schlaglicht auf bestimmte Teilaspekte zum Leben in der Illegalität: Diese fokussieren beispielsweise die ökonomische Perspektive (vgl. Straubhaar 2007), nehmen die Schulen in den Blick (vgl. Brügel 2005; Funck/Karakaşoğlu/Vogel 2015), diskutieren die rechtliche Stellung von Illegalisierten in der Erwerbsarbeit (vgl. Fischer-Lescano/Kocher/Nassibi 2012) oder konturieren die Krankheitserfahrung Illegalisierter (vgl. Huschke 2013) und skizzieren die Gesundheitsversorgung im Allgemeinen von Menschen in der Illegalität (vgl. Waller 2008; Mylius/Bornschlegl/Frewer 2011; Mylius 2016). Andere betrachten explizit die Schwierigkeit quantitativer Datenerhebung illegalisierter Migration (vgl. Vogel/Aßner 2011; Vogel 2016; Cyrus/Vogel 2018; BAMF 2020; Hosner 2020).

Während ich mich hier insbesondere auf den Forschungsstand über illegalisierte Migration in Deutschland beziehe, möchte ich darauf hinweisen, dass es zahlreiche empirische Arbeiten zum Thema oder zu Teilaspekten im internationalen Kontext gibt, welche im Folgenden exemplarisch anhand vorwiegend jüngerer Studien skizziert werden: So werden politische Mobilisierungen illegalisierter Migrant:innen innerhalb der Europäischen Union (EU) thematisiert (vgl. Schwenken 2006; Laubenthal 2007; King 2016) und kollaborative Perspektiven auf undokumentierte Migration in den USA aufgezeigt (vgl. Alonso Bejarano et al. 2019), oder es geht um das Leben Betroffener, die sich der Abschiebung in Österreich widersetzen (vgl. Kukovetz 2017), sowie um die Bedingungen illegalisierter Erntearbeitender in Italien (vgl. Reckinger 2018). Immer mehr Forschungen skizzieren dabei aus transnationaler Perspektive mit unterschiedlicher Fokussetzung die auf den Migrationsrouten durch Grenzapparate hervorgebrachten illegalisierten Subjekte und die immer wieder neu ausgestalteten Handlungsspielräume (vgl. Eule et al. 2020; Scheel 2019; King 2017; Agier 2016; Andersson 2014; Gatti 2008). Zudem gibt es Vergleichsstudien, die beispielsweise aufenthaltsrechtliche Illegalität in den USA und Deutschland betrachten (vgl. Heck 2008; Stobbe 2004), die Gesundheitsversorgung Illegalisierter in Italien und Deutschland in den Blick nehmen (vgl. Waller 2008) oder migrationspolitisch fundierte Perspektiven auf das Phänomen innerhalb der EU werfen (vgl. Kiza 2008; Düvell 2006).

Serhat Karakayali (2008) nimmt in seiner theoretischen Studie in Abgrenzung zu vielen anderen deutschsprachigen Publikationen eine dekonstruktivistische Perspektive auf das Phänomen der illegalisierten Migration ein, indem er es als Dispositiv untersucht und die gesellschaftlichen Verhältnisse in den Blick nimmt, die das Phänomen als Gegenstand in einem historischen Prozess konstituieren. Er unterteilt dabei das Forschungsfeld im deutschsprachigen Raum grob in zwei Bereiche: Auf der einen Seite stehen Publikationen, die als humanitär motivierte Studien die Not Illegalisierter in den Fokus rücken und zu politischem Handeln auffordern (hier sei insbesonde-

re auf die von den Kommunen in Auftrag gegebenen Studien verwiesen), und auf der anderen Seite Perspektiven, die kontrollpolitisch motiviert sind und deren Ziel die Verhinderung beziehungsweise Eindämmung illegalisierter Migration darstellt (vgl. BAMF 2020; Straubhaar 2007). Der jeweilige *Bias*, der den Arbeiten zugrunde liegt, produziert spezifisch zugeschnittenes Wissen, um die entsprechende politische Strategie zu untermauern (vgl. Karakayalı 2008: 28). Hier deutet sich bereits eine politische Spannung an, die die Forschungen im Feld durchzieht. Holger Wilcke sondiert vor diesem Hintergrund drei zentrale Themenkomplexe, die die meisten bisherigen empirischen Studien miteinander eint: So bezieht sich die erste Fragestellung häufig auf die quantitative Dimension, also Schätzungen über die Anzahl Illegalisierter oder die damit verbundenen Schwierigkeiten der Datenerhebung. Der zweite Themenschwerpunkt wendet sich der Definition und insbesondere der Ursachen für illegalisierte Migration zu, während der dritte Themenkomplex die Lebenssituation und Alltagsbewältigung der Betroffenen an sich in den Mittelpunkt rückt. Wilcke setzt mit seiner empirischen Forschung an der von ihm diagnostizierten Leerstelle an, indem er seine Forschung weder als humanitär motivierte und noch weniger als kontrollpolitisch gerahmte wissen möchte (vgl. Wilcke 2018: 11-15). Die Widerständigkeit der Illegalisierten stellt den Ausgangspunkt seiner Analyse dar und so bezieht er sich einleitend auf eine von ihm so benannte ›Superheld:innen-Metapher‹: »Illegalisierte sind (Über-)Lebenskünstler*innen, die als aktiv handelnde Subjekte unter den komplizierten Bedingungen ihrer Entrechtung ihr Leben organisieren« (ebd.: 10). Dabei übernimmt jedoch auch er einen bestimmten *Bias*, welcher ein spezifisches Wissen über die Widerstandsfähigkeit der (politischen) Subjekte produziert, und orientiert sich dabei unter anderem an der gängigen Einteilung in die ›Problem‹-Bereiche Arbeit, Wohnen, Bildung und Gesundheit.

Mein Anliegen ist es, Menschen ohne Aufenthaltsstatus im *Dazwischen* der hier konturierten Kategorien aufzusuchen und aus einer subjektiven Perspektive biografische Erzählungen in den Mittelpunkt zu rücken, die es Betroffenen ermöglicht, selbst ihre Themen und Schwerpunkte zu setzen, selbst zu entscheiden, wo sie sich verorten möchten, ob der Verlust die Erzählung prägt oder die Selbstbestimmung. Diese Arbeit schreibt sich damit nicht in eine problemzentrierte Perspektive ein und folgt auch nicht dem Held:innen-Narrativ. Daraus leiten sich zwei Forschungsfragen ab: Erstens gilt es, aufenthaltsrechtliche Illegalität nicht als selbstverständliche Tatsache vorauszusetzen, sondern zu fragen, wie diese abseits juristischer Rechtsprechung konstruiert ist, um die zugrunde liegenden dominanten politisch-normativen Strukturen, Diskurse und hegemonialen Bilder aufdecken zu können. Welche migrationsforschungsanalytischen Konzepte lassen sich daran anknüpfend ableiten, die die häufig unhinterfragten Ordnungen irritieren? Aufenthaltsrechtliche Illegalität begreife ich als ein Phänomen, welches immer das schwer greifbare ›Jenseits der Grenze‹, das per Gesetz definierte ›Exkludierte‹ bezeichnet. Der Blick der Arbeit richtet sich auf die unterschiedlichen Verortungsebenen dieses Phänomens, welches sich stets im Spannungsfeld politisch definierter Nicht-Mitglieder einer Gesellschaft und deren alltäglich praktizierter Teilhabe an eben dieser Gesellschaft bewegt. Und wie kann zweitens ausgehend davon das Forschen, Sprechen und Positionieren im normativen Diskursfeld ermöglicht werden, um performative Aushandlungsprozesse im *Dazwischen* der dominanten Narrative und hegemonialen Ordnungen sichtbar zu machen? Dazu muss das eigene Eingeschrieben-

sein in diese Ordnungen hinterfragt und damit einhergehend der eigene *Bias*, welcher die Forschung prägt, entlarvt werden. Inwieweit ein solches forschungsanalytisches Anliegen überhaupt gelingen kann, wie also das Erzählen in den Bruchstellen dominanter, normativer Diskurse, welche von divergierender Stigmatisierung und Kriminalisierung geprägt sind, möglich ist, stellt den Ausgangspunkt dieser Arbeit dar.

Aufenthaltsrechtliche Illegalität hinterlässt Spuren in Städten, Randbezirken, unterschiedlichsten Milieus, beeinflusst ein soziales Miteinander und bringt im Verborgenen Lebensnischen hervor. Sie ist zugleich durch sich wandelnde politische Diskurse um Migrationspolitiken einer permanenten Transformation unterworfen und findet durch juristische Maßnahmen und Gesetzeserlässe beständig neue Ausformungen. Sie ist aber auch eine immer aufs Neue gestellte Frage in Demokratien: Wie ist eine faktische Rechtlosigkeit mit einem universalen Recht auf Menschenrechte in Einklang zu bringen? In diesem Spannungsfeld die Gedankenwelten Illegalisierter in den Blick zu nehmen, ohne sie als Opfer zu stilisieren, ohne sie als aktiv Handelnde und Gestaltende ihres Alltags zu idealisieren und dabei gleichzeitig ihre Erzählungen über aufenthaltsrechtliche Illegalität als performativ-dialogischen Akt zu konzeptualisieren, ist das Anliegen meiner empirischen Perspektive und knüpft damit an eine bisherige Leerstelle in der aktuellen Forschungslandschaft an.

3. Struktur und Aufbau der Arbeit

Illegal migration is a recent phenomenon with a long and complicated past. Yet for me as for other anthropologists studying highly political events of the present, the question of how far one should dig into history, how many layers and fragments one should unearth, is battled out on each page of our ethnography. (Andersson 2014: 16)

Wie viele Schichten und Fragmente müssen ausgegraben, freigelegt und analysiert werden? Ich begeben mich in Kapitel II auf die theoretische Suche, die politischen beziehungsweise sozialen Konstrukte der aufenthaltsrechtlichen Illegalität zu konturieren, die Mechanismen ihrer Entstehung und konstanten Verschiebungen zu verstehen, die Selbstverständlichkeiten und häufig als ›natürlich‹ bedachten Ordnungen zu hinterfragen. Es geht mir dabei nicht darum, die bestehende Rechtslage aus juristischer Perspektive zu analysieren, sondern eine Metaperspektive einzunehmen. Denn auch der Rechtsstatus ist nicht als ein fixierter zu betrachten, da er durch sich wandelnde Gesetzgebungen sowie auch Veränderungen der privaten sozialen Lage immer wieder variieren kann. Den dadurch entstehenden sich beständig transformierenden Raum und die in diesem agierenden Figuren und Figurationen möchte ich sichtbar machen. Dabei ist es mein Anliegen, keine festen Pfade zu bauen, sondern Spuren auszulegen, welche die Suche als ihren erkenntnistheoretischen Moment transparent macht.

Erst durch Grenzziehungen, welche Mobilität selektiv verhindern sollen, und das Konzept von Bürgerschaft¹⁰ manifestiert sich aufenthaltsrechtliche Illegalität. Diese

10 Grundsätzlich wird in dieser Arbeit eine gendergerechte Sprache verwendet. Jedoch werde ich nachfolgend bei den Begrifflichkeiten ›Bürgerschaft‹ oder ›Staatsbürgerschaft‹ keine Genderfor-

drei Denkachsen – Grenze, Mobilität, Bürgerschaft – bilden den jeweiligen Ausgangspunkt, die einzelnen Schichten der Konstruktionsmechanismen des Phänomens nachvollziehbar zu machen. Entlang dieser Achsen lassen sich – geschichtliche (Kapitel II. 1.1.1), politische (Kapitel II. 1.2.1) und demokratietheoretische Fragmente (Kapitel II. 1.3.1) skizzierend¹¹ – dominante und hegemoniale Ordnungen sichtbar machen, welche auf das Phänomen der aufenthaltsrechtlichen Illegalität einwirken. Diesen stelle ich Analyseperspektiven aus der ›kritischen Migrationsforschung‹¹² gegenüber, welche versuchen, in dominanten Ordnungen zu intervenieren oder diese zu überschreiten. Aus einem grenztheoretischen Blickwinkel skizziert, wendet sich Transnationalität als Perspektive (Kapitel II. 1.1.2) gegen den methodologischen Nationalismus, ohne einerseits das ›Nationale‹ für ungültig zu erklären und andererseits einem kosmopolitischen Ideal zu erliegen. Autonomie der Migration (Kapitel II. 1.2.2) nimmt die Mobilität zu ihrem Ausgangspunkt und forciert als Methode eine Abkehr von Modellen der ›klassischen‹ Migrationsforschung, indem Migration als Struktur und Prozess in den Fokus rückt und damit den Blick von einem undurchdringlichen Grenzapparat hin zu heterogenen und widerständigen Praktiken verschiebt. Die *Acts of Citizenship* (Kapitel II. 1.3.2) wenden sich gegen Perspektiven, die dem Bürgerschaftszentrismus verhaftet sind, und nehmen als Konzept diejenigen Akteur:innen als *Activist Citizens* in den Blick, die zwar nach rechtlichem Maßstab nicht Teil der Gesellschaft sind, aber ihr Recht auf diese Teilhabe einfordern. Zusammenfassend geht es im ersten Kapitel darum, die sich überlagernden Verortungsebenen des Phänomens der aufenthaltsrechtlichen Illegalität in den Blick zu nehmen und die jeweiligen Konstrukte sichtbar zu machen, die aus den unterschiedlichen Perspektiven der Grenze, Mobilität beziehungsweise Bürgerschaft aufscheinen. Ich zeichne dabei die hegemonialen Ordnungen nach, die im Phänomen der aufenthaltsrechtlichen Illegalität reproduziert werden. Daran anknüpfend diskutiere ich migrationsforschungsanalytische Ansätze, welche dominante Ordnungen nicht blind reproduzieren, sondern diese irritieren und überschreiten möchten.

Anschließend werde ich im zweiten Kapitel der theoretischen Spurenlegung die in dem Konstrukt verorteten Subjekte als Denkfiguren¹³ theoretisieren – erneut jeweils ausgehend von den drei konstituierenden Achsen: Grenze, Mobilität und Bürgerschaft.

mel anwenden, da es mir um die Betonung des gegenwärtig wirksamen rechtlichen Rahmens geht beziehungsweise um die jeweiligen feststehenden (Rechts-)Begriffe.

- 11 Ich betrachte migrationsgeschichtliche und migrationspolitische Perspektiven sowie demokratietheoretische Fragmente keinesfalls als klar voneinander abgrenzbare Blickwinkel. Die Perspektiven dennoch getrennt voneinander zu skizzieren, bietet jedoch analytische Anhaltspunkte und erachte ich als sinnvolles Instrument der theoretischen Strukturierung.
- 12 ›Kritische‹ Migrationsforschung stellt keine abgrenzbare eigenständige Disziplin dar, sondern ist eher als eine kritische Haltung innerhalb ›der Migrationsforschung‹ zu fassen. Die Kritik richtet sich gegen klassische Erklärungsmodelle, wie beispielsweise die ökonomische Perspektive des *Push-and-pull*-Ansatzes oder auch das Integrationsparadigma, welches den Nationalstaat als ›quasi-natürliche‹ Ordnung und geschlossenen Container voraussetzt. Damit wendet sich die Kritik auch gegen meist unhinterfragte Begriffe wie ›Grenze‹, ›Nation‹ und ›illegale Migration‹ (vgl. Kritische Assoziationen (o.J.); vgl. auch Mecheril et al. 2013).
- 13 Nachfolgend skizzierte Denkfiguren werden nicht gegendert, da es mir um die Betonung der Figur und nicht um real existierende Lebensformen geht. Ich werde ausführlicher in Kapitel II. 2 darauf eingehen.

Die soziale Figur, welche durch die Grenze determiniert ist (Kapitel II. 2.1), wird nicht selten mit dem öffentlich wirksamen Bild des Geflüchteten deckungsgleich behauptet. Die politiktheoretische Einordnung ermöglicht das Erfassen der Grenzfigur als eine Figur totaler Exklusion im Denken Hannah Arendts (1955) oder als eine, die in Analogie zur Konzeptualisierung Julia Schulze Wessels (2017) im permanenten Aushandlungsprozess zu den sie umlagernden Grenzen und Rechtsprechungen steht. In der medialen Vermittlung agiert jene Figur entweder als ›Held‹, ›Feind‹ oder ›Opfer‹, welche sich aus einer wirkmächtigen sozialen Imagination speisen und als Legitimationsgrundlage für politische Entscheidungen dienlich sind (vgl. Friese 2017). In einem nächsten Schritt nehme ich die unterschiedlichen Typen der Mobilität in den Blick (Kapitel II. 2.2), die in der Forschung meist nicht zusammengedacht werden: Migration und Tourismus. Anhand der von Zygmunt Bauman (1996; 1997) konzipierten Denkfiguren des ›Touristen‹ sowie des ›Vagabunden‹ zeige ich das hierarchisch strukturierte Mobilitätskontinuum und die daraus resultierenden Perspektiven auf mobile Menschen auf. Ergänzend erweitere ich die von Bauman skizzierten Typen um eine zusätzliche Dimension: Gerade illegalisierte Migration zeichnet sich durch eine beständige ›Unsichtbarkeit‹ aus, welche nicht selten in sozialwissenschaftlichen Diskursen als ›gespenstisch‹ umschrieben und in Analysen deshalb mit dem mobilen Typus des ›Gespensts‹ versehen wird. Dies wiederum bringt eine Mystifizierung mit sich. Aus der Perspektive der Bürgerschaft heraus gedacht (Kapitel II. 2.3), bildet die Figuration des ›Nicht-Bürgers‹ ein dichotomes Gegenbild ab – das des ›Anti-Bürgers‹. Diesem ist das ›Kriminell–nicht-kriminell‹-Paradigma eingeschrieben, welches in migrationsforschungskritischen Studien bekämpft werden soll, und die von der Bürgerschaft Ausgeschlossenen werden aus dieser Perspektive häufig als widerständige Subjekte hervorgebracht und damit als ›Aktivisten‹ figuriert. Der ›Nicht-Bürger‹ wird jedoch auch bezugnehmend auf die philosophische Analyse Giorgio Agambens (2002) und seine Beschreibung des ›nackten Lebens‹ auf einer Verbindungslinie mit dem von Arendt formulierten ›abstrakten Menschenwesen‹ sichtbar. Figuren der Grenze, Typen der Mobilität und Figurationen der Bürgerschaft ergänzen die bereits skizzierten Überlegungen zum Phänomen der aufenthaltsrechtlichen Illegalität und verdichten dieses zu einer Spur normativ wirkender Diskurse, welche nicht nur in öffentlich-mediale Darstellungen hineinwirken, sondern auch wissenschaftliche Repräsentationen über Menschen in der aufenthaltsrechtlichen Illegalität berühren und formen.

Diese theoretischen Spuren werden in Kapitel II. 3 zusammenfassend reflektiert, um normativ-politische Strukturen sichtbar zu machen und nachzuzeichnen, wie das theoretische Feld der aufenthaltsrechtlichen Illegalität von einer (Un-)Sichtbarkeitsachse durchzogen ist: Je nach Perspektive, Konzept beziehungsweise Ansatz treten unterschiedliche Figuren, Typen und Figurationen in Erscheinung, die eine bestimmte Funktion zu erfüllen haben und sich um eine politisch-normative Struktur herum gruppieren lassen. In einem solchen theoretischen Diskursfeld bleiben vielfältige Subjektpositionen unsichtbar und werden in der Spannung einiger Modelle einerseits als politische Subjekte, die eine eigenständige post-nationale Selbstbestimmung initiieren, romantisiert, oder sie verbleiben andererseits in einer problemzentrierten Perspektive verhaftet, die sie lediglich als Unterworfenen des Grenzregimes wahrnehmen lässt.

An die theoretische Spurenlegung anknüpfend, wirft der ethnografisch erhobene empirische Kern der Arbeit ein Schlaglicht auf die subjektiv erlebte und verkörperte Erfahrung der Betroffenen, auf ihre Selbstpositionierung und auf die performativen Aushandlungsprozesse in der Interaktionssituation zwischen ihnen und mir als Teil eben dieser Gesellschaft, aus der sie formal ausgeschlossen sind. So beginnt die methodologische Suchbewegung (Kapitel III) mit dem Anliegen, das eigene Eingeschriebensein in dominante Ordnungen zu reflektieren und damit einhergehend einen methodologischen Weg auszuarbeiten, der es ermöglicht, die Rekonstruktion subjektiver Selbstverortungen sichtbar zu machen, ohne den in der Theorie nachgezeichneten politisch-normativen Strukturen und selektiven (Un-)Sichtbarkeiten zu erliegen. Diese Suche beginnt bei Reflexionen über die viel beschworene Kluft zwischen Theorie und Empirie (Kapitel III. 1.1) sowie bei Fragen zur Repräsentation (Kapitel III. 1.2), welche ich mit den zentralen Anliegen der Krise der Repräsentation beziehungsweise der *Writing-Culture*-Debatte diskutiere, um eine kritisch-reflexive Basis zu legen. Ausgehend vom methodischen Ansatz des biografisch-narrativen Interviews (Kapitel III. 2.1) skizziere ich die Ebenen des Performativen in den Zwischenräumen (Kapitel III. 2.2; 2.3). Ich schlage daran anknüpfend eine postkolonial informierte Perspektive als theoretisch fundierte analytische Stütze vor (Kapitel III. 3.1), um das Sprechen und Positionieren im hegemonialen Diskurs aus einem machtkritischen und selbst-reflexiven Blickwinkel mitzudenken. Die *Performative-Social-Science*-Methodologie soll als methodisch fundierte evokative Stütze dazu beitragen (Kapitel III. 3.2), das performative Potenzial einer Gesprächssituation freizulegen und einen Raum der Verschriftlichung abseits des rein analytisch-wissenschaftlichen Duktus ermöglichen, um den angedeuteten Zwischenräumen jenseits methodischer Kontrolle nachzuspüren.

Damit die in der theoretischen Spurenlegung herausgearbeiteten Spannungen nicht in dichotomen Kategorisierungen stabilisiert und die bereits in zahlreichen empirischen Studien angelegten problemzentrierten Perspektiven nicht erneut reproduziert werden, lenke ich den Blick auf die vielfältigen individuellen, komplexen Lebensgeschichten meiner Gesprächspartner:innen (Kapitel IV. 1-8). In den Erzählungen spiegelt sich die persönliche Erfahrung, welche den zeitweiligen Verlust des Aufenthaltsstatus in den Mittelpunkt rückt oder auch nur streift. Zunächst werde ich die Ambivalenzen und sich widerstreitenden Argumentationen innerhalb der ganz unterschiedlichen Gesprächsdynamiken nachzeichnen und erst in einem zweiten Schritt nach den feinen Verbindungslinien geteilter Narrative fragen. Diese machen eine gemeinsam erzeugte Affirmation und Widersetzung innerhalb normativer Ordnungen und diskursiver Figuren sichtbar und offenbaren ein strukturelles Nicht-Sprechen und Schweigen im Feld, welches die erzeugten und versteckten (Un-)Sichtbarkeiten stabilisiert (Kapitel V).

Die Erzählungen über das Leben ohne Aufenthaltsstatus stehen im Mittelpunkt dieser Arbeit und können nichts anderes als ein höchst unvollständiges Bild wiedergeben. Sie sind dennoch nicht als singuläre, voneinander losgelöste narrative Inseln zu begreifen – im Gegenteil, sie sind miteinander durch zahlreiche Verästelungen verbunden und knüpfen an eine kollektive Erfahrung an, welche einer gesellschaftlichen ›Normalität‹ beziehungsweise Norm widerspricht. Die immer wieder aufscheinenden Leerstellen im Darüber-Sprechen und Positionieren innerhalb politischer und sozialer

Ordnungen, wie auch im Schreiben und Forschen über aufenthaltsrechtliche Illegalität, werde ich abschließend im letzten Kapitel der Arbeit reflektieren (Kapitel VI).

II. Theoretische Spurenlegung

1. Über ein normatives Konstrukt

Um das Konstrukt der aufenthaltsrechtlichen Illegalität zu verstehen sowie die Aushandlungsräume der in ihr agierenden Menschen in den Blick nehmen zu können, bedarf es einer theoretischen Brille, die nicht von nationalstaatlichen Grenzen oder Staatsangehörigkeiten als gesetzte oder gar »natürliche« Ordnungen ausgeht, sondern von Konzepten und Diskursen, die diese Ordnungen herausfordern und theoretische Diskursfelder freilegen, um diejenigen in den Blick zu nehmen, die eben auch da sind, obwohl sie in vielerlei (theoretischer) Hinsicht nicht vorgesehen sind. Illegalisierte Migration theoretisch zu fassen bedeutet, »sie nicht als soziologisches Phänomen getrennt von staatlicher Kontrolle, wissenschaftlicher Erfassung und politischer Bearbeitung zu untersuchen« (Karakayalı 2008: 23), denn nur so wird offenkundig, dass sich der Gegenstand erst durch vielseitige Bedingungen kontinuierlich verändert (vgl. ebd.). Illegalisierte Migration ist ein »amorpher Begriff« (ebd.: 14).

Im Folgenden nehme ich die formalen Ausschlusskriterien in den Blick, die eine illegalisierte Migration hervorbringen – die Grenze, die Mobilität und die Bürgerschaft. Anhand dieser untersuche ich jene Zwischenräume, die die Spannungen zwischen undokumentiertem Grenzübertritt, illegalisierter Mobilität, formalem Ausschluss einerseits und dem tatsächlich geschehenen Grenzübertritt, der teilweise autonomen Mobilität, dem informellen Rechtenehmen andererseits sichtbar machen. Im jeweils ersten Teil der Kapitel geht es um migrationsgeschichtliche beziehungsweise migrationspolitische Konturen sowie demokratietheoretische Fragmente. Diese sollen im zweiten Teil der Kapitel mit einem migrationsforschungstheoretischen Ansatz ergänzt werden, der die jeweilige Perspektive unterstreicht und für die Forschung fruchtbar gemacht werden kann. Von der Grenze her gedacht, werfe ich einen Blick auf migrationsgeschichtliche Eckpfeiler einschneidender politischer Ereignisse, die dazu beigetragen haben, Grenzziehungen hervorzubringen, zu verschieben und zu transformieren. Daran anknüpfend skizziere ich Transnationalität als Perspektive, welche unter anderem den methodologischen Nationalismus zu überwinden sucht. Mobilität in den Blick nehmend, analysiere ich migrationspolitische Konturen des »Migrationsregimes«, immer im Hinblick auf das Hervorbringen illegalisierter Migration. Die Autonomie der Migra-

tion als Methode kann als ein Instrumentarium gelesen werden, genau die Mobilität der Migrant:innen ins Zentrum der Analyse zu rücken. In Anlehnung an demokratietheoretische Fragmente von Bürgerschaft konturiere ich abschließend das Konzept der *Acts of Citizenship*, welches den Blick auf die Spannung zwischen Ausschluss und Teilhabe an Bürgerrechten legt.

1.1. Nachdenken über Grenzen

»[O]nce countries had borders, now they *are* borders.« (Rumford 2006: 156, Herv. i. O.)

Migration wird klassischerweise mit einem Grenzübertritt assoziiert. Dieser gilt »ideologisch und rechtlich als maßgebliches Kriterium in der Definition von Migration« (Lehnert/Lemberger 2014: 47). Gerade illegalisierte Migration trägt die Grenze bereits im Namen, denn so markiert die Illegalisierung einen Grenzübertritt sowohl einer Staats- wie auch einer Rechtsgrenze. Der Begriff der Grenze wird dabei meist auf scheinbar unverrückbare nationalstaatliche Grenzen oder unanfechtbare Außengrenzen projiziert: »Borders appear unbreakable as if they have always been there. [...] In this way, borders are presented as primordial, timeless, as part of nature« (Khosravi 2011: 1). Grenzen waren jedoch nie Teil einer natürlichen Ordnung. Sie befinden sich seit jeher im Wandel, sind verhandelbar und von Durchlässigkeit geprägt. Grenzen markieren immer eine Differenz und wirken auf das, was sie umschließen, genauso wie auf das, was sie abgrenzen. Kontaktpunkte wie Differenzen sind konstitutiver Bestandteil und erst durch diesen Dualismus besteht eine Grenze mit sowohl integrativem, als auch ausgrenzendem Charakter. Damit bilden Grenzen eine Relation ab, denn das Innen kann nur in Verbindung mit dem Außen bestehen. Durch ihr verbindendes Element bieten sie die Möglichkeit des Passierens und Überschreitens. So gesehen können weder gänzlich offene noch komplett geschlossene Grenzen gedacht werden, da sie sich auflösen würden (vgl. Schulze Wessel 2018: 14-17), oder in Shahram Khosravis (2011: 4) Worten: »Where there is a border, there is also border crossing, legal as well as illegal.«

Im Folgenden sollen der Wandel deutscher wie EU-europäischer Grenzziehungen und die durchlässige Beschaffenheit dieser anhand migrationsgeschichtlicher Eckpfeiler diskutiert werden. Es geht dabei nicht um einen in seiner historischen Chronologie vollständig dargelegten Grenzziehungsverlauf bundesdeutscher Geschichte, sondern um die grobe Konturierung einschneidender politischer Ereignisse, die einen grundlegenden Wandel nationalstaatlicher wie EU-europäischer Grenzziehungen, -verschiebungen und -auslagerungen mit sich brachten. Anhand dessen wird die sich beständig wandelnde und durchlässige Konstruktion des illegalisierten Grenzübertritts beziehungsweise Aufenthalts nachgezeichnet.

1.1.1. Migrationsgeschichtlicher Blick

Vor der Gründung des Nationalstaats 1871 war der Weg von ›deutschem‹ Territorium in ein anderes bereits eine grenzüberschreitende Wanderung und schon eine Person aus der weiteren Umgebung galt als ›fremd‹. Die Regelung der Aufnahme der Neuankömmlinge lag bei den Städten und Gemeinden. Ärzt:innen, Händler:innen und Gelehrte wurden schnell aufgenommen, wohingegen Bettler:innen, Arme und sogenann-

tes fahrendes Volk bereits damals als unerwünscht galten und Anlass zu Ausgrenzung nach sich zogen. So wurden äußeres Erscheinungsbild und bestimmte Lebensformen schon zu dieser Zeit vorverurteilt (vgl. Heck 2008: 63f.). Im Zuge der Industrialisierung im späten 19. Jahrhundert kam es neben dem wirtschaftlichen Aufschwung zu einer massenhaften Verarmung und in ganz Europa verstärkten sich die Wanderungen. Erst zu dieser Zeit entstanden die Definition der Staatszugehörigkeit sowie das Passwesen als Kontrolle über die Mobilität der Armen. Es fand eine Zuständigkeitsverschiebung von Kommune zum Staat statt und dieser musste definieren, wer ›seine‹ Armen sind. ›Landfremde‹ Arme – diese wurden willkürlich festgelegt, da es zu der Zeit keine festgelegten Kriterien der Staatsangehörigkeit gab – wurden von den Einzelstaaten vielfach nicht als ihnen zugehörig anerkannt. Hier kumulierte erstmals das Problem von Armut und Staatenlosigkeit (vgl. ebd.: 64).

Der Anfang des Ersten Weltkriegs markierte eine Neuzeichnung der Grenzlínien innerhalb Europas. Der Passzwang schloss die Grenzen des Deutschen Reichs nun vollends. Mit dem Beginn der Meldepflicht bei Wohnsitzwechsel ging die Erfindung der juristischen Figur des ›Fremden‹ als Gegenstück zur Erfindung des ›Nationalen‹ einher. Mit dem Ende des Ersten Weltkriegs wurde die Pflicht zum Personalausweis eingeführt (vgl. Moulrier Boutang 2007: 175). Die Zwischenkriegszeit und die Regelungen des Versailler Vertrags führten dazu, dass eine große Zahl von Menschen staatenlos wurde, da nicht allen das Recht auf Einbürgerung gewährt wurde (vgl. Heck 2008: 67f.). So wurde unzähligen Personen in den Versailler Friedensverträgen kein Staat zugebilligt, oder sie sollten als stigmatisierte Minorität innerhalb des Nationalstaats assimiliert werden (vgl. Arendt 1955: 435f.). Ihnen wurde ein bestimmter Platz in der Gesellschaft zugewiesen und somit fand eine Hierarchisierung ›guter‹ wie ›schlechter‹ Bürger:innen statt: »Mehr denn je waren territoriale Grenzen zu etwas Willkürlichem und Zufälligem geworden, durch das kein Volk und keine Nationalität zu begrenzen war« (ebd.: 437). Gleichzeitig hatten nationalstaatliche Grenzziehungen integrativen Charakter und boten einen Schutzraum für diejenigen, die als sogenanntes fahrendes Volk zuvor bereits vor den Stadtmauern abgewiesen wurden. Während eine mittelalterliche Ordnung noch von hierarchisch-personalen Herrschaftsverhältnissen geprägt war, wurde Gewalt nun durch klare Grenzziehungen staatlich zentriert und durch exklusive territoriale Mitgliedschaft gebunden (vgl. Schulze Wessel 2017: 89).

In der Zeit des Kalten Krieges dominierte der ›Eiserne Vorhang‹ und seine Aufteilung der Welt in zwei Blöcke das europäische Bewusstsein. Sogenannte blockfreie Staaten spielten kaum eine Rolle (vgl. Kasperek 2017a: 13). Der Fall der Berliner Mauer 1989 ist beispielloser Ausdruck einer innerdeutschen Grenzverschiebung, indem diese durch den Druck zivilgesellschaftlicher Bewegung zu Fall gebracht wurde. Hier wird deutlich: Nicht allein der staatliche Souverän legt Grenzen fest – es gibt immer auch Akteur:innen, die diese in Frage stellen und wirksam bekämpfen können (vgl. Rumford 2006: 164). Eine weitere deutliche sowie sichtbare Verschiebung nationalstaatlicher Grenzen fand mit dem Schengener Abkommen 1985 statt: »Schengen steht für die Erfindung einer europäischen Außengrenze« (Kasperek 2017a: 49). Der schrittweise Abbau der Binnengrenzen der europäischen Staaten wurde vorangetrieben, während Migrationspolitik zu Grenzpolitik umgedeutet wurde, denn die Begrenzung grenzüberschreitender Wanderungen war von Beginn an ein zentrales gemeinsames Anliegen für die

institutionelle Zusammenarbeit in Europa (vgl. Kapitel II. 1.2.1). Mit Gründung der EU 1992 sollten die Asyl- und Migrationspolitik in den Mitgliedsstaaten in Übereinstimmung gebracht und die Kontrollen an den EU-Außengrenzen ausgebaut werden. In den folgenden Jahren intensivierte sich die kontrollpolitische Zusammenarbeit durch die Einführung des Schengener Informationssystems (SIS), FADO (False and Authentic Documents), des automatisierten Fingerabdrucksystems EURODAC sowie der Polizeibehörde EUROPOL. Dadurch wurde unter anderem ein grenzüberschreitender Austausch über Fahndungslisten und Bewegungen von Migrant:innen und Geflüchteten ermöglicht. Zudem wurde mit Dublin I bereits Ende der 1990er Jahre die *Rule of first entry* eingeführt, die besagt, dass das Asylverfahren in dem Land durchgeführt werden muss, welches die Person als Erstes betritt, und damit sowohl subjektive Gründe wie familiäre Angehörige und Sprachkenntnisse der Geflüchteten außer Acht lässt, als auch einen möglichen Verteilungsschlüssel, der wirtschaftsstärkere Länder zur Aufnahme einer größeren Anzahl an Schutzsuchenden verpflichtet (vgl. Kasperek 2017a: 18-22; Heck 2008: 83).

Die EU-Osterweiterung führte dazu, dass sich die deutschen Außengrenzen an die Außengrenzen der Union verlagerten. Mit ihr ging ein intensiver Ausbau der Grenzsicherung gegen Osten einher und EU-Anwärterländer wie die Ukraine oder die Türkei wurden in die Grenzsicherung einbezogen. 2005 nahm die Grenzschutzagentur FRONTEX ihre Arbeit auf, um Geflüchtete bereits im Mittelmeer abfangen zu können (vgl. Heck 2008: 88-90). Der nationale Bezugsraum dehnte sich zunehmend auf supranationale Ebene aus, wobei die Supranationalisierung nicht selten mit Re-Nationalisierungen einherging (vgl. Pries 2010: 20-22). Während in den 2000er Jahren Vereinbarungen mit nordafrikanischen Staaten unterzeichnet wurden, um Migrationsbewegungen zu verhindern, wurde im März 2016 eine Kooperation mit der Türkei beschlossen, in der sie sich verpflichtete, Überfahrten auf die griechischen Inseln bereits an der türkischen Küste zu unterbinden sowie Rückschiebungen aus Griechenland zu akzeptieren. Im Gegenzug erhielt die Türkei drei Milliarden Euro für die Unterbringung von Geflüchteten und ein EU-Resettlement-Programm wurde ausgeweitet, welches vorsah, Kontingente von Syrer:innen direkt aus der Türkei in die EU aufzunehmen (vgl. Kasperek 2017a: 105f.). Die intensivierte Zusammenarbeit mit sogenannten Transitstaaten gipfelte 2017 unter anderem in einem Abkommen mit dem vom Bürgerkrieg zerrütteten Libyen, welches die libysche Küstenwache ermächtigte, Geflüchtete von ihrer Überfahrt nach Europa abzuhalten. Diese sollten stattdessen in libyschen Auffanglagern interniert werden, welche bekannt für ihre menschenunwürdigen Zustände sind. Zahlreiche Menschenrechtsorganisationen sowie auch die UNO kritisierten das Vorgehen der EU scharf und warfen ihr Menschenrechtsverletzung vor (vgl. Pro Asyl 2017; Amnesty International 2017). So formuliert Reece Jones, es sei ein illusorischer Trugschluss, hinter dem Abbau der Binnengrenzen tatsächlich das Ideal einer grenzenlosen Welt zu sehen, da sich Grenzen lediglich verlagert haben, nicht jedoch verschwunden sind und das Mittelmeer bald als tödlichste Grenze weltweit fungieren sollte (vgl. Jones 2017: 16-18): »Indeed, for several years now, the European Union (EU) has actively converted the Mediterranean into a mass grave« (De Genova 2017: 3).

Eine Konsequenz der internationalen Abkommen ist, dass nationale Grenzschutzbeamten:innen genauso wie die europäische Agentur FRONTEX außerhalb des europäischen Gebiets Kontrollen durchführen. FRONTEX-Schiffe fangen beispielsweise bereits vor den Küsten Mauretaniens und Senegals Boote mit Geflüchteten ab und schicken diese zurück (vgl. Schulze Wessel 2017: 101). Grenzen wurden darüber hinaus zunehmend mit verbesserter Überwachungstechnik ausgestattet, wie Bewegungsmeldern, hochauflösenden Kameras, Drohnen und vielem mehr. Diese sogenannten *Smart Borders* sollen bewegte Körper aufspüren: »Maschine gegen Körpermaschine und Lebensfunktionen, Atem, Herzschlag, Wärme« (Friese 2017: 43). Im Oktober 2020 ging aus Berichten hervor, dass FRONTEX nachweislich an illegalen Pushbacks in der Ägäis beteiligt war, indem überladene Schlauchboote mit Geflüchteten zurück in türkische Gewässer getrieben wurden, anstatt die Insass:innen zu retten (Hoffmann 2020). Die EU regiert insofern im Feld der Grenzziehungen in die Politik der Mitgliedsstaaten hinein und weitet ihren Politikraum auch weit über die Grenzen hinaus aus (vgl. Römhild 2018: 71f.; Schwenken 2006: 101).

Es greift jedoch zu kurz, ausschließlich auf die Externalisierung der Grenzen zu verweisen, denn »Grenzen haben sich nicht nur weit vor ihren tradierten Verlauf geschoben, haben also nicht nur ihren Raum ausgeweitet, sondern sie haben auch jeden spezifischen Ort verloren« (Schulze Wessel 2017: 112). Grenzen sind nicht mehr eindeutig an territoriale Außengrenzen gebunden. Sie sind nicht »als konkreter Ort, als konkrete Linie auf einer Karte« (ebd.: 88), sondern räumlich zu denken: »[B]orders have their own space and have become zones of exchange, connectivity and security« (Rumford 2006: 161f.). Sie können sich in sich vergrößernden Registrier- oder Abschiebezentren materialisieren, in sogenannten Räumen des Transits: »Vor den Toren Europas zu sitzen bedeutet nicht: Du kommst hier nicht rein. Es bedeutet nur: Du kommst niemals vom Fleck« (Reportage zitiert in Holert/Terkessidis 2006: 47). Während also einerseits durch die Ausweitung der EU und das Wegfallen der Binnengrenzen häufig ein Bedeutungsverlust von nationalen Grenzen behauptet wird, wird andererseits das vielfältige Auftauchen von Grenzen betont.

Europa hat sich dem Glauben hingegeben, es würde sich eigene Grenzen schaffen – aber in Wirklichkeit hat es keine Grenzen, sondern ist vielmehr selber, als solches, eine komplexe Grenze: [...] Europa ist ein *borderland*, ein Land aus Grenzen. (Balibar 2016: 20, Herv. i. O.)

Die tief verwurzelte Logik, Migration zu begrenzen und sich vor dem Zuzug »anderer« schützen zu müssen, um die innere Ordnung und Stabilität zu bewahren, sieht Julia Schulze Wessel (2018: 10–13) bereits in der Antike verortet und beschreibt dies als differenzsetzende Auseinandersetzung, welche zwar nicht ununterbrochen, doch in kontinuierlicher Regelmäßigkeit aufscheint. Regina Römhild (2018: 74) verweist hingegen auf die historisch näherliegende Verwobenheit postkolonialer Kontinuitäten, welche die gegenwärtige EU-Grenz- und Migrationspolitik prägen und in der Forschung über Grenzen und Migrationsbewegungen meist ausgeblendet werden (vgl. auch De Genova 2017: 21–24). So beschreibt Étienne Balibar (2009: 203f.) die sogenannte Lagerbildung außerhalb EU-europäischen Territoriums als eine Reproduktion kolonialer Abhängigkeitsverhältnisse, welche insbesondere etwas über die Unfähigkeit der EU aussage, die-

sen Konflikt nicht innerhalb der eigenen territorialen Grenzen und damit innerhalb der eigenen Institutionen und Gesellschaften lösen zu können. Es wird dabei, so Römhild, eine identitätspolitische Identifikationsfläche aufgerufen, die Europa als ›weiße‹ Geschichte der Aufklärung und der Moderne sowie des Christentums, der Demokratie und der damit verbundenen Werte konturiert und so einen gebotenen Abstand zum vermeintlich ›anderen‹ propagiert. Darin drückt sich eine Amnesie, eine Form des Entinnerns postkolonialer wie transnationaler Verflechtungen aus, sodass die gegenwärtig als ›fremd‹ Markierten als ein relativ neues Phänomen dargestellt werden, welches es zu skandalisieren und fernzuhalten gilt (vgl. Römhild 2018: 76; Friese 2017: 44). Grenzziehungen sind somit nicht mehr nur ausschließlich territorial gebunden, sondern bringen in Form des *Otherings* auch Grenzfiguren hervor, wie beispielsweise den ›muslimischen Migranten‹. Diese Figur trägt den als ›fremd‹ markierten Raum über die Grenzen Europas und wird als deterritorialiserte Grenzziehung innerhalb europäischer Gesellschaften wirksam (vgl. Römhild 2018: 72-74). Oder um es mit Balibar (2009: 192) zu präzisieren:

To ›territorialize‹ means to assign ›identities‹ for collective subjects within structures of power, and, therefore, to categorize and individualize human beings – and the figure of the ›citizen‹ [...] is exactly a way of categorizing individuals.

Die Wirkmächtigkeit dieser Grenzziehungen untersucht Shahram Khosravi (2011: 24) anhand seiner eigenen Erfahrungen als *Illegal Traveller*: »I, my body, identity and culture were ›out of place‹, out of their place.« Er zeigt damit das Beziehungsverhältnis auf, welches sich in der Asymmetrie zwischen nationalem Souverän, Akteur:innen der Grenzkontrolle und jenen, die sich diesen entziehen, aufspannt. Dieses Beziehungsverhältnis ist einerseits ortsgebunden, denn so sind es nur wenige Schritte von hier nach dort, die differenzsetzend sind: »There I was, on the other side of the border – without papers, on the same earth, just a few steps away, yet the soil was not the same« (ebd.). Andererseits wird das Beziehungsverhältnis zwischen ihm und der sogenannten Mehrheitsgesellschaft auch an dem Ort, der ihm einen formal-rechtlichen Aufenthalt zusichert, als Asymmetrie im Blick der Menschen wirksam. Er wird durch sie ›ver-›andert‹ – und damit verändert: Er wird nicht als Individuum wahrgenommen, sondern als Exemplar einer Kultur« (Sökefeld 2004: 24, Herv. i. O.). So steht er erneuten Grenzziehungen gegenüber, dem unsichtbaren, aber wirkmächtigen rassifizierenden Blick, der ihn als Grenzfigur fixiert, »undesirable people are not expelled by the border, they are forced to be border. I am the border« (Khosravi 2011: 99, Herv. i. O.).

Es wird Kultur gerufen und Rasse gemeint. Worum es dann geht, ist Ermächtigung im Kampf um Privilegien und die Wiederherstellung einer eindeutigen Ordnung und einer Hierarchie, in der Andere bestenfalls einen untergeordneten Platz einzunehmen angewiesen sind. (Friese 2017: 17)

Die Spürbarkeit und Sichtbarkeit einer Grenze sowie ihre Durchlässigkeit materialisieren sich für Menschen ganz unterschiedlich und Grenzen sind damit nicht nur orts-, sondern auch von spezifischen Personen abhängig (vgl. Schulze Wessel 2017: 133): »Während für die Einen die Grenze niemals sichtbar ist, ist die Grenze für die Anderen permanent da« (ebd.: 134).

Der illegalisierte Grenzübertritt ist unter historischen Gesichtspunkten als ein fluides, sich immer wieder verschiebendes Gebilde zu betrachten, da sich Grenzen zunächst willkürlich geschlossen haben, um sich dann zu verlagern, zu verräumlichen, zu verschwinden und wieder (verdeckt) aufzutauchen. Die Auslagerung der Grenzen an die Außenflächen der EU und weit über diese hinaus bis in die Subsahara bedeutet nicht, dass sie innerhalb der EU nicht mehr existieren. Während sich für die einen ein vermeintlich grenzfreier Schengenraum eröffnet, sind für andere Grenzen nicht nur zahlreicher, sondern auch subtiler geworden. Sie treten an unterschiedlichsten Orten und ohne Vorwarnung in Erscheinung beziehungsweise beinhalten sie immer beides zugleich: »Verbundenheit und Differenz, »Europa ohne Grenzen« und »Festung Europa« (Schwell 2008: 29). Grenzen können sich auch in das Subjekt selbst verlagern und dadurch als deterritoralisierte Grenzziehung im öffentlichen Raum – beispielsweise an stark frequentierten Plätzen wie einem Hauptbahnhof – sichtbar werden, wohingegen für andere dieser Raum einen Raum der Bewegungsfreiheit darstellt, einen Raum ohne Grenzen. So kann eine Grenze zunächst für viele unbedeutend oder gar unsichtbar sein, wenn für sie aufenthaltsrechtliche Illegalität keine Denkkategorie darstellt. Für Illegalisierte oder für Personen, die als »fremd« markiert werden, können Grenzen jedoch spontan und ohne Vorwarnung in Form von Kontrollen jederzeit in Erscheinung treten (vgl. Schulze Wessel 2017: 133; Schwenken 2006: 101): »Borders have become invisible borders, situated everywhere and nowhere« (Khosravi 2011: 99). Es sind diese Grenzziehungen, die illegalisierte Migration hervorbringen, diese konstruieren und eine Überlagerung der Ebenen von migrationsrechtlichen Grenzziehungen und postkolonialen Kontinuitäten produzieren, welche die in dieser Kategorie agierenden Menschen als die »Nicht-Dazugehörenden« markieren:

»[W]e should not look for boundaries of things, but things of boundaries« which is to say that boundaries do not mark the edges of already existing things; the thing comes into being by placing boundaries. (Jones 2017: 166f.)

1.1.2. Transnationalität als Perspektive

Die Bildung von Nationalstaaten hat das Verständnis und die Wahrnehmung von Migrationsbewegungen grundlegend verändert und prägt Migrationsdiskurse sozialwissenschaftlicher Theorien. Dem liegt ein methodologischer Nationalismus zugrunde, der einen territorialen Raum behauptet, welcher deckungsgleich mit Gesellschaft und Kultur fungiert, und die Annahme propagiert »that the nation/state/society is the natural social and political form of the modern world« (Wimmer/Glick Schiller 2002: 302). Der Nationalstaat gilt quasi als »natürliche« Form von Vergesellschaftung und wird zur selbstverständlichen Referenz, ohne historische und gesellschaftliche Bedingungen zu reflektieren (vgl. Mecheril et al. 2013: 21f.). Er bildet eine unhinterfragte »Dreieinigkeit von Volk-Staat-Territorium« (Schulze Wessel 2017: 88; vgl. Arendt 1955: 431) ab. Selbst in einer Zeit rascher Nationalisierungsprozesse und der Formierung nationalistischer Gesellschaften gelten sozialwissenschaftliche Theorien gar als »national-blind«, wie sich von Parsons über Bourdieu und Luhmann bis hin zu Habermas zeigt – keiner der Theoretiker setzte sich analytisch mit der systematischen nationalen Rahmung von Staaten

und Gesellschaften auseinander.¹ Dabei ist die Welt schon immer von transnationalen Prozessen geprägt, selbst in den Hochphasen nationaler Grenzziehungen. Diese wurden nur lange aufgrund des methodologischen Nationalismus übersehen: »Perhaps it was more difficult to see the world in three dimensions when the sun stood at its zenith. In the evening, shadows grow and allow us to perceive the environment in clearer contours« (Wimmer/Glick Schiller 2002: 302). Das Ignorieren dieser Prozesse bildet einen Aspekt des methodologischen Nationalismus ab. Ein weiterer spiegelt sich in der nicht hinterfragten Annahme, dass nationale Diskurse, Loyalitäten und Geschichtsschreibung als gegeben vorausgesetzt werden, ohne diese zu problematisieren (vgl. ebd.: 304).²

Lange Zeit galt Migration als einmaliger linearer Prozess. Migrant:innen wanderten aus einem territorial umschlossenen ›Container‹ in einen neuen und gliederten sich in die dortige ›Aufnahmegesellschaft‹ ein, dem naturalistischen Prozess einer Entwurzelung und Wiedereinpflanzung gleich (vgl. Karakayalı/Tsianos 2007: 8; Bojadžijev/Römhild 2014: 10). Migrationsforschung fokussiert dabei insbesondere grenzüberschreitende Wanderungen und klammert jene aus, die von einer Stadt aufs Land und umgekehrt migrieren. Der Grenzübertritt wird dabei zur Anomalie, zu etwas Erklärungsbedürftigem und wirft Fragen der Loyalität der Zuständigkeiten und Zugehörigkeiten auf. Migrant:innen werden als Sicherheitsgefahr, als kulturelle ›andere‹ beziehungsweise sozial Marginalisierte markiert (vgl. Wimmer/Glick Schiller 2002: 311). Der Fokus auf Grenzen, die ihre Funktion erfolgreich erfüllen können, führt jedoch »zur epistemologischen Ausschaltung migrantischer Agency« (Hess/Karakayalı 2017: 29). Migrant:innen werden zu den Antagonist:innen eines geordneten funktionierenden Staats und es ist eben dieser methodologische Nationalismus, welcher ein machtvolleres ›Integrationsparadigma‹ hervorbringt, um die gesellschaftliche Stabilität des vermeintlichen homogenen ›Staatskörpers‹ aufrechtzuerhalten. Migrant:innen haben diesem als individuelle Leistung nachzukommen – auch wenn der Gründungsmythos der Nation auf einer seit jeher stattfindenden Einwanderung fußt (vgl. Wimmer/Glick Schiller 2002: 309; Karakayalı/Tsianos 2007: 8).

Mit dem *Transnational Turn* hat die Migrationsforschung in den 1990er Jahren eine Wende vollzogen (vgl. Bojadžijev/Römhild 2014). Während Migration immer noch gerade in öffentlichen Diskursen als das Besondere und Außergewöhnliche stilisiert wird, ist sie vielmehr als konstante historische Tatsache zu begreifen. Nicht die Sesshaftigkeit, sondern die Mobilität bildet den ›historischen Normalfall‹ ab (vgl. Mecheril et al. 2013: 8f.). Die durch die transnationale Wende angestoßene Fokusverschiebung auf die Normalisierung von Mobilität stellt die bis dato als ›natürlich‹ markier-

1 Anzumerken ist jedoch, dass die modernen Sozialwissenschaften wie auch die Soziologie erst zu einer Zeit entstanden, in der die bürgerlich-kapitalistische Industriegesellschaft bereits nationalstaatlich eingefasst war und folglich in soziologischen Analysen als natürliche Bezugseinheit gesetzt wurde (vgl. Pries 2010: 17).

2 Andreas Wimmer und Nina Glick Schiller differenzieren insgesamt zwischen drei unterschiedlichen Varianten von methodologischem Nationalismus in unterschiedlichen Disziplinen und ordnen diese historisch ein. Die verschiedenen Modi speisen sich aus der genannten Ignoranz, der Naturalisierung sowie der unhinterfragten territorialen Eingrenzung auf Nationalstaaten (vgl. Wimmer/Glick Schiller 2002: 302-308).

te Sesshaftigkeit der sogenannten Mehrheitsgesellschaft infrage und irritiert den methodologischen Nationalismus der Migrationsforschung, indem das nationalstaatliche Container-Modell transzendiert wird (vgl. Bojadžijev/Römhild 2014: 12; Karakayalı/Tsianos 2007: 10). Transnationalität als Perspektive ermöglicht es, neue Blickwinkel zu eröffnen und die Verflechtungen über nationale Grenzziehungen hinaus zu untersuchen. Mit der Verschiebung der Perspektive auf transnationale Mobilität geraten die vielfach zirkulären Bewegungen sowie die komplexen Wege und sich über Staaten hinweg spannenden Muster der Migration in den Mittelpunkt und entlarven die populäre Repräsentation des Nationalstaats als machtvollere Imagination (vgl. Bojadžijev/Römhild 2014: 10f.). ›Transnational‹ verweist damit auf die Abkehr von traditionell nationalen Lebenskontexten hin zu sozialen Räumen, die durch Mehrfachzugehörigkeiten und vielfache Variationen möglicher Verbundenheit zu national-kulturellen Kontexten geprägt sind. Eine transnationale Perspektive nimmt demnach Sozialphänomene in den Blick, die sich in einer relativen Dauerhaftigkeit über mehrere lokale Bezugspunkte erstrecken und sich durch dichte Interaktionen auszeichnen (vgl. Mecheril et al. 2013: 9; Pries 2010: 10). Migration ist aus dieser Perspektive betrachtet nicht das Projekt Einzelner, sondern ein Prozess, der bereits auf translokalen Vernetzungen und globalen Bewegungen beruht (vgl. Bojadžijev 2011: 140f.).

Transnationalität als Perspektive einzunehmen bedeutet jedoch keinesfalls, nach einem einheitlichen methodischen oder theoretischen Konzept vorgehen zu können. Andreas Wimmer und Nina Glick Schiller verweisen auf eine Vielzahl von Ansätzen, die innerhalb der Migrationsforschung Konzepte und Strategien propagieren, den methodologischen Nationalismus zu überwinden, und dabei die Rhetorik der Deterritorialisierung sowie der Delokalisierung in den Fokus rücken. Sie mahnen jedoch an, dass einem kosmopolitischen Ideal folgend der mächtige Einfluss nationaler Ordnungen nicht verschleiert werden sollte und der wirkmächtige nationale Bezugsrahmen so für Akteur:innen verkannt würde (vgl. Wimmer/Glick Schiller 2002: 324-327). Denn transnationale Migrationsforschung übersehe häufig, in welcher Form sich Ausgrenzung und Exklusion niederschlagen, indem ausschließlich die Spuren der Flexibilität und Mobilität im Blickfeld verbleiben und so würden transnationale Praktiken vornehmlich als widerständiger, politischer Raum konzeptualisiert, ohne die Wechselwirkung zwischen Migrationsstrategien und Kontrollmechanismen zu analysieren (vgl. Tsianos/Hess 2010: 247). Gesellschaftliche Zusammenhänge wie ökonomische, politische oder national- oder sozialstaatliche Transformationen würden dabei nach wie vor weitestgehend unterschlagen und so wird vielfach betont, dass der methodologische Nationalismus noch lange nicht überwunden sei (vgl. Römhild 2018: 70; Bojadžijev/Römhild 2014: 14; Lehnert/Lemberger 2014: 45; Mecheril et al. 2013: 19).

Auch wenn die Vernetzung untereinander höchstens verdeckt stattfinden kann, spielen gerade für illegalisierte Migrant:innen die bereits bestehenden translokalen Netzwerke eine entscheidende Rolle (vgl. Schwenken 2006: 91). Eine transnationale Perspektive auf das Feld der illegalisierten Migration ist daher unumgänglich. Die Betonung der Wirkmächtigkeit nationaler Ordnungen als imaginierte Gemeinschaften (Anderson 1988) ist im Konzept der *Transnationalisierung* erhalten und grenzt sich damit von Konzepten fortschreitender Globalisierung wie Kosmopolitisierung ab (vgl. Pries 2010: 15). Geschieht dies nicht, wird insbesondere illegalisierte Migration unkritisch

»als eine Art Gegenmacht zu den nationalstaatlichen Territorialisierungspraktiken konzipiert« (Karakayalı 2008: 254). So wird suggeriert, illegalisierte Migrant:innen befänden sich außerhalb nationalstaatlicher Wirkmacht. Dabei gilt es, die nationale Ordnung präsent zu halten – ohne diese einerseits als »natürliche« Ordnung vorzusetzen und ohne diese andererseits hinter einem kosmopolitischen Ideal zu verschleiern –, denn so ist es jene nationale Ordnung, die zu Illegalisierung führt und einen maßgeblichen Einfluss auf die Alltagsbewältigung Illegalisierter einnimmt.

1.2. Nachdenken über Mobilität

If there were no borders, there would be no migration – only mobility. (De Genova 2017: 6)

Ohne Mobilität bräuchte es keine Grenze. Der Grenze steht daher immer die Bewegung gegenüber und diese wird unterteilt in regulierte, kontrollierte, erlaubte, unerlaubte, unsichtbare, ungesteuerte, beobachtete – oder um es normativ zu formulieren – in »gute« und »schlechte« Mobilität (vgl. Jones 2017: 166). Mobilität, gerade im Kontext einer globalisierten Berufswelt, ist zunächst jedoch ein positiv konnotierter Begriff und gilt als Imperativ des modernen und erfolgreichen Individuums. Mobilitätskonzepte kommen demnach häufig gänzlich ohne kulturalisierende Zuschreibungen und der damit einhergehenden Entwurzelung und Entfremdung aus, wohingegen Migrationskonzepte auf eben diese verweisen und die Grenze zu ihrem konstitutiven Bestandteil machen (vgl. Lehnert/Lemberger 2014: 47): »Während Mobilität prinzipiell immer und überall möglich ist, stellt Migration eine spezifische, weil politisch regulierte Form der Mobilität dar, die immer mit Grenzen rechnen muss« (ebd.: 57).

Staatliche Gesetze und Kontrolle über Mobilität bilden die Voraussetzung für die juristische Kategorie der »illegalen Einwanderung«. Daher ist der Blick auf Migrationskontrollpolitiken von zentraler Bedeutung, um das Konstrukt der aufenthaltsrechtlichen Illegalität weiter auszudifferenzieren. Diese regeln die Aus- und Einreisebestimmungen eines nationalstaatlichen Territoriums. Sie regeln zudem die Konditionen für den Zuzug und Aufenthalt aller Nicht-Staatsangehörigen (vgl. Benz/Schwenken 2005: 365). Auch in diesem Kapitel geht es nicht um eine vollständige Chronologie migrationspolitischer Gesetzesbeschlüsse der Bundesrepublik Deutschland beziehungsweise der EU, sondern um das Herausgreifen zentraler politischer Wendepunkte, die für Migrationsbewegungen und den Aufenthalt in Deutschland im Hinblick auf illegalisierte Migration von großer Bedeutung sind. Dabei fokussiere ich zunächst die Migrationspolitiken Deutschlands und werfe anschließend einen Blick auf die EU-europäische Migrations- wie auch Asylpolitik, da diese sich gegenseitig bedingen.

1.2.1. Migrationspolitische Konturen

Bereits Anfang des 20. Jahrhunderts wurden in Deutschland Fahndungslisten wegen »illegalen Aufenthalts« geführt. Dabei wurden schon während der Weimarer Republik grenzüberschreitende Wanderungen der Arbeitsmarktlage entsprechend kontrolliert und Migrant:innen in »brauchbare« und »überflüssige« Arbeitskräfte unterteilt. Eine besondere Neuerung zu dieser Zeit war die gesetzliche Regelung des Vorrangs einheimi-

scher Arbeiter:innen gegenüber zugewanderten Arbeitskräften, welche noch heute der deutschen Migrationspolitik zugrunde liegt. Nach dem deutschen Angriff auf Polen 1939 begann die direkte Zwangsrekrutierung in den besetzten Gebieten. Die nach Kriegsende anschließende Repatriierung der *Displaced Persons*³ erfolgte wiederum rasch und nicht immer freiwillig (vgl. Heck 2008: 68-70). Zudem begann bereits Mitte der 1950er Jahre die Anwerbung sogenannter ›Gastarbeiter:innen‹,⁴ welche nach dem Mauerbau 1961 nochmals intensiviert wurde. Die migrierten Arbeitnehmer:innen schlossen die Lücken auf dem Arbeitsmarkt und besetzten Arbeitsplätze im Niedriglohnssektor unter schlechten Arbeitsbedingungen. Die Aufenthaltszeit blieb zunächst vom Arbeitskräftebedarf abhängig. Die Beschäftigten dienten so als Konjunkturpuffer. Erst 1965 wurde offiziell die Möglichkeit geschaffen, die Arbeitserlaubnis zu verlängern, und auch der Familiennachzug wurde nur zögerlich gewährt (vgl. Seifert 2000: 103; Kasperek 2017a: 14). 1973 wurde infolge der weltweiten Ölkrise ein Anwerbestopp verhängt und Arbeitsmigrant:innen sollten in ihre Herkunftsländer zurückkehren. Es ist das Paradox, welches im ›Gastarbeitersystem‹ von vornherein angelegt war, denn so wurde lange die Fiktion aufrechterhalten, dass die Arbeitskräfte wieder zurückkehren würden: »Dieses System ist auch ein System der *erstarrten Bewegung*« (Holert/Terkessidis 2006: 46, Herv. i. O.), da sich Menschen bewegen, ohne jemals anzukommen. Viele machten jedoch vom Recht auf Familiennachzug gebrauch und blieben – oder um es in den berühmten Worten Max Frischs zu sagen: »Wir riefen Arbeitskräfte, und es kamen Menschen« (vgl. Kasperek 2017a: 14f.). Durch den Anwerbestopp und der damit einhergehenden Einschränkung legaler Einreisemöglichkeiten wurden viele Menschen in die aufenthaltsrechtliche Illegalität gedrängt (vgl. Heck 2008: 73). Unter dem steigenden Druck rassistischer Stimmungsmache und problemzentrierter Diskurse rund um die Bildung sogenannter Parallelgesellschaften sollte das Rückförderungsgesetz von 1983 dazu beitragen, den erreichten ›Ausländeranteil‹ zu verringern und weitere Zuwanderung zu unterbinden. Die Rückkehrbereitschaft hielt sich jedoch trotz der versprochenen Prämie in Grenzen (vgl. Nuscheler 2004: 126).

Zunehmend gab es in Deutschland jedoch auch Stimmen, die einen erleichterten Zugang für Hochqualifizierte forderten. Unter Bundeskanzler Gerhard Schröder setzte sich im Jahr 2000 nach jahrzehntelangem Widerstand gegen die Einwanderungsrealität die Auffassung durch, dass gesteuerte und begrenzte Zuwanderung der Konkurrenzfähigkeit der deutschen Wirtschaft nutze. So trat die sogenannte *Green-Card*-Regelung in Kraft, welche sich nach der ökonomischen Nutzbarkeit von Migrant:innen orientierte (vgl. Heck 2008: 96). Zum einen galten dies und die daran anschließende Debatte über ein neues Zuwanderungsgesetz⁵ als Paradigmenwechsel, zum anderen wurde

3 Die Alliierten benutzten den Begriff (kurz ›DP‹) für Zivilist:innen, die sich außerhalb der nationalen Grenzen ihres Landes befanden, zum Beispiel Zwangsarbeitende oder Kriegsgefangene. Es soll circa elf Millionen DPs in den europäischen Ländern gegeben haben (vgl. Heck 2008: 70).

4 Der Begriff der ›Gastarbeit‹ greift jedoch viel zu kurz, so zeigte sich, dass nicht ausschließlich wirtschaftliche Faktoren für Migrant:innen eine Rolle spielten, sondern viele auch die Möglichkeit nutzten, südeuropäischen Diktaturen zu entkommen. Unter dem Deckmantel der Gastarbeit ging es neben der Arbeitsaufnahme häufig also primär um politisches Exil (vgl. Römhild 2018: 77).

5 Das Zuwanderungsgesetz trat erst am 1. Januar 2005 in Kraft und beinhaltete ausschließlich Erleichterungen der Aufenthaltserlaubnis für Wissenschaftler:innen und Spezialist:innen bezie-

kritisiert, dass ein großer Teil der Zugewanderten nach wie vor keine Beachtung fand: »Sie fallen aus der neuen, an wirtschaftlichen Bedarfskriterien orientierten Maxime der Migrationspolitik heraus: ›Zuwandern darf nur, wen wir brauchen, aber nicht, wer uns braucht‹« (Nuscheler 2004: 135). Dies verdeutlicht ein maßgebliches strukturelles Problem. Es gibt in den europäischen Ländern einen erheblichen Bedarf an Arbeitskräften im Niedriglohnsektor, jedoch fehlen legale Einreisebestimmungen für diese. Dieser Faktor wiederum trägt enorm zur Illegalisierung der Migration bei (vgl. Schwenken 2006: 89; Andersson 2014: 13; Karakayalı 2008: 32).⁶

Neben der Arbeitsaufnahme bestand in Deutschland bereits früh die Möglichkeit, Asyl zu beantragen. Vor dem Hintergrund des Nationalsozialismus wurde schon 1948/49 das Asylrecht eingeführt, welches den uneingeschränkten Rechtsanspruch auf Asyl bei politischer Verfolgung im nationalen Gesetz verankerte und damit zu der Zeit im Vergleich zu anderen nationalen Verfassungen als einzigartig galt (vgl. Heck 2008: 74). Dieses wurde bis in die 1970er Jahre jedoch kaum in Anspruch genommen, was nicht bedeutet, dass es zuvor keine Geflüchteten gegeben hätte – denn viele kamen bereits unter dem Deckmantel des/der ›Gastarbeiter:in‹ und folglich stieg die Zahl an Asylanträgen mit dem Anwerbestopp massiv an (vgl. Heck 2008: 74; Kasperek 2017a: 15f.). Die Möglichkeit, überhaupt Asyl zu beantragen, wurde zunehmend eingeschränkt, indem für einige Herkunftsländer bereits 1980 eine Visumpflicht eingeführt wurde und legale Einreisemöglichkeiten so erschwert wurden, da die meisten Menschen die Bedingungen für ein Visum nicht erfüllen konnten. Die Beschleunigungsmaßnahme 1982 führte dazu, dass ›offensichtlich unbegründete Anträge‹⁷ im Eilverfahren abgelehnt werden konnten. Das zunächst auf zwei Jahre ausgeweitete Arbeitsverbot wurde 1985 auf fünf Jahre erhöht und die Bundesregierung forderte Bußgelder für Fluggesellschaften, die Menschen ohne gültige Visa an Bord genommen hatten. 1986 wurde erstmals mit der Asyldebatte als zentralem Thema

ungsweise Selbständige, die mindestens eine Million Euro investierten. Des Weiteren wurden unter anderem Sanktionen für Menschen eingeführt, die Sprach- und Integrationskurse verweigerten, sowie Sicherheitsbestimmungen verschärft (vgl. Heck 2008: 100).

- 6 Tom Holert und Mark Terkessidis (2006: 91) analysieren in dem Zusammenhang die Handlungspraktiken der Politik, auch dafür zu sorgen, dass dem informellen Arbeitsmarkt nicht die Billiglohnarbeitenden ausgehen. So würden in den sogenannten Ausreisezentren durch »staatlich induzierte ›Hoffnungs- und Orientierungslosigkeit‹« (ebd.) die Menschen nahezu ermutigt, in die Illegalität abzutauchen, um der unsicheren Warterei ein Ende zu bereiten und sich eine Beschäftigung auf dem informellen Arbeitsmarkt zu suchen (vgl. ebd.; Heck 2008: 30). Ein ähnliches Phänomen zeichnete sich auch in anderen Staaten ab. So schuf Spanien informelle Schlupflöcher, indem diejenigen Migrant:innen, die beispielsweise in den spanischen Enklaven Ceuta und Melilla aufgegriffen wurden und keinen Ausweis hatten, mit einem Ausreisebescheid wieder auf die Straße, auf ›freien Fuß‹ gesetzt wurden. Dahinter stand das Kalkül spanischer Behörden, dass die Migrant:innen nicht das Land verließen, sondern ohne Papiere untertauchten und Lücken als Billiglohnarbeitende auf dem informellen Arbeitsmarkt schlossen (vgl. Holert/Terkessidis 2006: 27f.).
- 7 Ein Antrag gilt dann als ›offensichtlich unbegründet‹, wenn in ein sicheres Herkunftsland abgeschoben oder den Antragstellenden zugemutet werden kann, in einem sicheren Gebiet innerhalb des Herkunftslandes zu leben, oder die vorgebrachten Gründe asylrechtlich nicht relevant sind beziehungsweise nicht anerkannt werden (zum Beispiel wirtschaftliche Gründe) (vgl. Heck 2008: 80).

Wahlkampf betrieben, indem die Union eine Kampagne gegen sogenannte Asylbetrüger aufführ. Auf der Innenminister:innenkonferenz wurde beschlossen, künftig auch in Krisengebiete abzuschieben (vgl. Heck 2008: 75f.; Seifert 2000: 116). Trotz aller Abschreckungsmaßnahmen konnte der konstante Anstieg von Asylsuchenden nicht verhindert werden. 1992 erreichte Deutschland mit knapp einer halben Million Erstanträgen einen nationalen Höchststand (vgl. Nuscheler 2004: 133). Zudem brach sich in den 1990er Jahren eine Welle rassistischer Gewalt Bahn. Ausgerechnet nach den Pogromen von Rostock-Lichtenhagen kam es schließlich zu einer politischen und rückblickend historischen Kehrtwende, indem die Mehrheit im Bundestag am 1. Juli 1993 einer faktischen Aushöhlung des Asylrechts zustimmte (vgl. Kasperek 2017a: 24): dem sogenannten Asylkompromiss⁸, welchen Franz Nuscheler (2004: 148) als »Erosion eines Grundrechts« betitelt. So blieb zwar das Recht auf Asyl für politisch Verfolgte bestehen, aber durch die beinahe unmöglich gemachte legale Einreise produzierte der Asylkompromiss erst recht illegalisierte Grenzübertritte (vgl. Schulze Wessel 2017: 84). Da die Zahl der gestellten Asylanträge in den folgenden Jahren nun rapide sank und 2002 den niedrigsten Stand seit 15 Jahren erreichte, sah die Regierung, die den Asylkompromiss beschlossen hatte, dies als Erfolg ihrer Politik an. Die Zahl der Abschiebungen abgelehnter Asylbewerber:innen nahm indes zu. Dies hatte den Nebeneffekt, dass die Zahl der illegalisierten Migrant:innen ebenfalls anstieg (vgl. Heck 2008: 78; Nuscheler 2004: 153).

Die politischen Entscheidungen der Regierung und der Bundesgerichte lassen den Schluss zu, dass das Ausländerrecht und das Asylrecht eher als Gefahrenabwehrrecht verstanden wurden denn als humanitäre Verpflichtung. So wurde in vielen westeuropäischen Ländern die Zuständigkeit für Migration von den Sozial- und Arbeitsministerien zum Innenministerium verschoben und »damit als Frage der ›Inneren Sicherheit‹ definiert« (Kasperek 2017a: 17). Ein Blick auf die EU-europäische Migrationspolitik bestätigt diese Perspektive. Bereits ein Jahr nach dem Schengen-Abkommen wurde 1986 eine Gruppe gegründet, deren Anliegen es war, eine europäische Grenz- und Asylpolitik zu etablieren. Im sogenannten Palma-Dokument von 1989 rückte die gemeinsame Priorität der Bekämpfung ›irregulärer‹ Einwanderung an zentrale Stelle. Ende der 1980er Jahre waren somit die wesentlichen Faktoren europäischer Migrationspolitik festgelegt, darunter die Harmonisierung der Asylpolitik und gemeinsame Kontrolle der Außengrenzen sowie der Kampf gegen ›unerwünschte‹ Migration (vgl. Schwenken 2006: 96).

8 Der Asylkompromiss beinhaltete die ›Drittstaaten-Regelung‹, welche besagt, dass der Rechtsanspruch auf Asyl derjenigen Personen erlischt, die über einen sicheren Drittstaat einreisen, dazu gehörten alle Nachbarstaaten der BRD. Eine legale Einreise auf dem Landweg wurde damit ausgeschlossen. Bei Einreise am Flughafen sollte ein eingeschränktes Schnellverfahren über das Asylgesuch entscheiden. Außerdem wurde die Klassifikation ›Sichere Herkunftsstaaten‹ etabliert, welche das Recht auf eine unabhängige Prüfung der Asylgründe der Antragsteller:innen einschränkt. Zudem wurde das Asylbewerberleistungsgesetz eingeführt mit erheblichen Einschränkungen für die Lebensbedingungen: Der Ersatz von Bargeldleistungen durch Zuteilung von Esspaketen ohne Rücksicht auf bestimmte Ernährungsgewohnheiten kostete die Kommunen ironischerweise noch mehr als die Barauszahlungen. Leistungen und Krankenhilfen, die über das absolut Notwendigste hinausgingen, wurden gekürzt beziehungsweise verweigert, was als schikanös galt (vgl. Nuscheler 2004: 148-151; Kasperek 2017a: 25f.; Seifert 2000: 118).

Es folgte 1990 das Dublin-Abkommen (vgl. Kasperek 2017a: 35, vgl. auch Kapitel II. 1.1.1). 1992 schlossen sich die EG-Staaten mit dem Vertrag von Maastricht zur EU zusammen. Der Wiener Prozess 1991 und der Budapester Prozess 1993 hatten beide die gemeinsame Bekämpfung ›irregulärer‹ Einwanderung zum Ziel und damit einhergehend den Ausbau der Außengrenzkontrollen. Es folgten der Amsterdamer Vertrag 1998, die Konferenz im finnischen Tampere 1999, wo unter anderem das Dublin-System überarbeitet und um Dublin II⁹ erweitert wurde, und der EU-Gipfel 2002 in Sevilla, in dessen Rahmen weitere Grundsteine in Sachen europäischer Migrationspolitik gelegt und das »europäische Migrationsregime« (vgl. Eule et al. 2020; Hess et al. 2017; Friese 2017; Karakyali 2008) systematisch ausgebaut wurden. Dazu zählten unter anderem koordinierte Grenzsicherungen, eine gemeinsame Liste über visapflichtige Staaten sowie Rücknahmeabkommen, die unter Sanktionsandrohungen durchgesetzt wurden.¹⁰ Des Weiteren gehörte auch eine Regionalisierungspraxis oder auch ›Containment-Politik‹ dazu, welche zum Ziel hatte, Geflüchtete möglichst außerhalb des EU-Territoriums beispielsweise in Massenauffanglagern aufzuhalten. Yann Moulier Boutang (2007: 175) betitelt diese als »Lagerpolitik«, welche auf dem kolonialen Erbe fuße und eine »systematische Wiederaufnahme der alten Unterscheidung zwischen StaatsbürgerInnen und Untertanen [...] sowie [...] das Experimentieren mit Kontrollmöglichkeiten über MigrantInnen im Zuge der nachlassenden Souveränität der Nationalstaaten innerhalb der EU« (ebd.: 174) beschreibe. Der Terminus ›offensichtlich unbegründeter Asylantrag‹ erhielt Einzug im Sprachgebrauch der EU und der vorübergehende oder zeitweilige Schutz wurde als Instrument implementiert, das in den Genfer Flüchtlingskonventionen verankerte Recht auf unbegrenzten Schutz zu umgehen. Dies hatte zur Folge, dass legale Zugangswege für viele Geflüchtete versperrt wurden und – wenn sie doch Westeuropa erreichten – sie meist in permanenter Unsicherheit leben mussten, da durch den zeitweiligen Schutz der Aufenthalt jederzeit beendet werden konnte (vgl. Heck 2008: 79-81). Tom Holert und Mark Terkessidis (2006: 47f.) fassen die restriktive Migrationspolitik treffend zusammen:

Man wartet darauf, genügend Geld für die Reise zu haben. Man wartet auf ein Visum. Man wartet auf Gelegenheiten. Dann wartet man erneut, wenn man das Pech hat, auf der Reise oder bereits innerhalb von Europa geschnappt zu werden. Man wartet etwa

-
- 9 Mit Dublin II wurde eine Erleichterung für nahe Familienangehörige geschaffen, indem der Mitgliedsstaat für zuständig erklärt wurde, in dem bereits Familienangehörige ansässig waren. Außerdem wurde eine Frist von sechs Monaten eingerichtet, nach deren Ablauf die Zuständigkeit auf das Land übergehen sollte, in dem sich die betreffende Person gerade befand, auch wenn die Person über ein anderes EU-Land eingereist war. Implizit forderte die Verordnung demnach die Mitgliedsstaaten geradezu heraus, ihre Grenzen möglichst gut gegen illegalisierte Einwanderung zu schützen beziehungsweise ›Dublin-Fälle‹ möglichst schnell aufzugreifen und auszuweisen (vgl. Parusel 2010: 112-116).
- 10 So wurden Staaten von der EU mit finanzieller Zuwendung bedacht, wenn sie sich in das europäische Grenzregime einbinden ließen. Seit den 1990er Jahren besteht rund um die EU ein Netz an Staaten, die an Rücknahmeabkommen gekoppelt sind. So kam es auch zu Kettenabschiebungen, die es den Staaten ermöglichten, Personen legal von Land zu Land zu schieben (vgl. Schwenken 2006: 102f.). Mit Dublin II sollten Kettenabschiebungen jedoch unterbunden werden (vgl. Kasperek 2017: 37).

auf die Ausweisung. Oder darauf, irgendwo ›ausgesetzt‹ zu werden. Oft wartet man mit ungewissem Ausgang. Die europäische Einwanderungspolitik ist eine Regie der Warteschlangen.

Ungeachtet aller Restriktionen konnte Migration nie vollends verhindert werden. Der sogenannte *March of Hope* bildet rückblickend die Ikonografie des Sommers 2015 (vgl. Kasperek 2017: 40f.). Trotz weitestgehend abgeschottetem Schengenraum überwandene Geflüchtete Grenzen in Richtung der westeuropäischen Länder: »They camped on the city squares all over Europe; they jumped on ferries and trains; and whenever the official means of transportation were blocked by the police, they literally marched hundreds of kilometers to cross the next national border« (Hess 2017: 87). Dabei stellt der Sommer der Migration 2015 faktisch nicht die Krise der Geflüchteten dar – der Begriff der ›Flüchtlingskrise‹ verortet die Krise an falscher Stelle, schließlich handelte es sich um eine durchaus absehbare Migrationsbewegung¹¹ –, sondern beschreibt vielmehr die Krise des europäischen Grenzregimes (vgl. Kasperek 2017a: 38, 105; Schulze Wessel 2018: 12f.; Friese 2017: 34; De Genova 2017: 9; King 2016: 1). Nachdem die Grundversorgung der vielen Tausend Migrant:innen am Budapester Bahnhof Keleti zusammengebrochen war und die Weiterreise ins Stocken geriet, machten sich viele zu Fuß auf den Weg in Richtung ungarisch-österreichische Grenze. Die von den Migrant:innen selbst hervorgebrachte Initiative schuf einen Korridor zwischen konkurrierenden Ordnungen. So wurde Dublin I als Grundpfeiler des europäischen Asylsystems quasi suspendiert (vgl. Kasperek 2017: 45). Kurz schien es so, als sei die langjährige Forderung nach einem humanitären Korridor nach Europa verwirklicht – über die Sommermonate organisierten die Staaten einen schnellen Transit von Griechenland bis nach Deutschland und weiter in die skandinavischen Länder. Dieser Korridor wurde jedoch nicht institutionalisiert, ganz im Gegenteil, er wurde nach und nach geschlossen. An verschiedenen Binnengrenzen kam es zudem ab Sommer 2015 wieder zu Kontrollen, bis hin zu der Errichtung von Grenzzäunen (vgl. Kasperek 2017a: 104). Der Korridor versinnbildlichte somit einen temporären Raum der Ausnahme. Eine Lösung dieser vielfach benannten ›Krise‹ bestand zudem aus dem Rückgriff auf »altbekannte[s] Repertoire« (ebd.: 105), nämlich der erneuten Externalisierung der Grenzsicherung durch den EU-Türkei-Deal 2016 (vgl. ebd.: 105-109). Die demonstrierte Handlungsfähigkeit der Staaten zur Eindämmung der Migration, welche Holert und Terkessidis (2006: 45) als symbolische Inszenierung entlarven, gebe Politiker:innen die Möglichkeit, durch ›hartes‹ Durchgreifen »ein Theater der Souveränität« aufzuführen. Dabei würde die Investition in die Abwehr von Migrant:innen jedoch lediglich dazu führen, dass neue Schlupflöcher und (gefährlichere) Routen entstehen (vgl. Holert/Terkessidis 2006: 45).

11 Während die europäischen Institutionen sich in den Jahren zuvor insbesondere auf den Mittelmeerraum konzentrierten und zu dessen zunehmender Militarisierung beitrugen, schien ihnen, so analysiert Bernd Kasperek (2017a: 98), die vermehrte Bewegung der ›Fluchtmigration‹ durch eine dramatische Verschlechterung in den Flüchtlingslagern der Nachbarstaaten sowie aufgrund des anhaltenden Bürgerkriegs in Syrien entgangen zu sein. Die Migrationsbewegung knapp einer Million Geflüchteter im Sommer 2015 geriet also verspätet in den Fokus öffentlicher Aufmerksamkeit, obwohl bereits im Frühjahr die Ankunft zahlreicher Menschen auf den griechischen Ägäischen Inseln bekannt war.

Aus einer Metaperspektive betrachtet, hat sowohl die deutsche als auch die EU-europäische Migrationspolitik, welche sich seit jeher gegenseitig bedingen und beeinflussen, stets zwischen hochqualifizierten, benötigten Fachkräften und Migrant:innen aus ärmeren Schichten unterschieden: So sollte einerseits Zuwanderung durch Formen der Arbeitsmigration etabliert werden,¹² andererseits hielt die EU wie auch Deutschland an der Vorstellung fest, sie könne sich vor nicht erwünschter Zuwanderung insbesondere aus Nicht-EU-Ländern abschotten (vgl. Heck 2008: 93). Dabei behauptet die Migrationspolitik keine Bekämpfung der Mobilität an sich, sondern vielmehr die Implementierung eines Mobilitätsregimes, in dem bestimmte Migration reglementiert und begrenzt werden soll und andere explizit gefördert wird. Sandro Mezzadra (2009: 218) fasst dies treffend zusammen:

Dieses neue Grenzregime zeigt sich letztendlich als Tendenz zu einer *selektiven und differenziellen Inklusion* von Migrantinnen und Migranten, die sich darin niederschlägt, dass permanent eine Vielzahl verschiedener Status produziert wird: Im äußersten Fall ist es der eines *Fremden ohne Papiere*, dessen Los es ist, auf Dauer Bewohner des europäischen politischen Raumes zu sein. (Herv. i. O.)

Zwar können die europäischen Grundsätze auch als Versuch gelesen werden, einen angemessenen und allgemeinen Flüchtlingsschutz zu garantieren, aber dies kann nicht die Tatsache verschleiern, dass die grundlegende Stoßrichtung immer eher auf die Verhinderung von Migration ausgerichtet gewesen ist (vgl. Kasperek 2017a: 35). Die Bekämpfung ›unerwünschter‹ Migration kann dabei als die verbindende Klammer der hier skizzierten beschlossenen Maßnahmen sowohl auf deutscher als auch auf EU-Ebene begriffen werden, denn so galt von vornherein bei der Bekämpfung sogenannter irregulärer Migration komplette Einigkeit aller Mitgliedsstaaten sowie der EU-Kommission, des Europaparlaments und des Europarats.

Doch was meint hier konkret ›illegale Migration‹? Der Begriff wurde und wird meist in Zusammenhang mit terroristischen und kriminellen Netzwerken erwähnt und deren Ausschluss darüber legitimiert, dass nur so eine breite Akzeptanz geschaffen werden könne, Geflüchtete aus humanitären Gründen aufzunehmen, wenn die EU dafür in aller Härte gegen vermeintlichen ›Asylmissbrauch‹ vorgehe (vgl. Schwenken 2006: 96-99). Hier kommt auch der ›Sicherheit-Angst-Nexus‹, wie ihn Alexandra Schwell (2018: 113) erläutert, zum Tragen. Dieser beruht unter anderem auf der Imagination von Bedrohungen und Risiken und kann zugleich von politischer Seite instrumentalisiert werden (vgl. ebd.). Daraus lassen sich zwei zentrale Punkte herausarbeiten: Erstens trugen der

12 Synchron zu den Debatten in Deutschland wurde auch auf EU-Ebene der Nutzen von Migration betont, vorausgesetzt sie würde erfolgreich reguliert werden. Die neu entstehende Anwerbepolitik wurde jedoch zeitgleich immer wieder mit restriktiven Regelungen eingegrenzt (vgl. Schwenken 2006: 99f.). Auch wenn von der EU-Kommission mehr legale Migrationswege (auch mit Verweis auf die europäische Demografie) gefordert wurden, wurden diese kaum geschaffen. Einzig die *Blue Card*, der bis dato einzige gemeinsame Aufenthaltstitel innerhalb der EU, kann als ein Ansatz gewertet werden, legale Einwanderungswege für hochqualifizierte Migrant:innen zu schaffen, jedoch sind die Anforderungen für diese so hoch, dass sie für eine Migration auf europäischer Ebene nahezu irrelevant bleibt (Kasperek 2017a: 35f.).

Anwerbestopp, die Visa-Abkommen und später das mit dem Asylkompromiss einhergehende Konzept der ›sicheren Drittstaaten‹, welches unter anderem auf europäischer Ebene gesetzlich verankert wurde, wesentlich zur Illegalisierung bei, denn durch die Rücknahme-Verpflichtung von Drittstaaten konnten Betroffene nun einfach umdefiniert werden in ›illegale‹ Migrant:innen (vgl. Heck 2008: 78). Das alles hat zur Folge, dass die Einwanderung von Geflüchteten heute überhaupt beinahe ausschließlich illegalisiert erfolgt, da alle EU-Staaten und viele angrenzende Staaten sogenannte sichere Drittstaaten darstellen. Zweitens deutet sich hier bereits an, dass der Terminus der ›illegalen‹ oder ›irregulären‹ Einwanderung meist nur im Kontext von Asyl Gebrauch findet. Dabei sind paradoxerweise illegalisierte Migrant:innen überwiegend eben nicht diejenigen, die klandestin Grenzen überschreiten, sondern jene, die vollkommen legal beispielsweise mit einem Schengenvisum einreisen und erst mit dessen Verfall illegalisiert werden (vgl. Scheel 2017: 37). Überhaupt machen gegenwärtig Migrant:innen ohne legalen Aufenthaltsstatus faktisch nur einen geringen Teil der migrantischen Bevölkerung in Europa aus und werden dennoch häufig in den Mittelpunkt politischer wie medialer Debatten gerückt, eben weil sich an diesen ein Exempel statuieren lässt (vgl. Eule et al. 2020: 11). Der Terminus der ›illegalen‹ Einwanderung, die es einzudämmen gilt, produziert also einerseits genau dort, wo er Anwendung findet, illegalisierte Grenzübertritte und damit einhergehend einen illegalisierten Aufenthaltsstatus. Andererseits findet vielfach eine Zuschreibung vermeintlicher ›illegaler Migration‹ statt, die gar nicht mit dem tatsächlichen Rechtsstatus korreliert.

Charakteristisch für die öffentliche Rede über diese Ereignisse ist unter anderem, dass die MigrantInnen auf den Booten schon als illegal gelten, lange bevor sie die Grenze nach Europa überschritten haben, manchmal noch im Herkunftsland. (Karakayalı 2008: 13f.)

Die Gleichsetzung von Geflüchteten mit der im umgangssprachlichen Terminus behaupteten ›illegalen Migration‹ verschleiert den migrationspolitischen Abwehrmechanismus der EU, indem der tabuisierte Akt pauschal den Geflüchteten zugeschrieben wird und nicht dem Grenzregime. Dabei gilt es hervorzuheben, dass die Gründe, aus denen heraus Migrant:innen eine Reise antreten, noch nie »mit den Kategorien erklärbar [waren], die Staaten zur Verfügung stellen, um eine legale Einreise zu ermöglichen« (Karakayalı 2008: 16.). Vielmehr repräsentieren die staatlichen Kategorien die »Grenzen des Sagbaren und des Legitimen« (ebd.). So ist die Migrationspolitik, gerade wenn es um ›Fluchtmigration‹ geht, mit sicherheitspolitischen Debatten verzahnt und von normativen Termini gerahmt.

Wie Migrationen benannt werden, das zeigt nicht zuletzt die Geschichte der Namen der MigrantInnen in Deutschland, ist offenbar auch ausschlaggebend dafür, unter welchen Bedingungen sie realisiert werden können. Vom Fremd- und Gastarbeiter, über den Ausländer und Asylanten, bis hin zum erst kürzlich in die Arena getretenen Migrant:innen – all diese Namen reflektieren auch die Gestalt der Machtbeziehungen zwischen den auf diese Weise sich immer wieder neu gründenden Größen namens ›Mehrheitsgesellschaft‹ und MigrantInnen. (Ebd.: 12)

Illegalisierte Migration lässt sich weder auf ›Fluchtmigration‹ reduzieren, noch stellt sie eine für sich stehende Zuwanderungskategorie dar. Sie ist wohl aber in das von Karakayalı beschriebene Machtverhältnis eingepflegt: Die Migrationskontrollpolitik erschafft und reproduziert durch repressive Grenzpolitik also erst das Phänomen, welches sie zu bekämpfen gedenkt. Oder anders formuliert: Illegalisierte Migration wird genau dort erzeugt, wo sie eingedämmt werden soll, da neu gezogene Grenzen und Kontrollpolitiken noch nie zu einer kompletten Abschottung geführt haben, sondern lediglich zu einer Verschiebung von Mobilität. Paradoxerweise fallen dabei Menschen, die bereits seit Jahren ohne Aufenthaltsstatus (die meist prekären) Lücken auf dem Arbeitsmarkt füllen, aus politischen Diskussionen heraus.

1.2.2. Autonomie der Migration als Methode

In der politikwissenschaftlichen Diskussion wird der Staat meist als souveräner Akteur konzeptualisiert und infolgedessen werden Migrant:innen häufig als nur von ihm zu steuernde Objekte gelesen. Als Gegenentwurf zu den staatszentrierten und objektivierenden politikwissenschaftlichen Diskursen ist der Ansatz der Autonomie der Migration zu lesen, welcher die Praxen der Migrant:innen einer staatlichen (Ohn-)Macht gegenüberstellt (vgl. Benz/Schwenken 2005: 365-367). Dieser Ansatz betrachtet migrantisches Subjekte weder als Opfer noch als Täter:innen, sondern rückt vielmehr die Bewegung als eine autonome gesellschaftliche Kraft in den Mittelpunkt. Dadurch werden die Wechselwirkungen politischer Maßnahmen, Politiken der Migrationsregulierung sowie mobile Praxen, die diese Ordnungen herausfordern, sichtbar (vgl. Lehnert/Lemberger 2014: 54).

Das Konzept der Autonomie der Migration wurde erstmals von Yann Moulier Boutang formuliert und hat seinen Ursprung in postoperaistischen Debatten in Italien. Moulier Boutang geht von einer wechselseitigen Determinierung von Bewegungen der Menschen und staatlichen Regulierungen aus und fordert eine Umkehr der Perspektiven. Es gehe nicht darum, die Grenze zum Ausgangspunkt der Überlegungen zu machen, sondern die Perspektive der Migration einzunehmen (vgl. Moulier Boutang 2007: 170). Dies ermöglicht, Migrant:innen nicht als »beliebig formbare Materie« (ebd.) zu konzeptualisieren, die den Mechanismen ihrer Kontrolle unterworfen sind, sondern sie als aktiv Handelnde, die durch Praktiken des Entziehens sowie Entkommens Migrationskontrollen unterlaufen, transzendieren und mit hervorbringen, sichtbar zu machen (vgl. Hess/Karakayalı 2017: 28f.): »Europa schottet sich nicht ab, es entsteht vielmehr ein komplexes System der Limitierung, Differenzierung, Hierarchisierung und partiellen Inklusion von Migrantengruppen« (Bojadžijev/Karakayalı 2007: 204). In diesem Sinne sind Migrationsbewegungen auch nicht auf die althergebrachte Formel der *Push-and-pull*-Faktoren zu reduzieren. Nicht die Anwerbeabkommen sind die Bewegener der Migration, sondern sie sind als *Reaktion* auf bereits vorhandene Migration zu lesen: »Yet the movement of people around the world, and hence across these border zones, came first. The multifarious attempts to manage or control this autonomous mobility have always come as a response« (De Genova 2017: 6). Das Konzept der Autonomie der Migration nimmt demnach Migration als Struktur und Prozess in den Blick, indem es die Wechselwirkungen zwischen räumlicher Mobilität

und dem jeweiligen Grenzregime fokussiert. Dabei werden nicht mehr nur einseitig ethnisierte Gruppen in den Mittelpunkt gerückt, sondern auch die gesellschaftlichen Verhältnisse, die Migration zum Vorschein bringen (vgl. Lehnert/Lemberger 2014: 54f.). Der monolithische Grenzapparat zerfällt in Akteur:innen, Praktiken und Diskurse, deren treibende Kraft die Migration darstellt. Die Bewegung ist konstitutiver Bestandteil der Grenze und repressive Rekonfigurationen der Grenze sind als Reaktion auf Migrationsbewegungen zu lesen und nicht umgekehrt (vgl. Hess/Karakayalı 2017: 32f.). Die Autonomie der Migration speist sich aus der Beharrlichkeit ihrer Bewegungen, einem Drang zur Mobilität. Migrationspraktiken greifen dabei massiv in das Grenzregime ein und sind nicht Behandlungsmasse, sondern konstitutiver Teil desselben (vgl. Bojadžijev/Karakayalı 2007: 209; Mecheril et al. 2013: 20f.).

Noch immer wird das Konzept jedoch häufig missverstanden im Sinne der tatsächlichen Autonomie der Migrant:innen und als romantisierende Intervention in das Grenzparadigma kritisiert (vgl. Hess/Karakayalı 2017: 31; vgl. auch Karakayalı 2008: 255). Das mag damit zusammenhängen, dass häufig von den Kämpfen der Migration die Rede ist. Erst die Kämpfe erzwingen eine Remodifizierung oder Reorganisation von Institutionen und Migrationsregimes. Daraus wird fälschlicherweise abgeleitet, Migrationsbewegungen würden getrennt von gesellschaftlichen Verhältnissen existieren und wären idealtypisch »autonom«, oder vereinfacht gesagt: »Das Gegensatzpaar Autonomie versus Kontrolle droht komplexere Prozesse zu vereinfachen« (Benz/Schwenken 2005: 375). Vielmehr meint der Autonomiebegriff jedoch die Verwobenheit der Migration in bestehende Macht- und Herrschaftsverhältnisse und verweist auf die Handlungsspielräume, welche auch in Räumen der Entrechtung entstehen und erkämpft werden können. Die Autonomie der Migration nimmt eben diese Praktiken in den Blick und kann Strukturen alternativer Organisation sichtbar machen (vgl. Bojadžijev/Karakayalı 2007: 208; Bojadžijev 2011: 141). Es gehe dabei nicht darum, so formuliert es Stephan Scheel, ob und wie viele Menschen unkontrolliert Grenzen unterlaufen, denn »Autonomie« meine in dem Zusammenhang vielmehr die Initiierung einer Konfliktbeziehung zwischen Migrant:innen und den Mechanismen ihrer Kontrolle (vgl. Scheel 2015).

Eine derart verstandene Perspektive ermöglicht es, in den Kämpfen um Migration den methodologischen und politischen »Nationalismus« zu verlassen und sich in der Politik der Migration auf die konkreten Praktiken der klandestinen transnationalen Migration zu stützen anstatt auf die durch sie vermeintlich verursachten »Probleme« oder auf das Leiden der MigrantInnen an den prekären Lebens- und Arbeitsverhältnissen in der Migration. (Karakayalı 2008: 258)

Der Ansatz der Autonomie der Migration beschreibt damit auch ein methodisches Vorgehen, welches neue Blickwinkel auf das Phänomen Migration ermöglichen kann: Die Methode ist eine »politische[] Operation an den Bedingungen der Wissensproduktion über Migration« (Bojadžijev 2011: 140). Migration würde als kulturalisiertes Objekt von einer »situerten, post-nationalen Wissenspraxis, welche selbst als Form des Widerstands denkbar wird« (Hess/Karakayalı 2017: 34), abgelöst und das Vorgehen ermögliche zudem »eine Kritik der Hegemonialisierung und Objektivierung innerhalb der postkolonialen Wissensordnung« (ebd.). Als Methode bietet der Ansatz insofern ein Korrektiv,

denn im Fokus stehen jene Mechanismen, die Migrant:innen überhaupt zu Illegalisiererten machen. Damit bietet diese Perspektive auch ein alternatives Vokabular jenseits sonst viktimisierender oder kriminalisierender Diskursparameter.¹³

Der Ansatz der Autonomie der Migration neigt nicht dazu, Migration zu romantisieren oder die Migrant:innen als Held:innen des Widerstands oder des ›Kosmopolitismus von unten‹ darzustellen. Er tilgt nicht Herrschafts- und Ausbeutungsverhältnisse, die das Erfahrungsfeld der Migration prägen, sondern versucht, eine neue Perspektive darauf zu eröffnen, die Herrschaft und Ausbeutung selbst als soziale Verhältnisse versteht. (Mezzadra 2011: 154)

Der Ansatz, so Vassilis Tsianos und Sabine Hess (2010: 243), breche also mit einem »methodologischen Funktionalismus der Migration«, der Migrant:innen entweder prekariert, heroisiert oder zu machtlosen Opfern stilisiert. Und hier entsteht ein Paradox, denn so gehe es zwar darum, Migration ihr ›subjektives Gesicht‹ zurückzugeben: »[E]s sind diese subjektiven Hoffnungen, Wünsche und Träume, die die Versuche der Migrant:innen antreiben, sich Mobilität innerhalb und gegen das europäische Grenzregime anzueignen und es dadurch unmittelbar in Frage und politisch zur Disposition zu stellen« (Scheel 2015). Gleichzeitig wird jedoch einhellig davor gewarnt, sich im ›Einzelschicksal‹ zu verlieren, denn so gehe es um die Vielzahl kollektiver Praktiken, Grenzen zu überwinden, zu unterlaufen oder sich diesen zu entziehen (vgl. Bojadžijev/Karakayalı 2007: 206; Tsianos/Hess 2010: 243; Bojadžijev 2011: 241; Scheel 2015). Trotz der Betonung, dass es nicht um das Projekt Einzelner gehe, sondern darum, Migration als Struktur in den Blick zu nehmen, gerät das methodische Vorgehen in die Kritik, dabei genauso normativ Stellung zu beziehen wie andere Ansätze. So tauchte der Ansatz in Deutschland insbesondere in Verbindung mit antirassistischen Bewegungen wie dem Netzwerk *Kein Mensch ist illegal* auf. Forschende verfolgten demnach häufig eine offen politische Intention, indem sie in der Rolle der Forschenden und Aktivist:innen agieren. Es entsteht eine doppelte Bewegung, die nicht selten quer zum migrantischen Subjekt verläuft (vgl. Bojadžijev 2011: 143):

Denn zu der Konstellation von Forscher:innen/Aktivist:innen tritt in den Untersuchungen zur Autonomie der Migration – finden sie nun im politischen Kontext und/oder im Rahmen universitärer Forschung statt – eine weitere ›Akteur:in‹ hinzu: die Migrant:in, die nicht notwendig Forscher:in und/oder Aktivist:in sein muss. (Ebd.: 144)

Martina Benz und Helen Schwenken (2005: 374) halten es für problematisch, »mit Subjektvorstellungen zu operieren, die den tatsächlich komplexeren Positioniertheiten ebenso wenig gerecht werden wie einen emanzipatorischen Ausweg weisen«. Sie

13 Autonomie der Migration als Methode in Bezug auf illegalisierte Migration wird in Ruben Anderssons (2014) Publikation *Illegality, Inc.* angewandt, indem er die Illegalisierungsmechanismen untersucht und diese als eine Struktur sichtbar macht. Auch der von Nicholas De Genova (2017) herausgegebene Sammelband *The Borders of »Europe«*. *Autonomy of Migration, Tactics of Bordering* sowie die Publikation Stephan Scheels (2019) mit dem Titel *Autonomy of Migration? Appropriating Mobility within Biometric Border Regimes* orientieren sich methodisch an der Autonomie der Migration, um Europas Grenzregime zu analysieren.

plädieren dafür, dass es auch um die Anerkennung der Nicht-Autonomie gehen müsse (vgl. ebd.). So kritisiert auch Heidrun Friese, dass eben jene Autonomie auf einer tradierten sozialen Imagination fußt, die Mobilität an imaginiertes Nomadentum knüpft, welches vom Hauch der Freiheit umweht ist. Der ›Nomade‹ bedient diese Assoziationen und wird zum ›Retter‹ stilisiert (vgl. Friese 2017: 103): »Die prekäre Lebensweise und die alltäglichen Überlebensstrategien (illegalisierter) Migranten werden hier in einem Handstreich zu ›Widerstand‹ erklärt und den sozialen Kämpfen einverleibt« (ebd.: 102). Und sie schlussfolgert lakonisch: »Es fällt nun wirklich schwer, in der ungleich verteilten Prekarität, den teils mit brutaler Gewalt Deportierten auch noch zum Gewinn einer neuen Subjektivität zu gratulieren« (ebd.: 103).

So verwehrt sich zwar der methodische Ansatz der Autonomie der Migration vordergründig, Migrant:innen als ›Opfer‹, ›Täter‹ oder ›Helden‹ zu stilisieren, kommt jedoch selbst nicht ohne zuschreibende Begrifflichkeiten aus. Es gehe um die Kämpfe der Migrant:innen, um die »Spur der Zurückeroberung« (Bojadžijev 2011: 142), um die Bewegungen »aus den Elendszonen« (ebd.) heraus. Es liegt nahe, dass Migrant:innen so zu politischen Subjekten stilisiert werden, gerade oder insbesondere dann, wenn es *nicht* um das Projekt von Einzelnen gehen darf, sondern um die Prozesse und Strukturen der Bewegungen, die eine (autonome) Kraft entfalten. Auch Scheel (2015) kommentiert, dass die unterschiedlichen Subjektpositionen eher unsichtbar gemacht würden und in der subjektlosen Abstraktion ›Migration‹ verschwinden. Dennoch kann diese Perspektive gewinnbringend sein, die sich gegenseitig bedingenden Verstrickungen in den Blick zu nehmen, und um es mit Manuela Bojadžijev (2011: 144) positiv zu formulieren: »So entsteht im Polylog von ForscherIn/AktivistIn/MigrantIn ein ›Spiel‹, das einen Raum öffnet, um eine Veränderung im Denken herbeizuführen.« Dieses ›Spiel‹ möchte ich abschließend mit den Worten Ruben Anderssons reflektieren: Er spricht sich dagegen aus, Migrant:innen zum Objekt der Forschung zu machen, da dieses Vorgehen eine epistemische Gewalt evoziere, indem ein großes Spektrum an Menschen auf einen ethnografischen Blick reduziert würde, welcher einer staatszentrierten Sichtweise verpflichtet ist (vgl. Andersson 2014: 12f.). Das System, seine Prozesse und Strukturen in den Fokus zu rücken, ermögliche aber, dass Migrant:innen sich endlich diesem machtvollen Blick entziehen können, denn so habe er die Erfahrung gemacht, dass die Migrant:innen selbst es satthätten, »being the protagonists, heroic or otherwise, of this tawdry and tragic spectacle« (ebd.: 11).

1.3. Nachdenken über Bürgerschaft

Citizenship, in other words, is designed to fail. (King 2016: 40)

Kein Politikmodell hat einen stärkeren Anspruch auf Inklusion als die Demokratie. Zu den Bedingungen, die Charles Taylor (2002: 21) zufolge ein Gemeinwesen möglich und lebendig machen, gehört die Vorstellung der gleichen Würde aller Beteiligten: »Demokratie hat alle einzuschließen, ohne Ausnahme.« Gleichzeitig »gibt es etwas in der Dynamik der Demokratie, das auf Exklusion, auf Ausgrenzung drängt« (ebd.: 30). So ist ein grundlegendes Kennzeichen der Staatsangehörigkeit ihre Verbindung von Nation

und Bürgerschaft und damit die Gleichsetzung von Bürgerschaft und Nationalität (vgl. Friese 2017: 75; Balibar 2009: 211).

Undokumentierte Mobilität fordert [...] die Demokratie heraus, sie bewegt sich in dem ›demokratischen Paradox‹ der Konstitution eines *Demos*, einer politischen Gemeinschaft, die auf dem Ausschluss anderer, eines konstitutiven Außen beruht. (Friese 2017: 21)

Das Konzept der Staatsangehörigkeit an sich setzt eine begrenzte Gemeinschaft voraus und häufig wird aus der Demokratie das Recht abgeleitet, diese Gemeinschaft begrenzen und definieren zu dürfen (vgl. Benhabib 2008: 117). Gegenstimmen wiederum vertreten die Ansicht, dass alle Menschen, also nicht nur alle Bürger:innen, sondern wirklich alle Menschen den gleichen rechtlichen Schutz genießen sollten (vgl. ebd.: 125). Das ist das von Heidrun Friese benannte ›demokratische Paradox‹. Die Demokratie selbst schafft also den ›arbiträren Moment‹, der eben nicht demokratisch ist, indem sie über Mitgliedschaft, Staatsangehörigkeit sowie Rechte und Gesetze bestimmt und damit gleichermaßen einschließt und ausschließt (vgl. Friese 2017: 20f.).

1.3.1. Demokratietheoretische Fragmente

Daß es so etwas gibt wie ein Recht, Rechte zu haben – und dies ist gleichbedeutend damit, in einem Beziehungssystem zu leben, in dem man auf Grund von Handlungen und Meinungen beurteilt wird –, wissen wir erst, seitdem Millionen von Menschen aufgetaucht sind, die dieses Recht verloren haben und zufolge der neuen globalen Organisation der Welt nicht imstande sind, es wiederzugewinnen. (Arendt 1955: 476)

Das Spannungsfeld zwischen einem universellen Anspruch auf Menschenrechte und deren partikularen Umsetzung im Rahmen von Bürgerrechten hat Hannah Arendt eindrücklich beleuchtet. Ihrer Ansicht nach ist der Verlust der Bürgerrechte immer auch gleichbedeutend mit dem Verlust des Rechts, Rechte zu haben. Die Aberkennung von Bürgerrechten und das Phänomen der Staatenlosigkeit sind für sie Beispiele des Totalitarismus, des ›Bösen in der Politik‹, welches Menschen als ›überflüssig‹ oder gar ›lebensunwert‹ labelt (vgl. Benhabib 2008: 56f.). Daraus erwuchs für Arendt die Frage, ob es überhaupt so etwas wie unabdingbare Menschenrechte geben kann, die unabhängig von politischem Status bestehen und allein der Tatsache des Menschseins entspringen. Denn jeder Mensch, der aus der geschlossenen politischen Gemeinschaft einer Nation ausgeschlossen wird, sei auch aus der Familie der Nationalstaaten ausgeschlossen und damit aus der Menschheit selbst (vgl. Arendt 1955: 470f.). Die von Arendt formulierte Idee des Rechts, Rechte zu haben, basiert insofern auf einem *moralischen* Anspruch, als Mitglied der Gesellschaft anerkannt zu werden (vgl. Benhabib 2008: 62). Dieser moralische Imperativ wird durch das *Recht*, Rechte zu haben, gesetzt. Es geht hier also um das Recht vor dem Komma, welches auf die Erkenntnis abzielt, dass jede:r Einzelne der Menschheit angehört, und aus diesem Grund wird der Anspruch auf Zugehörigkeit und menschenwürdige Behandlung abgeleitet. Das Recht vor dem Komma lässt jedoch im Unklaren, an wen sich die Verpflichtung richtet, dieses Recht umzusetzen (vgl. ebd.: 63). Es ist das Recht, welches Judith Butler zufolge »von keinem Staat jemals

bewilligt werden [würde], nicht einmal die Petition würde zugelassen« (Butler/Spivak 2007: 45). Das Recht nach dem Komma hingegen bezieht sich auf die Bürgerrechte und nimmt damit Bezug auf das Rechtsorgan in der Regel eines Staats, welcher dieses gewährleisten kann (vgl. Benhabib 2008: 63). Und auch hier kommentiert Butler: »Aber mir scheint das Recht auf Rechte, bei dem das erste hervorgehoben wird, eines zu sein, das noch nicht durch das Gesetz garantiert ist, aber dennoch kein ›natürliches‹ ist« (Butler/Spivak 2007: 54).

Die Formulierung der Menschenrechte und mit ihr die Formulierung der Unantastbarkeit der Menschenwürde zeigt auf, dass Freiheit wie auch Unfreiheit letztlich ein Produkt menschlichen Handelns und eben nicht naturgegeben sind. Es genügt daher nicht, auf diese vermeintlich menschliche ›Natur‹ zu verweisen: »Die Menschenrechte werden dem Menschen zugeschrieben (oder entspringen ihm) nur in dem Maß, als er das unmittelbar wieder verschwindende (oder vielmehr gar nie als solches ans Licht tretende) Fundament des Bürgers abgibt« (Agamben 2002: 137). Und das wiederum bedeutet, »daß das Recht auf Rechte oder das Recht jedes Menschen, zur Menschheit zu gehören, von der Menschheit selbst garantiert werden müßte« (Arendt 1955: 479). Damit wurde von vornherein die Verbindung der Frage der Menschenrechte mit der Frage nach dem Selbstbestimmungsrecht der Völker vermengt und ihre fatalen Auswirkungen verbildlichten sich, als immer mehr Menschen in Europa keine Staatsbürgerrechte mehr genießen konnten und auf ein Minimum an Recht, welches ihnen angeblich eingeboren ist, angewiesen waren, es dann jedoch niemanden gab, der ihnen dieses Recht garantieren konnte (vgl. ebd.: 467f.). Die Idee der Menschenrechte tritt nach Arendt seit jeher in den Bedeutungszusammenhang, als Ausnahmerechte für Entrechtete zu dienen, und Arendt (1955: 466) kommentiert zynisch, dass diese lediglich von politisch »bedeutungslosen Individuen oder Vereinen repräsentiert [...] werden, deren sentimental humanitäre Sprache sich oft nur um ein geringes von den Broschüren der Tierschutzvereine unterschied«. So verkamen Menschenrechte ihrer Ansicht nach »zum Inbegriff eines heuchlerischen oder schwachsinnigen Idealismus« (ebd.: 434), wobei Arendt die Problematik nicht nur ausschließlich beim nationalen Souverän verortet, sondern bei den Individuen selbst, die sich einer natio-ethnischen Zugehörigkeit eingeschrieben haben: »Nicht eine einzige Gruppe von Flüchtlingen ist je auf die Idee gekommen, an die Menschenrechte zu appellieren; wo immer sie sich organisierten, haben sie für ihre Rechte als Polen oder als Juden oder als Deutsche gekämpft« (ebd.: 470). Doch selbst durch eine Auflösung nationalstaatlicher Ordnungen würde es nicht möglich sein, ein Recht für alle zu garantieren, da eine Rechtsauffassung immer auf dem beruht, was für »gut« befunden wird. Gut für das Volk, für die Familie, für den Gesamtzusammenhalt – diese Rechtsauffassung ist Arendt zufolge unausweichlich, deswegen könnte auch eine Weltregierung dieselben Fehler begehen wie ein nationalsozialistisches Regime (vgl. ebd.: 479). Es ist dieser Punkt, den Seyla Benhabib als verworrensten Aspekt in Arendts Denken analysiert. Dieser beruhe auf der widersprüchlichen Konstruktion eines Anspruchs auf universalistische moralische Normen und politische und rechtliche Bedingungen, die durch ihren Einbezug immer auch Ausschluss oder Ausgrenzung erzeugen werden, und sie subsumiert: Arendts moralischer Kosmopolitismus gründet sich auf einen rechtlichen und bürgerlichen Partikularismus (vgl. Benhabib 2008: 67-72). So plädiert Arendt für Folgendes:

Wirkliche Demokratie aber, und das ist vielleicht in diesem Zusammenhang das Entscheidende, kann es nur geben, wo die Machtzentralisierung des Nationalstaats gebrochen ist und an ihrer Stelle die dem föderativen System eigene Diffusion der Macht in viele Machtzentren gesichert ist. (Arendt zitiert in Meyer 2018: 56).

Das Recht, Rechte zu haben, lässt sich demnach nur im Rahmen eines bürgerlichen Partikularismus realisieren. Dabei sollte eben nicht die Eigenschaft der Geburt zählen, sondern Menschen sollten vielmehr nach ihren Handlungen und Meinungen beurteilt werden, denn Zugehörigkeiten auf der willkürlichen Basis der Geburt zu bestimmen, stellt für Arendt kein politisierbares Argument dar (vgl. Arendt 1955: 476; vgl. auch: Benhabib 2008: 65; Schulze Wessel 2017: 30). Die Erklärung der Menschenrechte ist demnach unmittelbar mit der Frage nach der Legitimation politischer Ordnung verknüpft, denn nationalstaatliche Grenzen und der durch sie erzeugte Ausschluss werden unter der Voraussetzung, dass es ein Menschenrecht gibt, begründungswürdig (vgl. Schulze Wessel 2018: 11). Es entsteht ein Paradox, welches dazu führt, dass »der Staatenlose ›die Anomalie darstellt, für die das Gesetz nicht vorgesorgt hat« (Arendt 1955: 460), und »[i]n dem Maße, wie der Staatenlose selbst außerhalb des Gesetzes steht, zwingt er auch jede Regierung, die es mit ihm zu tun bekommt, die Sphäre des Gesetzes zu verlassen« (ebd.: 458).

Es drängt sich die Frage auf, ob Arendts Reflexionen in der heutigen Zeit noch von Belang sind, so sind diese immer vor dem Hintergrund der Zwischenkriegszeit und des Zusammenbruchs multinationaler wie multiethnischer Reiche in Europa zu lesen, welche gekennzeichnet von einer »Atmosphäre des Zerfalls« (Arendt 1955: 432) zur Folge hatten, dass es zur massenhaften Ausbürgerung unerwünschter Minderheiten und Geflüchteten kam (vgl. Benhabib 2008: 75). Seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs hat es mittlerweile einige wesentliche Entwicklungen gegeben, die auf supranationaler Ebene bemüht sind, jenen die Rechte zuzusichern, die sonst aus der nationalen Gemeinschaft herausfallen. Dazu zählen die Gründung der Vereinten Nationen und die Neu-Definition der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte von 1948, die Genfer Flüchtlingskonventionen von 1951, der *United Nations High Commissioner for Refugees* (UNHCR) sowie der Internationale Gerichtshof in Den Haag. Und dennoch: Trotz der Entwicklungen bleibt das unauflösliche Paradox, welches dem unangefochtenen Menschenrecht auf Asyl mit der Pflicht, auch Asyl zu gewähren, begegnet. Damit bleibt der Konflikt zwischen dem Anspruch auf Menschenrechte und der Restriktion der Souveränität, welche nach wie vor territorial bestimmt und der staatszentrierten Ordnung unterliegt, bestehen (vgl. ebd.: 73f.). Menschenrechte sind dabei nicht an sich gerecht oder ausnahmslos inklusiv, sie sind vielmehr als Widerstandsrechte gegen Ungerechtigkeit und Unterdrückung zu verstehen. Die Gefahr besteht demnach noch heute darin, dass »[n]ationalistische Bewegungen und Parteien versuchen, Menschenrechte an den Nationalstaat zu knüpfen, selektiv an Ethnien zu binden und dabei ein künstliches Gemeinschaftsgefühl zu schaffen, das auf Exklusion anderer beruht« (Weidenberg 2020: 11). So werden gegenwärtig durch politische Rechtsprechung und die mit ihr verwobenen gesellschaftlichen Bilder, die dazu dienen, Migration zu steuern, Unterscheidungen wirksam, die das Zusprechen von Menschenrechten nach zweierlei Maß messen. Der humanitäre Impetus für Geflüchtete gilt nur für bestimmte Herkunftsre-

gionen, wohingegen Flucht vor Armut immer noch unter dem Deckmantel sogenannter Wirtschaftsflüchtlinge delegitimiert wird (vgl. Römhild 2018: 77f., vgl. auch De Genova 2017: 20).

Was das Grenzregime bewirkt, ist eine Transformation des rechtlichen Status von Migrant_innen und damit eine Aberkennung des grundlegenden Rechts, Rechte zu haben, welches durch die Zuteilung von vorgegebenen Migrationskategorien geschieht. (Hess/Karakayalı 2017: 34)

So bringt es Norbert Cyrus (1999: 203) treffend auf den Punkt, wenn er argumentiert, dass die »früheren, entrechteten Staatenlosen [...] heute die Statuslosen, die illegalisierten MigrantInnen« (Herv. i. O.) sind. Es entfaltet sich ein eindeutig normatives Dilemma des Rechts auf Zugehörigkeit (vgl. Benhabib 2008: 142):

Trotzdem, und obwohl seit dem Zweiten Weltkrieg große Anstrengungen zur Verbesserung der Lage von Staatenlosen, Flüchtlingen und Asylsuchenden unternommen wurden, trifft Hannah Arendts Diagnose, der Verlust der Staatsangehörigkeit sei gleichbedeutend mit dem Verlust jeglicher Rechte, noch immer zu. (Ebd.: 166)

Ausgehend von Arendts Überlegungen zu Menschen- beziehungsweise Bürgerrechten werfe ich nun einen Blick auf das nationalstaatliche Selbstverständnis Deutschlands und die damit einhergehende Zusprechung von Rechten, da dies maßgeblich zur Konturierung aufenthaltsrechtlicher Illegalität beiträgt. Dabei wird in der theoretischen Forschung zwischen verschiedenen Typen von Nationalismus unterschieden. Die jeweilige ideelle Basis bringt dementsprechend unterschiedlich geprägte Immigrationspolitiken hervor. Grundet sich das nationale Selbstverständnis auf eine homogene ethnische Blutsgemeinschaft, bildet das Abstammungsprinzip (*ius sanguinis*) das Grundprinzip für die Zugehörigkeit zur Nation. Davon unterscheidet sich die Solidar- und Willensgemeinschaft, welche mit einem Territorialprinzip (*ius soli*) eine vermeintlich offenere Haltung gegenüber Immigration pflegt. Das Abstammungsprinzip in seiner radikalen Form bedeutet, dass eine Immigration im Sinne einer vollständigen Inkorporation in die Nation nicht vorgesehen ist. Das Territorialprinzip hingegen beinhaltet eine permanente Einwanderung als Teil seines Ideals, da primär der Geburts- und der Aufenthaltsort ausschlaggebend sind (vgl. Chiavacci 2011: 32).

Der Umgang mit Immigration war in Deutschland lange durch das Staatsangehörigkeitsrecht von 1913 geprägt. Dieses schrieb die Verknüpfung von Staatsbürgerschaft und ethnischer Abstammung auf Basis des *ius sanguinis* fest. Deutschen, die im Ausland leben, erlaubt es, ihre Staatsbürgerschaft nicht nur zu behalten, sondern auch an Nachkommen weiterzugeben. Dabei wird gleichzeitig das Geburtsortsprinzip ausgeschlossen (vgl. Heck 2008: 66). Seit 1991 wurden jedoch Elemente des *ius soli* im Staatsbürgerschaftsrecht implementiert und die Einbürgerung schrittweise erleichtert. Das neue Staatsangehörigkeitskonzept erlaubt in Deutschland geborenen Kindern ausländischer Eltern unter bestimmten Auflagen,¹⁴ nach *ius soli*, dem Territorialprinzip, die deutsche

14 In Deutschland geborene Kinder ausländischer Eltern können die deutsche Staatsbürgerschaft erwerben, sofern Vater oder Mutter seit mindestens acht Jahren in Deutschland einen gewöhnlichen Aufenthalt haben beziehungsweise über eine unbefristete Aufenthaltserlaubnis verfügen.

Staatsangehörigkeit zu erwerben. Die doppelte Staatsbürgerschaft wiederum gilt erst für alle ab dem 1. Januar 2000 geborenen Kinder, die sich spätestens im Erwachsenenalter für eine Staatsangehörigkeit entscheiden müssen. Aufgrund der vergleichsweise hohen Hürden ist die Einbürgerungsquote jedoch im Vergleich zu anderen europäischen Ländern und den USA in Deutschland sehr niedrig (vgl. Nuscheler 2004: 156f.; Seifert 2000: 138f.). Außerdem würden auch bereits eingebürgerte Menschen darüber klagen, »nicht als ›deutsch‹ wahrgenommen zu werden, obwohl sie deutsche Staatsbürger sind. Offensichtlich wird unter ›deutsch‹ vorwiegend eine ethnische und weniger eine staatsbürgerliche Zugehörigkeit verstanden« (Moosmüller 2009: 16).

Während Migrant:innen eine Einbürgerung in Deutschland zwar häufig verwehrt wird, können sie auch als ›Nicht-Deutsche‹ an der Gesellschaft teilhaben. In den meisten Fällen werden dabei soziale Rechte zugesprochen und keine politischen Rechte, was einem systematischen Ausschluss an politischer Beteiligung gleichkommt, wie im Fall der ›Gastarbeiter:innen‹ (vgl. Benhabib 2008: 145).¹⁵ Illegalisierte wiederum stehen weitestgehend außerhalb jeglicher offiziellen Zusprechung von Bürgerrechten. Lange wurde die Situation der bereits in der Bundesrepublik lebenden Menschen ohne Papiere ignoriert. Erst durch eine öffentliche Stellungnahme der Deutschen Bischofskonferenz 2001, die auf die faktische Rechtlosigkeit der Betroffenen in beinahe allen Bereichen des täglichen Lebens hinwies, rückte die Thematik vermehrt in den Fokus (vgl. Heck 2008: 97). 2004 gründete sich auf deren Initiative hin das katholische Forum *Leben in der Illegalität*, welches noch heute maßgeblich dazu beiträgt, durch Öffentlichkeitsarbeit, der Organisation von Fachtagungen sowie Kooperationen mit Einrichtungen aus Wissenschaft und Forschung auf die Situation Illegalisierter aufmerksam zu machen. Sicherlich tragen die mitunter dadurch entfachten Debatten ihren Teil dazu bei, dass es in den letzten Jahren Gesetzesänderungen gab, die die Rechte illegalisierter Migrant:innen in Deutschland besser schützen: So hat eine Änderung der Verwaltungsvorschrift 2009 bewirkt, dass Illegalisierte bei medizinischen Notfällen ins Krankenhaus gehen können, ohne Angst zu haben, dass die Statuslosigkeit an die Ausländerbehörde gemeldet wird. 2011 wurde zudem die Übermittlungspflicht für Bildungseinrichtungen wie Schulen aufgehoben. Das heißt, dass statuslosen Kindern der Schulbesuch ermöglicht werden kann. Jedoch zeigt sich in der Praxis, dass in medizinischen Notfällen aus Angst kaum Hilfe im Krankenhaus in Anspruch genommen wird. Auch der Schulbesuch ist nach wie vor einigen Unsicherheiten unterworfen. Die Eltern haben keine Garantie, dass die Schule das Kind aufnimmt, da Anmeldeverfahren erheblich variieren und immer die Möglichkeit besteht, dass der fehlende Aufenthaltstitel durch Datenabgleiche

Jedoch müssen sie sich zwischen dem 18. und dem 23. Lebensjahr für eine der beiden Staatsangehörigkeiten entscheiden. Die Einbürgerung für Erwachsene ist nach acht Jahren, ausreichenden Deutschkenntnissen, eigener Wohnung, eigenem Lebensunterhalt und ›täglichem Bekenntnis zur deutschen Kultur und Lebensart‹ möglich (vgl. Nuscheler 2004: 156f.).

15 Eine detaillierte Auflistung über Zugang zu politischen wie bürgerlichen Rechten innerhalb der EU-Staaten, dazu zählend das Wahlrecht, gewerkschaftliche Rechte, Zugang zu Krankenversicherung, Kinderbetreuung und so weiter, nimmt Seyla Benhabib vor. Sie differenziert zwischen Staatsangehörigen, im Inland lebenden Unionsbürger:innen, Drittstaatsangehörigen sowie Geflüchteten. Dabei sind insbesondere vorübergehend im Inland lebende Drittstaatsangehörige wie auch Geflüchtete von den meisten Rechten ausgeschlossen (vgl. Benhabib 2008: 156-159).

oder Schulausflüge auffliegt (vgl. Wilmes 2016: 94f.). Illegalisierte haben nach wie vor keinen Zugang zu Sozialversicherungen, Arbeitsverträgen, Krankenversicherungen. Sie sind weitgehend formal vom Wohnungsangebot, Bildungssektor und Arbeitsmarkt ausgeschlossen und Holger Wilcke (2018: 10f.) beschreibt sie als die »entrechtetsten Subjekte, die das schengeneuropäische Grenzregime produziert«. Dennoch sind sie da und nehmen an der Gesellschaft teil. Bürgerschaft beinhaltet damit auch immer den Aspekt, der seine formale Definition infrage stellt (vgl. Mezzadra 2009: 219f.). Das Konzept der *Acts of Citizenship* nimmt genau diesen Aushandlungsbereich in den Blick, denn gerade durch die Forderungen der Ausgeschlossenen hat sich (Staats-)Bürgerschaft immer wieder neu rekonfiguriert.

1.3.2. *Acts of Citizenship* als Konzept

Saskia Sassen kritisiert, dass ein großer Anteil wissenschaftlicher Arbeiten Konzepte von Bürgerschaft (*Citizenship*) in einer notwendigen Verbindung mit dem Nationalstaat betrachtet, obwohl gerade dieser gegenwärtig durch enorme Transformationen gekennzeichnet sei. Sie schlägt eine Differenzierung zwischen Bürgerschaft und Staatsangehörigkeit vor. Formal beziehen sich beide Ausdrücke auf den Nationalstaat, wobei sich ersterer größtenteils auf die nationale Dimension beschränkt und die Staatsangehörigkeit auf die international rechtliche Dimension verweist (vgl. Sassen 2007: 147). Konkret markiert die Staatsangehörigkeit »die formale Grundlage für die Rechte und Verantwortlichkeiten des Individuums im Verhältnis zum Staat« (ebd.: 150), wobei die Bürgerschaft wiederum im Zuge der erstarkten Bedeutung von Menschenrechten sowie Migrationsbewegungen immer wieder aufs Neue herausgefordert wird und »die Spannung zwischen Bürgerschaft als formalem rechtlichen Status, normativem Projekt, oder erstrebenswertem Ziel« (ebd.: 152) sichtbar macht. Die Fokussierung auf Staatsbürgerschaft als einzig legitime rechtliche Ordnung ignoriert häufig diejenigen Akteur:innen, die sich neue Formen politischen Handelns angeeignet haben, obwohl sie nicht an uneingeschränkten Rechten beteiligt sind (vgl. Benhabib 2008: 118).

Engin Isin (2008: 17) verweist bezugnehmend auf Benhabib auf die Notwendigkeit eines kritischen Blicks auf Bürgerschaft, was nicht bedeutet, dem legalen Status weniger Gewicht beizumessen, sondern vielmehr, die diskursiven Aushandlungspraktiken der Subjekte in den Blick zu nehmen, welche jenseits von zugewiesener Bürgerschaft Rechte einfordern. Während die *Citizenship Studies* insbesondere den legalen Status und den damit verbundenen Habitus als Untersuchungsobjekt herausstellen, plädiert Isin für eine Fokusverschiebung hin zu den Handlungen, den *Acts of Citizenship*, welche den Blick auf ein neues Feld eröffnen können (vgl. ebd.: 37). Bei der Betrachtung der Bürgerrechts- oder Frauenrechtsbewegungen wird klar, dass sich innerhalb kurzer Zeit Konzepte von Bürgerschaft immer wieder ausgeweitet und transformiert haben: »Without such creative breaks it is impossible to imagine social transformation or to understand how subjects become citizens as claimants of justice, rights and responsibilities« (ebd.: 18). Isin betont dabei unter anderem das dialogische Prinzip von Bürgerschaft, denn nur durch die Grenzziehungen zu den Nicht-Bürger:innen, zu jenen also, die von bestimmten Rechten ausgeschlossen werden, manifestiert sich Bür-

gerschaft: »The dialogical principle of citizenship always involves otherness« (ebd.: 19). Die *Acts of Citizenship* definiert er als Akte oder Handlungen, die sowohl Bürger:innen als auch die ›anderen‹ produzieren. Wir selbst bringen uns demnach als Bürger:innen, als ›Fremde‹, als ›Außenseiter‹ hervor. Gleichzeitig sind wir nicht gefangen in den Strukturen und in der Lage, diese zu transformieren. Isin differenziert hier zwischen *Acts* und *Actions*. Während *Acts* einen unerwarteten Bruch in bestehender Ordnung evozieren, sind *Actions* jene Handlungen von mündigen Bürger:innen, die sich auf Grundlage eines vorgesehenen Skripts im Rahmen der festgesetzten Ordnung manifestieren. Dazu gehört beispielsweise, zu demonstrieren oder zu wählen. Sie sind *Active Citizens*. Durch *Acts* jedoch formieren sich die *Activist Citizens*, welche keinen vorgesehenen Platz in den bestehenden Strukturen haben und diese nun herausfordern (vgl. ebd.: 37-39; Wilcke 2018: 42).

Die Effekte der Globalisierung sowie das Auftauchen multipler Akteur:innen, Gruppen und *Communities* formen demnach »neue[] Arten politischer Subjekte und neue[] Räume des Politischen« (Sassen 2007: 148).

Statt auf die fundamentale Transnationalität der sozialen und ökonomischen, der politischen und kulturellen Gegenwart mit einer Rückkehr zur Nation zu reagieren, sollte man sich an den Gedanken einer postnationalen Bürgerschaft gewöhnen. (Holert/Terkessidis 2006: 263)

So betonen auch Manuela Bojadžijev und Serhat Karakayalı (2007: 205): »Viele soziale Auseinandersetzungen, die von MigrantInnen initiiert worden sind, handeln nicht davon, Bürger zu werden – sie insistieren darauf, bereits Bürger zu sein.« Solche Entwicklungen können jedoch nicht in der Sprache der Staatsbürgerschaft erfasst werden, sonst müsste schließlich auch von deren Verfall oder Entwertung ausgegangen werden. Sassen (2007: 159) schlägt indes vor, »das Nationale zu suspendieren und zu postulieren, dass die Frage danach, wo Bürgerschaft sich ereignet, im Kontext gesellschaftlicher Praxis zu bestimmen ist«. Bezogen auf Menschen ohne Aufenthaltsstatus bedeutet dies, anzuerkennen, dass sie zum Teil die gleichen alltäglichen Praktiken ausüben wie formal anerkannte Bürger:innen und so eine Art informeller Gesellschaftsvertrag zwischen ihnen und den örtlichen Strukturen entstehen kann (vgl. ebd.: 149).

Für ein prägnantes Beispiel von *Activist Citizens* beziehungsweise einem *Act of Citizenship* sei hier auf Judith Butlers Beschreibungen eines Ereignisses im Frühjahr 2006 in mehreren kalifornischen Städten verwiesen. Illegalisierte Migrant:innen gingen offen auf die Straße und demonstrierten für ihr Recht auf Zugehörigkeit. Sie stimmten gemeinsam die US-amerikanische Nationalhymne an, betitelten sie als *Nuestro Hymno* und sangen sie auf Spanisch. Es ist ein pluraler Akt, »eine performative Politik, in der die Forderung nach Legalisierung eben das Illegale ist und gleichwohl und gerade in Mißachtung des Gesetzes erhoben wird, dessen Anerkennung gefordert wird« (Butler/Spivak 2007: 44). *Acts of Citizenship* betonen also die performative Dimension von Bürgerschaft, welche wiederum in enger Interaktion zum formalen Status steht (vgl. Nyers 2019: 10). Es ist dieser Akt des Singens, der sich Butler zufolge mit den Denkansätzen Arendts nicht theoretisieren lässt, da es erst die Entwicklung einer Sprache bräuchte, die es ermögliche, die »sinnlich erfaßbare[] Demokratie« beziehungsweise die »ästhetische[] Artikulation innerhalb der politischen Sphäre« (Butler/Spivak 2007: 43)

zu überdenken. Die Singenden üben ihr Recht auf legalisierte Zugehörigkeit aus, ihre Forderung ist der einleitende Moment, was jedoch noch lange nicht heißt, dass sie dieses Recht auch bekommen werden oder dass es durch ihre performative kollektive Handlung wirksam wird (vgl. Butler/Spivak 2007: 45). In jedem Fall aber ist es eine Diskursmobilisierung:

Die Leute, die da singen, singen offensichtlich nicht von einem Naturzustand aus. Sie singen von den Straßen von San Francisco und Los Angeles aus. Was bedeutet, daß sie nicht nur die Sprache der Nation verändern, sondern auch deren öffentlichen Raum. Die Forderung nach der Ausübung von Freiheit, die mit der Staatsbürgerschaft einhergeht, ist die Ausübung dieser Freiheit in einleitender Form: Sie beginnt sich zu nehmen, wonach sie verlangt. (Butler/Spivak 2007: 46f.)

Acts of Citizenship irritieren somit die dominante gesellschaftliche Realität. Es sind Handlungen, die mehr als einen formalen Status beschreiben. Sie sind als ein dynamischer Prozess, eine Praxis zu verstehen, welche neue Arten des Denkens oder Zugehörigkeit(en) hervorbringen kann. Damit bildet sich ein kontinuierlicher Prozess ab, denn damit Bürgerschaft überhaupt möglich ist, muss es immer das ›andere‹ geben, welches das Gegenteil repräsentiert (vgl. King 2016: 46).

2. Über das theoretisierte Subjekt

Ich habe in den vorangehenden Kapiteln das Konstrukt der aufenthaltsrechtlichen Illegalität skizziert und aufgezeigt, dass dieses einer permanenten Wandlung durch sich verschiebende Grenzziehungen, immer wieder neu ausgehandelte Migrationspolitiken und divergierende Rechtsprechungen unterworfen ist.

Indem die MigrantInnen auf die Bedingungen des nationalstaatlich eingefassten Raums reagieren, transformieren sie die Regulierungs- und Integrationsbemühungen, die die Zielländer unternehmen, in eine eigene, ›klandestine‹ Migrationsform um und kreieren dabei einen ›driftenden‹ sozialen Raum, d.h. selbst dort, wo sie sich auf national- oder suprastaatliche rechtliche und soziale Strukturen stützen, deterritorialisieren sie diese. (Karakayalı/Tsianos 2007: 10)

So möchte ich mich Serhat Karakayalı und Vassilis Tsianos anschließen und das illegalisierte Subjekt in einem ›driftenden‹ Raum verorten, welcher erst durch das Zusammenspiel von Migrationskontrollpolitiken und der Reaktionen durch Migrant:innen auf diese erzeugt wird. Daran anknüpfend theoretisiere ich die in diesem Raum agierenden Subjekte. Ausgehend von der Grenze, der Mobilität und der Bürgerschaft skizziere ich die unterschiedlich zum Vorschein tretenden Figuren, Typen und Figurationen. Es sind Figuren der sozialen Imagination, worunter Heidrun Friese (2017: 25) »die Bilder, die von mobilen Menschen gezeichnet werden«, fasst. Dazu gehören auch Denkfiguren, wie sie Zygmunt Bauman (1996; 1997) skizziert, welche eher als heuristisches Mittel beschrieben werden können, etwas Begriffliches zu veranschaulichen (vgl. Rolshoven 2012: 12). Während ich Figuren und Typen hier äquivalent verwende, möchte ich mit der Figuration jedoch insbesondere den relationalen Aspekt hervorheben, der durch seine

Bezugnahme auf Bürgerschaft beziehungsweise auf das Nicht-Vorhandensein dieser deutlich zutage tritt. Figuren, Typen und Figurationen meinen hier also weder eine fixierte Identität noch eine spezifische Person, sondern sie sind als eine mobile soziale Position zu lesen: Insofern Individuen eine bestimmte soziale Position einnehmen und damit einen Kurs einschlagen, finden sie sich in einer spezifischen Dynamik wieder oder werden von dieser erfasst und somit *figuriert* (vgl. Nyers 2019: 1). Ich werde mich im Folgenden sowohl auf bereits konzeptualisierte Denkfiguren wie jene von Zygmunt Bauman oder Julia Schulze Wessel fokussieren, davon ausgehend diese jedoch durch erweiterte Denkfiguren beziehungsweise Figurationen ergänzen, welche vielleicht nicht konkret als solche benannt oder konzeptualisiert sind, sich aber aus der Lektüre empirischer Arbeiten über illegalisierte Subjekte ergeben. Neben öffentlich-medialen sowie politischen Diskursen produzieren auch ethnografische Studien und migrationsforschungskritische Ansätze Figuren und Figurationen. Dazu zähle ich die häufig eingesetzte ›Gespenster-Metapher‹ oder die Zuschreibung politischer Aktivität, woraus sich die Figuration des ›Aktivisten‹ speist.

Da es in den folgenden Kapiteln um die soziale Konstruktion der Figur geht und nicht um das tatsächlich real existierende Äquivalent, verzichte ich auf eine erweiterte Genderformel, um den Blick auf die *Konstruktion* der Figur zu legen und keine Verwechslung mit der realen und komplexen heterogenen Lebensrealität zuzulassen. Die Benennung der Figur – ›Held‹, ›Tourist‹, ›Anti-Bürger‹ oder ›Aktivist‹ – suggeriert damit zunächst ein männlich konnotiertes Bild und bildet weder weibliche noch nicht-binäre Positionen ab. Diese Konnotation ist bewusst gewählt, da öffentlich-mediale Repräsentationen häufig mit dem Bild des ›männlichen Migranten‹ korrelieren. Mein empirisches Datenmaterial wird jedoch mit genau der sozialen Imagination dieser Bilder und Figuren brechen, indem auch vielfältige weibliche Stimmen die Ergebnisrepräsentation prägen.

2.1. Figuren der Grenze: Helden, Opfer, Feinde

I am the border. (Khosravi 2011: 99)

Die Figur des Illegalisierten werde ich zunächst aus einer grenztheoretischen Perspektive politiktheoretisch bestimmen. Dazu skizziere ich die politischen Theorien Hannah Arendts (1955) und Julia Schulze Wessels (2017), die sich beide der Figur des ›Flüchtlings‹¹⁶ beziehungsweise ›Staatenlosen‹ widmen. Von der politiktheoretischen Bestimmung ausgehend werfe ich mit Heidrun Friese (2017) einen Blick auf die Verstrickungen gegenwärtiger öffentlich-medialer Bilder, welche an der Schaffung der sozialen Figur des ›Flüchtlings‹ beteiligt sind und auf tradierten sozialen Imaginationen und Ordnungssystemen beruhen. So folge ich der Verbindungslinie einer politiktheoretischen Konfiguration der Grenzfigur und ihrer medialen und politisch formierten Bilder und Darstellungsformen. Beides speist sich aus dem demokratietheoretischen Pa-

16 Im Folgenden verwende ich den Terminus ›Flüchtling‹ immer dann, wenn es um das öffentlich-mediale Bild der Figur geht, da auch der etymologische Bezug zur Begrifflichkeit des ›Flüchtlings‹ dieses Bild verstärkt (vgl. auch Glossar Neue deutsche Medienmacher:innen. Online verfügbar unter <https://glossar.neuemedienmacher.de/glossar/fluechtlinge/>, zuletzt geprüft am 11.02.2021).

radox (vgl. Friese 2017: 74, vgl. auch Kapitel II. 1.3.1). In diesem Spannungsverhältnis greifen sowohl sogenannte harte Grenzen, *physical barriers*, wie auch weniger greifbare Grenzen der Wahrnehmungsebenen, *mental boundaries*, ineinander und bedingen sich wechselseitig (vgl. Rumford 2006: 156). So werde ich abschließend auf Shahram Khosravi (2011) autoethnografische Analyse verweisen, um diese *mental boundaries*, welche auf der personifizierten Empfindung, selbst zur Grenze *gemacht* zu werden, beruhen. Eine Betrachtung der ethnografischen Verortung markiert die Verbindung politiktheoretischer Konzeptualisierungen sowie deren öffentlich-medialer Bilder mit der alltagspraktischen Wirkmächtigkeit der Grenzfigur und kann diese zusätzlich verdichten.

Die Grenzfigur zu konzeptualisieren bedeutet auch, sie als Figur des ›Flüchtlings‹ in den Blick zu nehmen. Während Arendt die Bemühungen, zwischen Geflüchteten und Staatenlosen zu unterscheiden, als künstliche Konstruktion entlarvt,¹⁷ fasst daran anknüpfend Julia Schulze Wessel (2017) in ihrer Konzeption der Grenzfigur die Figur des ›Flüchtlings‹ mit dem ›undokumentierten Migranten‹ äquivalent. In der medialen Vermittlung ist zudem das Feindbild des ›Asylanten‹ oder ›Flüchtlings‹ mit Beginn der 1990er Jahre mittlerweile zum Bedrohungsszenario der ›illegalen Einwanderung‹ ausgeweitet worden und die Gestalt des ›illegalen Migranten‹ hat den ›Flüchtling‹ längst abgelöst (vgl. Heck 2008: 37): »Der Flüchtling muß als das angesehen werden, was er ist, nämlich nicht weniger als ein Grenzbegriff« (Agamben 2002: 143). Um die Grenzfigur zu bestimmen, werde ich demnach an politiktheoretische Figuren und mediale Bildvermittlung anschließend keine klare Abgrenzung von Staatenlosigkeit, Illegalisierten und Geflüchteten vornehmen. Abschließend werde ich diskutieren, warum die theoretische Konzeptualisierung der Grenzfigur als Figur des ›Flüchtlings‹ und ihre unpräzise Abgrenzung zu Illegalisierten – wenn auch analytisch sinnvoll – dennoch unzureichend ist und zudem zu einer Diskursverschiebung beiträgt.

Julia Schulze Wessel (2017) diagnostiziert eine Leerstelle in der Standortbestimmung der Grenzfigur gegenüber vielfältiger Theoretisierung des ›Staatsbürgers‹ als politisches Subjekt. Dabei unterscheidet sie deutlich zwischen der arendtschen Figur des ›Flüchtlings‹ und Staatenlosen und »der heutigen Figur des undokumentierten Migranten« (Schulze Wessel 2017: 98). So würde nach Arendt der ›Flüchtling‹ die Zerrüttung der Nationalstaaten offenbaren, denn eben diese Zerrüttung einer in Nationalstaaten gegliederten Weltordnung brachte die Figur überhaupt erst hervor (vgl. ebd.: 27). Der Ausschluss einer immer größeren Gruppe von Menschen in Europa führte dazu, dass sie in ein ›Niemandland‹ verwiesen wurden, »in dem es weder Recht noch Gesetz noch irgendeine Form geregelter menschlichen Zusammenlebens gab« (Arendt 1955: 433) –

17 In den Zwischen- und Nachkriegsjahren galten beinahe alle Geflüchteten auch als staatenlos und vice versa. Zudem »retteten« sich viele Geflüchtete in die ›Illegalität«, als kurz vor Kriegsausbruch die Abschreckungsmaßnahmen gegenüber Staatenlosen, die nicht ohne Weiteres deportiert werden konnten, zunahmen. So sahen sich viele gezwungen, in der Illegalität unter den Bedingungen der absoluten Gesetzlosigkeit ihren verlässlichsten Schutz zu suchen. Arendt beschreibt das Phänomen, dass auch reguläre Staatsbürger:innen unter dem Deckmantel der Reisenden in westliche Länder kamen, sich aber eigentlich als Geflüchtete erwiesen. Bei drohender Repatriierung bemühten sie sich, sich ihrer Staatsbürgerschaft zu entledigen, und verwandelten sich sozusagen in Staatenlose. So kumuliert das Phänomen der Staatenlosigkeit mit dem der Flucht (vgl. Arendt 1955: 449f; 457).

ein Phänomen, welches Étienne Balibar (2009: 192) ähnlich zur Sprache bringt, wenn er gegenwärtig Geflüchtete »in the land of (political) *nowhere* which can also become a *counterpolitical* or an *antipolitical* space« (Herv. i. O.) verortet. Grenzen spielen demnach für den ›Flüchtling‹ in Arendts Denken keine Rolle mehr, denn sie sind in jenem Land genauso rechtlos wie in einem anderen und bewegen sich in einem endlosen Raum ohne Grenzen, eine existenzielle Heimatlosigkeit auf ihren Schultern lastend. So formuliert sie: »Wen immer die Verfolger als Auswurf der Menschheit aus dem Lande jagten [...] wurde überall auch als Auswurf der Menschheit empfangen« (Arendt 1955: 434). Grenzen gewinnen lediglich für diejenigen an Bedeutung, die durch ihr Staatsbürgerrecht darin Schutz finden. Die Figur des ›Flüchtlings‹ steht für Arendt insofern außerhalb jeglichen Rechts und in keinem Beziehungsverhältnis mehr zu Grenzsetzungen: »[W]er immer einmal die Rechte, die in der Staatsbürgerschaft garantiert waren, verloren hatte, blieb rechtlos« (ebd.: 431). Die Figur des ›Flüchtlings‹ ist nach Arendt (1955: 483) »aus allen menschlichen Gemeinschaften herausgeschleudert«. Sie zeichnet sich durch ihre »Unbezogenheit zur Welt« (ebd.: 484) und ihre »stumme Individualität« (ebd.) aus. Der Staat ist der einzige Akteur, der aktiv über Ein- und Ausschluss entscheidet und so die Figur des ›Flüchtlings‹ als rechtloses Subjekt hervorbringt. Damit beschreibt Arendt ein binäres Opfer-Täter-Verhältnis (vgl. Schulze Wessel 2017: 34).

Arendt ist jedoch – wie in bereits vorangehenden Kapiteln angemerkt – als Kind ihrer Zeit zu lesen: »Die Atmosphäre des öffentlichen Lebens der zwanziger Jahre schien geladen mit der schwülen und unheilvollen, diffusen Irritabilität einer Strindbergschen Familientragödie« (Arendt 1955: 431). Sie beschreibt das Phänomen der Staatenlosigkeit zur damaligen Zeit als willkürlichen Prozess, der eben auch jene innerhalb der von einem Nationalstaat umschlossenen Grenzen und sogar vormalige Staatsangehörige treffen kann – denn durch die plötzliche Entrechtung einer Gruppe von Menschen, beziehungsweise ihre ›Denaturalisierung‹, um im arendtschen Duktus zu bleiben, bedurfte es in den 1930er Jahre nur weniger Schritte (vgl. ebd.: 455). Gegenwärtig haben sich Grenzen jedoch stark transformiert und treten auch außerhalb europäischen Bodens in Erscheinung. Aus Sicht heutiger Migrant:innen gilt es insofern nicht mehr, die auf Landkarten klar definierte Grenzlinie zu überschreiten, sondern vielmehr neue in sich verschachtelte Grenzräume zu durchqueren. Im heutigen Verständnis der *Critical Border Studies* rückt die Figur des ›Flüchtlings‹ vermehrt als *aktiver* Akteur in den Blick und hier setzt Schulze Wessels Konzeptualisierung der heutigen Grenzfigur an. Während in Arendts Verständnis die Figur des ›Flüchtlings‹ eine Figur der totalen Exklusion ist,¹⁸ ist die Figur in Schulze Wessels Konzeptualisierung aktiv gestaltender Akteur. Der ›Flüchtling‹ oder ›undokumentierte Migrant‹ ist Grenzgestaltender, der aktiv an der Transformation der Grenzverläufe und damit auch an der politischen Ordnung betei-

18 Jedoch lässt auch Arendt nicht unerwähnt, dass es durchaus Privilegien und juristische Vorteile in der Staatenlosigkeit zu entdecken gab, denn so kann die Flucht in die Staatenlosigkeit auch als Widerstand gelesen werden, um nicht in eine ›Heimat‹ abtransportiert zu werden, die Betroffene nicht als solche anerkannten. Nur so gelang es, »dem Schreckgespenst der Repatriierung« (Arendt 1955: 449) zu entgehen (vgl. ebd.: 455). So stellt zwar die Figur des ›Staatenlosen‹ bei Hannah Arendt eine Figur der Exklusion dar, jedoch nicht der totalen Machtlosigkeit.

ligt ist, und wird gleichzeitig zum Grenzverletzenden, indem er die souveräne Grenze unterläuft (vgl. Schulze Wessel 2017: 106-117).

Heidrun Frieze untersucht die affektive Dimension und soziale Funktion eben dieser Grenzfigur. Sie argumentiert, dass es gerade die Bilder über Geflüchtete sind, die in Endlosschleife im globalen Medienraum zirkulieren, die Öffentlichkeit prägen und politische wie juristische Entscheidungen legitimieren (vgl. Frieze 2017: 14). Diese schaffen unterschiedliche Figuren, die in einer Spannung zueinander stehen und »miteinander verschlungen« (ebd.: 74) sind: »Die soziale Imagination bebildert Mobilität, ordnet sie dem Topos Krise, Katastrophe und der Tragödie zu, deren Darsteller Opfer, Feinde oder Heroen sind« (ebd.: 20). Es sind diese Figuren der ›Feinde‹, ›Opfer‹ und ›Helden‹, die sich aus einem Repertoire sozialer Imaginationen speisen, die aus ganz unterschiedlichen Traditionen, politischen und symbolischen Ordnungen hervorgehen und welche durch die Kraft medialer Vermittlung auch politisch wirksam werden. Gleichzeitig wird durch die Produktion der Figuren kontinuierlich Differenz erzeugt, »sie produzieren den Fremden und damit zugleich das, was wir als eigene Normalität erkennen« (ebd.: 18), denn »[h]inter der Angst vor dem Fremden stand und steht die Angst um das Eigene« (Bade 2001: 65).

Frieze analysiert die zum Teil zugespitzte Medienberichterstattung sowie die populistischen Züge in Teilen der Bevölkerung und die der Politiker:innen, welche durch die sich immer wieder reproduzierenden Bilder überfüllter Boote auf dem Mittelmeer gestützt werden. Diese sind bestückt mit Begriffen wie Flut oder Welle, die dem Katastrophenschutz eigen sind, die eine Invasion suggerieren, die kein Mitgefühl evozieren, so formuliert sie scharf: »Wer nicht zur Menschheit gezählt wird, um den wird nicht getrauert« (Frieze 2017: 38). Es sind bedrohlich gezeichnete Bilder, die ein Phantasma des Kolonialismus heraufbeschwören und die imaginierte Invasion auf überfüllten Booten zum ›Feind‹ stilisieren (vgl. Frieze 2017: 33-45). Eine daran anknüpfende Deutungsfolie macht die Menschen wiederum zu machtlosen ›Opfern‹, die vor Krieg und Gewalt fliehen: »Plötzlich verwandelten sich die Migranten von einer anonymen Masse in Einzelpersonen mit einem furchtbaren Schicksal« (Holert/Terkessidis 2006: 20). Die Figur des ›Opfers‹ wurde beispiellos in dem berühmt gewordenen Foto eines an die Küste gespülten leblosen Kinderkörpers, Alan Kurdi, zur Ikonografie erklärt und ist der Inbegriff unschuldigen Leids (vgl. Frieze 2017: 49).

Das Opfer muss einerseits individualisiert werden, der Zuschauer an den fürchterlichen Details seines Leids beteiligt sein, es muss andererseits gleichzeitig zum universalisierbaren Opfer werden, um Affekt und Identifikation zu erlauben – das Leid des Anderen offenbart mein Leid, meine Verwundbarkeit [sic.], Verwundbarkeit als solche. (Frieze 2017: 51)

So diagnostiziert Frieze auch die narzisstisch-pathischen Züge, die diese Figur als Projektionsfläche liefern muss. Zwar muss sie ihr individuelles Gesicht zeigen, aber sie darf nicht frei entscheiden, welche Konturen ihr Gesicht annimmt, sondern es wird von ihr erwartet, sich dem Bild mit einer Geschichte des Leids zu fügen. Sie muss authentisch und emotional sein, um den Helfenden den Status der Rettenden zuzusprechen. So sind Rettende und Helfende auf den Körper der anderen angewiesen (vgl. Frieze 2017: 52f.). Gleichzeitig drängt die Sichtbarkeit der Rettenden die Geretteten und ›Opfer‹ wieder-

um in die Unsichtbarkeit (vgl. ebd.: 57). So weist Friese (2017: 59) die heroisierende Berichterstattung über private Seenotrettung schroff zurück: »Ein altes koloniales Muster: weiße europäische Männer und schwarze Körper. Frauen sind als Krankenschwestern mit auf der Mission.« Sie kritisiert, dass damit aktives Handeln und *Agency* der Menschen unsichtbar bleiben. Sie werden auf die Figur des ›Opfers‹ fixiert und es braucht die Figur, um das europäische Held:innennarrativ zu stabilisieren. Damit bleibt der Opferdiskurs ahistorisch wie auch apolitisch (vgl. ebd.: 63). Neben der Figur des ›Opfers‹ steht jedoch noch eine weitere Figur, die des ›Helden‹, denn so »verwandelt sich die um Hilfe ringende Hand des Ertrinkenden in die (rote) Faust, den Rettungsanker des Kampfes« (ebd.: 67). Der ›Held‹ ist wie auch der ›Feind‹ und das ›Opfer‹ eine symbolisch überhöhte Figur, die den Menschen, welchen Mobilität verwehrt wird, einen autonomen Kampf zuschreibt, sich ihre Rechte zu nehmen. Auch dieses Bild kommt dabei nicht ohne seine affektive Dimension aus, denn so verbildlicht der ›revolutionäre Kämpfer‹ die vermeintlich gemeinsam empfundene Ungerechtigkeit, die geteilte Wut und die Traurigkeit über die Tragödie, welche das Grenzregime produziert. Das Bild verlangt nach authentischer Kommunikation von Betroffenheit, Wut und Empörung, denn der ›Held‹ erlöst von der eigenen Sprachlosigkeit und die Zuschauenden können den ›Helden‹ zelebrieren, der sich dem Unrecht der Staatsmacht entgegenstellt, und sich gar »selbst als unerschütterlich und siegreich feiern« (ebd.: 70). Letztlich führt jedoch auch die Heroisierung zur Verweigerung des Anspruchs an ein Leben in Normalität nach individuellen Vorstellungen und Wünschen. Die Figur des ›Flüchtlings‹ bleibt in ihrer funktionalen Begrenzung auf der affektiven Folie des ›Feindes‹, ›Opfers‹ oder ›Helden‹ verhaftet, dient als Projektion der Abwehr, des Mitleids, der Identifikation (vgl. ebd.: 65-72).

Wird eine Verbindungslinie von der politiktheoretischen Verortung der Grenzfigur Arendts sowie Schulze Wessels zu der Analyse medialer und politisch wirksamer Bilder der sozialen Figur ›Flüchtling‹ gezogen, ist eine gemeinsame Struktur auszumachen. Die von Friese herausgearbeitete soziale und affektive Funktion der Figur des ›Feindes‹, ›Helden‹ oder ›Opfers‹ lässt sich wie eine Blaupause auf ihre jeweilige politiktheoretische Verortung legen. Während Arendt eine Figur der totalen Exklusion zeichnet, ist diese nur noch in ihrer Funktion als hilfloses ›Opfer‹ zu verstehen. Schulze Wessel überschreibt die Grenzfigur hingegen mit einer Figur, die zum aktiv mitgestaltenden Akteur wird und dadurch entweder zu dem zu bekämpfenden ›Feind‹ oder zu dem zum ›Helden‹ Stilisierten avanciert.

Khosravi wiederum konzipiert die Grenzfigur in seiner autoethnografischen Verortung durch den ihn durchdringenden Blick von außen (vgl. auch Kapitel II. 1.1.1). Er selbst ist der ›andere‹, der ›Fremde‹, der ›Gast‹, dessen Präsenz immer nur temporär geduldet wird. Er ist die Grenze, was er auch mit »the power of the host over the guest« (Khosravi 2011: 126) umschreibt – ein machtvoller Akt, der Gastfreundschaft ausschließlich für jene bereithält, die ein valides Visum, einen Pass, eine Arbeit, Bildung mitbringen, und höchstens für eine *kleine* Gruppe ausgewählter machtloser Geflüchteter. Khosravi (2011: 84) kommentiert lakonisch: »I am one detail on the continuum of racial othering, of dehumanizing those who are of another colour, belief or culture. So how could I take it personally?« Der Akt, alle anderen auszuschließen, ist ein souveräner Akt, der die Grenzen wiederum zu bestätigen weiß. Der ›muslimische männliche Mi-

grant« wird gebraucht, um die »zivilisierte europäische Männlichkeit« zu konstruieren (vgl. ebd.: 126). Die Migrantin ist die unterdrückte, handlungssohnmächtige Frau und steht der emanzipierten Europäerin gegenüber (vgl. Castro Varela 2013: 66): »Der Staat produziert damit richtige und falsche Zugehörigkeiten und die Anerkennungsregeln, die damit einhergehen« (ebd.: 72). Die als solche identifizierte Grenzfigur trägt somit auch zum Erhalt der nationalen Identität des »Staatsbürgers« bei und ist zur Affirmation eben jener Grenzen wichtig.

Mediale Bilder sowie Aussprüche von Politiker:innen zu sogenannter illegaler Migration beziehen sich auf eben jene überfüllten Boote oder auf die Märsche ganzer Gruppen von Menschen über grüne Grenzen hinweg, auf rassifizierte beziehungsweise kulturalisierte »andere«. Nicht nur auf migrationspolitischer und medialer Ebene wird dabei genau dort das »Irreguläre« verortet (vgl. Kapitel II. 1.2.1) – auch in der wissenschaftlichen Rezeption verschwimmen die Grenzen zwischen Illegalisierung und Geflüchteten. Diese Verschiebung findet beispielsweise auch in der politiktheoretischen Konzeption Schulze Wessels statt, die auf die Ungenauigkeit zwar hinweist (vgl. Schulze Wessel 2017: 81), diese dann aber selbst übernimmt, indem die Grenzfigur die Figur des »undokumentierten Migranten« darstellt und äquivalent zur Figur des »Flüchtlings« fungiert.¹⁹ Es findet eine Überlagerung der Verortungsebenen statt, denn das, was sich in Khosravis (2011: 99) Worten so unmittelbar ausdrücken lässt mit seiner dringlichen Bemerkung »I am the border«, bezieht sich auf eine Facette der Grenzfigur, die sich aus jenen sozialen Imaginationen speist, wie sie Friese beschreibt, sich jedoch nicht auf den tatsächlichen Aufenthaltsstatus reduzieren lässt. Genau hier greifen die von Friese analysierten Bilder, die eine Grenzfigur erzeugen, mit der ethnografisch situierten Figur Khosravis ineinander, da diese Bilder für Betroffene im Alltag wirksam werden – unabhängig davon, ob sie Asylsuchende, Illegalisierte oder europäische Staatsbürger:innen sind. Die zugeschriebenen Termini des »Undokumentierten«, »Irregulären« oder »Illegalen« schieben sich jedoch immer wieder schablonenartig darüber und vereinnahmen die mit der Grenzfigur assoziierten Bilder.

Allzu häufig wird dabei die mediale Mitschaffung der Bilder vernachlässigt und so bleibt die Frage, wer sichtbar gemacht wird und wer nicht, meist unberührt (vgl. Friese 2017: 104). Die ethnografische Verortung der Grenzfigur macht damit das Paradox sichtbar, dass eine diskursive Verschiebung durch die unpräzisen Abgrenzungen von Geflüchteten, »undokumentierten Migranten«, oder sogenannter illegaler Migration dazu beiträgt, diese gebündelt an die Grenzfigur und damit an das Bild des »Flüchtlings«

19 Schulze Wessel verortet undokumentierte Migrant:innen dort, wo ein illegalisierter Grenzübertritt gelingen muss, und grenzt sich damit von Arendt ab, die die Geflüchteten und Staatenlosen innerhalb des Nationalstaats verortet, da diese durch den zugeschriebenen »Minderheitenstatus« plötzlich sämtliche Rechte verloren (vgl. Schulze Wessel 2017: 116). Diese Abgrenzung ist zum einen notwendig, da Arendt natürlich auch in ihrer historischen Verortung zu lesen ist, wenn sie über die Entrechtung der Jüd:innen und das Problem der Staatenlosigkeit unter anderem in den Zwischenkriegsjahren schreibt. Dennoch wird die von Schulze Wessel konzipierte Grenzfigur, welche sich ihres Erachtens aus der »undokumentierten Migration« speist, deckungsgleich zum Geflüchteten behauptet und sie erkennt die Heterogenität des illegalisierten Aufenthaltes, der auch durch sich verschiebende Rechtsprechung nach bereits legaler Einreise beispielsweise als Tourist:in wieder erlöschen kann.

zu heften, an den *sichtbaren* ›Flüchtling‹. Oder um es mit Friese zuzuspitzen: »Die zum Feind Erklärten *müssen* sichtbar werden und mit ihnen die Helfer, die die Schleusen öffnen und das Land mit unerwünschten Menschen fluten« (Friese 2017: 40, eigene Herv.). Und es sind diese medial gezeichneten Bilder und Figuren, die sich schablonenhaft zusammenfügen und das Subjekt auf der Folie eines wirkmächtigen Kollektivs fest-schreiben, welches meist auf rassifizierten Stereotypen und einer kolonialgeschichtlichen Vergangenheit beruht: »Bilder sind nie unschuldig« (ebd.: 20). So wie sich Grenzen jedoch immer erst durch ihr Überschreiten materialisieren, tritt auch die Grenzfigur erst durch die Sichtbarmachung der in sie eingeschriebenen Grenze in Erscheinung. Es entsteht ein Paradox, denn aus aufenthaltsrechtlicher Perspektive muss die Figur des ›undokumentierten Migranten‹ eigentlich mit Praktiken und Strategien arbeiten, die den Mangel des Aufenthaltsstatus im öffentlichen Raum unsichtbar machen. So lässt sich der illegalisierte Aufenthalt ja gerade nur bewerkstelligen, wenn Betroffene *nicht* als Grenzfiguren erkannt werden.

2.2. Typen der Mobilität: Vagabunden, Touristen, Gespenster

Mobility is the name of the game: one must be able to move when the needs push or the dreams call. (Bauman 1996: 12)

Während unter dem Blickwinkel der Grenze insbesondere die Kontrolle und Verhinderung von Mobilität im Fokus steht, wird unter der Perspektive der Bewegung der ›nomadische‹ Lebensstil im postmodernen Zeitalter sichtbar, welcher sich durch die Ortsungebundenheit, Fluidität und Hybridität auszeichnet. Mit dem *Mobility Turn* in den 1990er Jahren wurde die Figur des ›Nomaden‹ zur zentralen Metapher postmodernen Denkens. ›Jetset-‹, ›Laptop-‹ und ›Greencard-Nomaden‹ werden zum emanzipatorischen Symbol, zu *Global Citizens*, unterwegs im globalen Dorf (vgl. Keller 2005: 9f.; Lenz 2010: 65). Im Folgenden werde ich den bereits skizzierten Grenzfiguren verschiedene Typen der Mobilität entgegensetzen, das heißt die Typisierung nicht von der Grenze her denken, sondern von ihrer Bewegung aus. Dabei stütze ich mich insbesondere auf die von Zygmunt Bauman konzipierten dichotomen Typisierungen des ›Vagabunden‹ und des ›Touristen‹, um diese anschließend mit den weniger haptischen, aber vielfach, wenn auch meist beiläufig beschriebenen ›Gespenstern‹ der Migration zu ergänzen.

Grundsätzlich scheint es klare Bestrebungen der Abgrenzung zwischen mobilen Menschen zu geben. Gerade die Tourismus- und Migrationsforschung wird häufig als separat voneinander betrachtete Forschungsfelder betrieben, beziehungsweise wird das Zusammendenken beider Mobilitätsformen meist mit Befremden quittiert (vgl. Holert/Terkessidis 2006: 10). Migration und Tourismus werden als »Pole einer Mobilitätshierarchie« begriffen, wobei sich bei näherer Betrachtung herausstellt, wie sich beide »als verschiebbare Größen eines Mobilitätskontinuums« gegenseitig bedingen und eine klare Trennung schwierig wird (vgl. Lenz 2010: 116). Letztlich zeichnet sich sowohl Tourismus als auch Migration durch eine (meist) grenzüberschreitende Bewegung aus und eine definitorische Abgrenzung ist aus dieser Perspektive betrachtet gar nicht so leicht. So kann auch Tourismus als eine Form von temporärer Migration gedeutet werden. Holert und Terkessidis (2006: 240-242) verweisen auch auf das

Image von (Massen-)Tourismus und Migration, welches ein ähnliches ist, wenn die Reisenden als Fluten empfunden werden und Tourismus als eine Form von Flucht aus dem einengenden Alltag gefasst wird. So sehen Urlauber:innen in den Geflüchteten die »Doppelgänger ihres neoliberalen, zur Mobilität verdammten Selbst« (ebd.: 12). Natürlich ist es zynisch, Flucht vor Armut oder Krieg mit der Flucht aus den Alltagszumutungen privilegierter Gesellschaften zu vergleichen, und auch das *Image* wirkt sich ganz unterschiedlich auf Menschen in Bewegung aus. Bei näherer Betrachtung wird deutlich, dass sich die Räume der Tourist:innen mit denen der Migrant:innen scheinbar nicht verschränken dürfen, was auch damit zu tun hat, dass es sich nicht ausschließlich um geografische, sondern vielmehr um soziale Räume handelt (vgl. ebd.: 10).

Die Kreuzfahrt auf dem Mittelmeer kann sich in der Nähe des mit undokumentierten Migranten beladenen Fischerbootes befinden und beide sind in vollkommen unterschiedlichen, nicht kompatiblen Räumen angesiedelt. Diesen hier beschriebenen Grenzraum kann der Tourist nicht betreten, genauso wenig wie den Grenzraum innerhalb der Europäischen Union. Der Grenzraum kann überhaupt nur noch selektiv betreten werden. (Schulze Wessel 2017: 134)

Das verbreitete Bedürfnis, die Bereiche Tourismus und Migration strikt zu trennen, mag in der Forschung mit dem bereits genannten Befremden zu tun haben beziehungsweise mit der Befürchtung, dass es einem Zynismus gleichkommt, wenn der Blick auf die Mobilität allein das Ambivalente und Nomadische oberflächlich feiert, während die repressiven Dynamiken von Herrschaft unberührt bleiben (vgl. Bojadžijev 2011: 139). Arendt (1955: 455) wiederum sieht im Bedürfnis der Trennung der Bereiche auch ein politisches Kalkül begründet:

Während die Staaten ein Interesse daran hatten, ihre fremdländische Bevölkerung fein säuberlich in möglichst viele administrative Kategorien aufzuteilen, um so wenig wie möglich Staatenlose übrig zu behalten, hatten die Fremden umgekehrt ein Interesse daran, in einem unentwirrbaren Chaos von Flüchtlingen, Staatenlosen, »Wirtschaftsemigranten«, und »Touristen« zu verschwinden.

So hat die Einwanderung mit einem Tourist:innenvisum eine lange Tradition. Bereits in den 1950er und 1960er Jahren reisten beispielsweise Spanier:innen und Portugies:innen als Tourist:innen in Deutschland ein, um eine Arbeit zu suchen (vgl. Holert/Terkessidis 2006: 41). Und Tourist:innen können umgekehrt zu permanenten Resident:innen und damit Migrant:innen werden. Während Holert und Terkessidis (2006) die vielfältigen Überschneidungspunkte herausarbeiten, in denen Tourismus und Migration sich in einem Kontinuum der Mobilität begegnen, möchte ich den Fokus auf die Unterschiedlichkeiten von den von Zygmunt Bauman (1996; 1997) skizzierten Typen des »Touristen« und »Vagabunden« legen, denn so beschreibt er diese als die größte Spaltung einer postmodernen Gesellschaft. Der »Tourist« und der »Vagabund« sind seiner Ansicht nach die zentralen Metaphern gegenwärtigen Lebens (vgl. Bauman 1996: 14).

Bauman beschreibt den »Vagabunden« als den ehemaligen Landstreicher, eine herrenlose Figur, die nicht zu kontrollieren ist, da ihre Bewegungen als unvorhersehbar gelten. Er ist auf die Großzügigkeit der Ansässigen angewiesen und von ihnen hängt es

ab, wie lange er bleibt. Gleichzeitig ist er hoffnungsvoll Getriebener, abhängig von den Nachrichten, die von anderen, ›besseren‹ Orten zeugen, die vielleicht gastlicher, weniger grausam sind. So bleibt der ›Vagabund‹ auch immer ein ›Fremder‹. Selbst wenn er versucht, es nicht zu sein, ist die Erinnerung an seine Ankunft immer allgegenwärtig, »er riecht noch nach anderen Orten, nach jenem Jenseits, gegen das die Heimatstätte der Einheimischen gebaut worden war« (Bauman 1997: 154f.). Nirgendwo wird er willkommen geheißen: »[I]f the tourist move because they find the world irresistibly *attractive*, the vagabonds move because they find the world unbearably *inhospitable*« (Bauman 1996: 14, Herv. i. O.). Während der frühe, moderne ›Vagabund‹ in der Unterzahl war, kehrt sich in der Postmoderne das Verhältnis nun um. Die Sesshaften, die ewig Ansässigen geraten in Bewegung, Orte lösen sich auf, Arbeitsplätze gehen verloren, Beziehungsnetze brechen auseinander (vgl. Bauman 1997: 153-155). Der ›Vagabund‹ ist nun einer unter vielen und es besteht die Möglichkeit, »daß die Leute, die er auf Touren trifft, auch Vagabunden sind – Vagabunden heute oder morgen« (ebd.: 155).

Der ›Vagabund‹ und der ›Tourist‹ haben viel gemein und sind dennoch sehr verschieden. So geraten beide immer wieder an Orte, denen sie niemals zugehören. Dabei ist jedoch entscheidend, dass der ›Vagabund‹ in seiner Bewegung *gestoßen* wird, wohingegen der ›Tourist‹ *gezogen* wird. So gesehen bewegt der ›Tourist‹ sich absichtlich, das *Um-zu* begleitet sein Handeln und nicht das *Infolge-von*. Der ›Vagabund‹ ist damit Inbegriff eines marginalen *Menschen*, wohingegen Tourismus eine marginale *Aktivität* darstellt. Der ›Tourist‹ hat eine neue Erfahrung zum Ziel, er möchte in die ›fremde‹ Welt eintauchen, um sie dann schnell wieder abzuschütteln, sobald er genug davon hat. So sind Tourist:innenorte von einer »himmelschreienden, demonstrativen [...] Ausgefallenheit, doch auch [reich] an einer Fülle von Sicherheitspolstern und gut markierten Fluchtwegen« (Bauman 1997: 157). Die Welt erscheint dem ›Touristen‹ grenzenlos freundlich, sie ist ausschließlich von ästhetischer Natur: »Only the shallowest of roots, if any, are struck. Only skin-deep relations, if any, are entered with the locals« (Bauman 1996: 12). Letztlich erkaufte sich der ›Tourist‹ das Recht, nicht belästigt zu werden. Das Bewusstsein, ein Zuhause zu haben, ist dabei Teil seines Handelns. Nur so kann er die Erfahrungen sammeln und genießen, denn »[w]as immer meinem Gesicht hier, im Touristenland, geschehen mag, welche Maske ich aufsetze, mein ›wirkliches Gesicht‹ ist in sicherer Verwahrung, makellos sauber, fleckenresistent und unbeschmutzt« (Bauman 1997: 158). Dem steht gleichzeitig die Angst vor der Heimatgebundenheit gegenüber, denn nichts wäre schlimmer für den ›Touristen‹, als an seinem Fortgang von Zuhause gehindert zu werden (vgl. ebd.: 156-159). Die Identität des ›Touristen‹ ist keine, die zu fest sitzen soll, die zu sehr am Körper klebt, und somit ist er der Inbegriff der Verweigerung seiner Identitätsfixierung (vgl. Bauman 1996: 11). Gleichzeitig wird der ›Tourist‹

zum Modell des Bürgers schlechthin: jemand, der kommt, um nicht allzu lange zu bleiben; der sein Geld mitbringt und keines zu verdienen braucht; der keine Steuern zahlt, aber konsumiert; der am Gemeinwesen der Golfclubs und gated communities teilnimmt, aber kein gesteigertes Interesse an einer politischen Teilhabe am Ort seines Aufenthalts hat. Der Tourist ist der perfekte postpolitische citizen, für den Städte gebaut werden, aus denen jede Spur der Polis getilgt ist. (Holert/Terkessidis 2006: 262, Herv. i. O.)

Der ›Vagabund‹ ist *Alter Ego* des ›Touristen‹ und das bedeutet, so Bauman, als Mülleimer zu dienen, in den alle unaussprechlichen Vorahnungen und unausgesprochenen Ängste hineingeworfen werden. Der ›Vagabund‹ bildet den dunklen Hintergrund, vor dessen Fassade der ›Tourist‹ umso heller erstrahlen kann. Denn gerade die allzu eklatanten Nöte des ›Vagabunden‹ reduzieren die Sorgen des ›Touristen‹ auf lediglich marginale Unannehmlichkeiten (vgl. Bauman 1996: 15).

Während Holert und Terkessidis (2006) darauf verweisen, dass Tourismus nichts anderes darstellt als eine temporäre Migration, kehrt Bauman (1996: 14) das Verhältnis um und bezichtigt die Figur des ›Vagabunden‹ als ›unfreiwilligen Touristen‹. Gerade dieser Gedankengang offenbart das Spannungsverhältnis zwischen dem ›Touristen‹ und dem ›Vagabunden‹, welches tendenziell verschleiert wird, wenn Tourismus als Form der Migration gedeutet wird. So wird ersichtlich, dass der ›Vagabund‹ und der ›Tourist‹ an zwei unterschiedlichen Polen eines Kontinuums zu verorten sind, wobei die Wahlfreiheit ausschlaggebend ist, an welchem Pol sich jemand befindet: Je mehr Wahlfreiheit jemand hat, desto höher ist auch der Rang in der sozialen Hierarchie einer postmodernen Gesellschaft (vgl. Bauman 1996: 14). Das entspricht in etwa dem von Amartya Sen formulierten *Capability*-Ansatz, der Chancenungleichheit und Benachteiligung jenseits quantifizierter Parameter fasst und auf eben die Freiheit des Handelns eines Menschen zurückführt. Eine Person, die aus religiösen Gründen streng fastet und an Unterernährung leidet, ist nicht gleichzusetzen mit einer Person, die genauso unterernährt ist und Hunger leidet, weil sie nicht die Möglichkeit hat, etwas zu Essen zu besorgen (vgl. Sen 2010: 258-263). Eine Person, die ihr sicheres Zuhause verlässt und Erholung oder Abenteuer anderswo sucht, ist nicht gleichzusetzen mit einer Person, die ihr Zuhause verlassen *muss*. So bringt es Friese (2017: 13) treffend auf den Punkt: »Möglichkeiten, sich durch die Welt zu bewegen, Träumen zu folgen und sich an einem anderen Ort niederzulassen, sind ungleich verteilt.«

Nun wurde bereits aus einer migrationspolitischen Perspektive dargelegt, dass das staatliche Bestreben, Kategorien der Mobilität zu bilden, dazu beiträgt, diese zu kontrollieren, nicht jedoch der Vielseitigkeit an Gründen für die Bewegungen der Migrant:innen gerecht werden kann (vgl. Kapitel II. 1.2.1). So bilden auch die Denkfiguren Baumans ein in sich stimmiges Gegensatzpaar ab, welches nicht zwangsläufig dem realen Äquivalent entsprechen muss, denn wie bereits mit Arendt (1955: 455) argumentiert, haben Migrant:innen auch »ein Interesse daran, in einem unentwirrbaren Chaos von Flüchtlingen, Staatenlosen, ›Wirtschaftsemigranten‹, und ›Touristen‹ zu verschwinden«. Im Folgenden möchte ich dieses von Arendt benannte Chaos untersuchen, denn so zeichnet sich die illegalisierte Bewegung per se durch eine Nicht-Zuordenbarkeit aus, welche – gerade wegen der zugeschriebenen Unsichtbarkeit – häufig mit fantastischen und mystifizierenden Beschreibungen bedacht wird. Darauf verweist auch der Begriff der ›klandestinen‹ Migration, welcher insbesondere im Italienischen und Spanischen benutzt wird: *clandestino*. Der Begriff weist etymologisch auf eine geheime Tat hin, die eigentlich verboten ist. Das Geheimnis besitzt dabei eine doppelte Präsenz, es ist abwesend und anwesend, genauso wie es sichtbar und unsichtbar zugleich ist (vgl. Friese 2017: 44f.). Bekannt wurden der Begriff und seine Verbindung zu Menschen ohne Papiere unter anderem durch das Lied *Clandestino* der Band Manu Chao, welcher

ein Millionenpublikum erreichte. Eine Passage des Texts liest sich auf Deutsch in etwa so:

Ich ging in eine Stadt im Norden,
um zu arbeiten;
mein Leben habe ich zwischen
Ceuta und Gibraltar gelassen.
Ich bin ein Rochen im Meer,
ein Gespenst in der Stadt.
Mein Leben ist verboten,
sagen die Behörden.²⁰

In diesen Zeilen deutet sich bereits an, was auch in wissenschaftlicher Literatur vielfach aufgegriffen und häufig rezitiert wurde: »Ein Gespenst geht um in der Welt, und sein Name ist Migration« (Hardt/Negri 2003: 225). Das »Gespenst« bezieht sich hier auf genau die Tatsache, dass keine Kriterien ausreichen, die Mobilität der Menschen zur Gänze zu fassen. So würde in den Ordnungsbemühungen der unüberschaubaren Vielfalt wissenschaftlicher Studien zum Thema Migration vor allem eines offensichtlich: das »Entgleitende«, das nicht Fassbare der Migration (vgl. Karakayalı 2008: 12): »Die illegale Migration scheint alle Eigenschaften des Gespensts der Migration auf sich zu vereinen« (ebd.). Erst durch den teilweise spontanen wie radikalen Rechtsentzug werden Subjektpositionen hervorgebracht, die auch María do Mar Castro Varela mit Verweis auf Judith Butler und Gayatri Chakravorty Spivak als »gespensterhafte Menschen« bezeichnet (vgl. Castro Varela 2013: 72). Benz und Schwenken (2005: 368) beziehen ebenfalls das »Gespenstische« auf die »irreguläre« Migration. Ein Blick auf wissenschaftliche Publikationen zu illegalisierter Migration bestätigt die Tendenz einer Mystifizierung dieser Form der Migration, so haben sie Titel wie *Illegal und unsichtbar?* (Wilcke 2018), *Gespenster der Migration* (Karakayalı 2008) oder *Leben in der Schattenwelt* (Alt 2003). Womöglich liegt genau in der Mystik, dem »Gespenstischen« die von Andersson (2014: 10f.) beschriebene Faszination für die Figur des »illegalisierten Migranten«, welche in etlichen Texten sowohl journalistischer als auch wissenschaftlicher Art zum Ausdruck kommt.

Michael Hardt und Antonio Negri (2003: 225) betonen, dass es gerade die verborgene Migration sei, die offizielle und legale Migration bei Weitem übertreffen würde: »Die Grenzen nationaler Souveränität sind durchlässig wie ein Sieb, und jeder Versuch, die Migrationsbewegungen vollständig zu regulieren, scheitert am gewaltsamen Druck.« Denn die Migrant:innen bewegen sich in einem »Schattenreich« wie »Gespenster«, sie sind von einer »geisterhaften Existenz« gezeichnet. Die »Unsichtbarkeit« ist eine Überlebensstrategie, um sich vor polizeilicher Kontrolle zu schützen (vgl. Holert/Terkessidis 2006: 92). Die »Gespenster« der Migration vereinen so einerseits den Nexus »heimlich–unheimlich« auf sich sowie damit einhergehend den Hauch einer Glorifizierung, denn so wird ihnen eine Macht zugesprochen, die sich implizit in der mystischen, unsichtbaren Heimlichkeit ihrer Bewegung manifestiert: »Clandestine migration, I sensed, was not all gloom: it was also a journey of self-realization that revealed the resili-

20 Eine deutsche Übersetzung des Lieds *Clandestino* findet sich hier: <https://musikguru.de/manu-cha/songtext-clandestino-453475.html>, zuletzt geprüft am: 12.01.2021.

ence, restlessness, and striving of a very contemporary human condition« (Andersson 2014: 11). Es ist diese Art der Glorifizierung, welche auch häufig den Vertreter:innen der Autonomie der Migration (vgl. Kapitel II. 1.2.2) vorgeworfen wird und nachfolgend von Hardt und Negri überhöht zum Ausdruck gebracht ist:

Alle Mächte der alten Welt haben sich vereint und kämpfen gnadenlos dagegen an, aber die Bewegung ist nicht aufzuhalten. [...] Wirtschaftsexperten versuchen dieses Phänomen zu erklären, [...] doch auch die liefern [...] keine Erklärung für dieses unstillbare Verlangen nach Bewegungsfreiheit.« (Hardt/Negri 2003: 225)

Die Heimlichkeit beruht auf dem nicht dokumentierten Grenzübertritt, den informellen Netzwerken, der Schattenwirtschaft. Das Unheimliche drückt sich in eben genau dieser Nicht-Fassbarkeit der Mobilität aus. Was ist, wenn der ›Tourist‹ gar kein ›Tourist‹ ist, sondern diesen Deckmantel für andere Zwecke nutzt? Typen der Mobilität werden so unkontrollierbar, ein Chaos zeichnet sich ab. Das Unheimliche drückt sich in dieser mangelnden Kontrollierbarkeit aus und wird deshalb zur Projektionsfläche zahlreicher Befürchtungen und Ängste (vgl. Karakayalı 2008: 13). Das Unheimliche beinhaltet aber auch die Faszination. Während die Denkfiguren Baumans das hierarchische Mobilitätskontinuum konturieren und der ›Vagabund‹ und der ›Tourist‹ dazu dienen, grenzüberschreitende Mobilität von jeweils unterschiedlichen sozialen Positionen heraus zu typisieren, verweisen die ›Gespenster‹ der Mobilität auf die viel benannte Nicht-Fassbarkeit, Nicht-Zuordenbarkeit der Migration, aber eben auch darauf: Hier gibt es Spannendes zu entdecken. Anders als bei der skizzierten Grenzfigur des ›Flüchtlings‹ ist das ›Gespenst‹ als ›unsichtbares‹ Gegenstück zu lesen, welches Grenzen unterläuft und sich nicht zu erkennen gibt und welchem vergeblich versucht wird, durch Schaffung politischer Mobilitätskategorien zu begegnen.

Ich bin ein Rochen im Meer,
ein Gespenst in der Stadt.
Mein Leben ist verboten,
sagen die Behörden.

2.3. Figurationen der Bürgerschaft: Antibürgertum, Aktivismus, Abstraktion

Und was heißt es, vom Staat entlassen oder aufgegeben, dafür aber an andere Machtformen übergeben zu werden, die staatsähnliche Züge haben können oder nicht? (Butler/Spivak 2007: 9)

Im Folgenden geht es um die Figurationen des ›Bürgers‹ beziehungsweise seines Gegenstücks, des ›Nicht-Bürgers‹. Daher ist hier von Figuration die Rede, da diese den relationalen Aspekt abbildet, denn die Figurationen der Bürgerschaft beinhalten bereits im Namen das, worauf sie sich beziehen: den Status oder Nicht-Status als Bürger:innen. Auch in diesem Kapitel stelle ich drei Facetten heraus. Zunächst nähere ich mich aus ethnografischer Perspektive der Figuration des ›Anti-Bürgers‹, welche als Abwehr oder Gegenbild zum ›loyalen Bürger‹ zu fassen ist und in binärer Opposition zu diesem steht. Eine migrationsforschungspolitische Perspektive – und hier kann auch auf

das von mir beschriebene Konzept der *Acts of Citizenship* verwiesen werden – konturiert den ›Nicht-Bürger‹ als ›Aktivisten‹, welcher in der Lage ist, auf genau die Kluft zu verweisen, die sich zwischen den Inkludierten und Exkludierten auftut. In einem letzten Schritt diskutiere ich die philosophische Dimension, bezugnehmend auf das ›nackte Leben‹ Giorgio Agambens, welches – beraubt von seiner Bürgerschaft – aus allen gesellschaftlichen Bezügen herausgefallen scheint.

In Khosravi (2011: 115) Analyse wird der Illegalisierte zum ›Anti-Bürger‹, den alles ausmacht, was der ›wahre‹ Bürger nicht ist: »Unidentified and therefore unmanageable masses of foreigners are contrasted to the ideal citizen.« Der ›Anti-Bürger‹ ist unverantwortlich, unmoralisch, unehrlich und unethisch, indem er bestehende Normen untergräbt und ein Sicherheitsrisiko für das ›normale‹ Leben darstellt (vgl. ebd.: 116). Dem ›irregulären‹ Bürger wird ein normatives Gepäck auferlegt, welches auf dem Nicht-Gewolltsein, dem Nicht-Normalen und der ihn umwehenden Gefahr basiert (vgl. Nyers 2019: 11): »There is a fuzziness, a messiness in the figure of the irregular citizen« (ebd.: 10). Die ›irreguläre‹ Bürgerschaft ist insofern nur in ihrer binären Funktion zu verstehen und ein ›Kriminell–nicht-kriminell-Paradigma ist in sie eingeschrieben. Gerade diese Binaritäten ›legal–illegal‹, ›normal–abnormal‹, ›wir–andere‹ etablieren eine normative hierarchische Beziehung. Die diskursive Konstruktion des Illegalisierten als Figuration des ›Anti-Bürgers‹ ist damit enorm moralisch aufgeladen. Für die Aufrechterhaltung der Hierarchie braucht es diesen jedoch, um den ›Staatsbürger‹ zu affirmieren: »Während die kolonialen Untertanen-Subjekte als ›Andere‹ des europäischen Bürgers konstruiert werden, sind sie gleichzeitig in das diskursive und politische Wirkungsfeld der Staatsbürgerschaft in Europa einbezogen« (Mezzadra 2009: 211). So gesehen braucht es auch deportierbare ›Nicht-Bürger‹, da jede Deportation abgelehnter Geflüchteter als Sieg des Wohlfahrtsstaats gefeiert werden kann (vgl. Nyers 2019: 157; Khosravi 2011: 118).

Der Status beziehungsweise der Entzug oder die Absprache desselben wird zum Mittel, »Menschen innerhalb eines Machtfeldes diskursiv zu konstituieren und juristisch zu berauben« (Butler/Spivak 2007: 25). Diese Menschen sind jedoch nicht handlungssohnmächtig in diesem Machtfeld verhaftet, worauf zahlreiche Studien aufmerksam machen: »Ausgerechnet ihre Nicht-Identifizierbarkeit verleiht der ›illegalen‹ Migrantin eine minimale politische Identität« (Holert/Terkessidis 2006: 90). So untersucht Helen Schwenken (2006) die Selbstorganisation illegalisierter Migrant:innen in der EU und Peter Nyers (2019) analysiert in Anlehnung der *Acts of Citizenship* die *Acts of Irregular Citizenship*, welche wiederum Ähnlichkeiten zu den von Holger Wilcke (2018: 235) benannten »Politiken der Unsichtbarkeit« aufweisen:

In ihren alltäglichen Kämpfen nehmen sich Illegalisierte diese Rechte, ohne dass sie ihnen formal zustünden. Ihre Form der gesellschaftlichen Partizipation verläuft dabei jenseits der hegemonialen, juristisch festgeschriebenen Ausschlusskategorien, denen sie sich damit zugleich widersetzen. (Ebd.: 10)

Auch Natasha King widmet sich in ihrer Studie den migrantischen Kämpfen, welche sie unter eine *No Borders Politics* subsumiert. Diese beschreibt sie als einen Akt der Ablehnung und des Unterlaufens der Grenzen, welcher nicht zwangsläufig als direkt artikulierter Widerstand, beispielsweise in Form von Protesten, sichtbar sein muss. Das

konstante Grenzüberschreiten ohne Erlaubnis kann insofern als ein indirektes Agieren gegen nationalstaatliche Grenzen gelesen werden und bedeutet ihrer Ansicht nach eine Autonomie der Migration gegenüber dem Staat (vgl. King 2016: 19): »Practices of autonomy represent other ways of being to the state« (ebd.: 20). Der Kampf für die Freiheit der Bewegung erfordert jedoch auch, zu sichtbaren Handlungen des Widerstands zu greifen. Hier sei beispielhaft auf den *March of Hope* im Sommer 2015 verwiesen (vgl. Kapitel II. 1.2.1) oder auf die von Butler diskutierten Proteste in den USA (vgl. Kapitel II. 1.3.2). Die *No Borders Politics* würden King zufolge demnach zwischen diesen beiden Ebenen navigieren, die eigentlich nicht miteinander kompatibel sind, aber in der Praxis gemeinsam auftreten: die verdeckten Praktiken, die sich der öffentlichen Sichtbarkeit entziehen, einerseits und das offensive, öffentliche Einfordern von Rechten gegenüber dem Staat andererseits (vgl. King 2016: 20f.). Michel Agier (2016) beschäftigt sich ebenfalls mit der politischen Konstitution der Ausgeschlossenen. Illegalisierte Subjekte *verkörpern* seiner Ansicht nach eine politische Aktion, welche durch den Grenzraum hervorgebracht wird (vgl. Agier 2016: 9).²¹ Durch die ›freie‹ Bewegung, welche als ›irregulär‹ gelabelt wird, wird eine politische Dimension nicht nur konturiert, sondern auch performativ ausgehandelt. Die Figuration des ›Aktivisten‹ wird dem handlungs-ohnmächtigen ›Opfer‹ gegenübergestellt, sie wird zur Opposition (vgl. Agier 2016: 154). Die von der Bürgerschaft Ausgeschlossenen werden unter einer solchen Perspektive allein durch ihr Dasein als politisch Handelnde und damit ›Aktivisten‹ figuriert.

Jemand fällt aus der Nation nicht einfach so heraus, sondern wird für mangelhaft befunden und wird auf diese Weise, durch die Bezeichnung und deren implizite und aktiv wirksame Kriterien, zum ›Mangelwesen‹. (Butler/Spivak 2007: 25)

Die aus der Nation ›Herausgefallenen‹ sind diejenigen, die Arendt (1955: 483) als das »abstrakte Menschenwesen« identifiziert, welches das »genaue Gegenbild des Staatsbürgers« beschreibt, der nichts anderes ist als ein Mensch und doch ist er dies gerade nicht. Der Nationalstaat hat die Möglichkeit, eine normative Unterscheidung zwischen jenen zu treffen, die politisch dazugehören, und jenen, die außerhalb der politischen und nationalen Gemeinschaft zu verorten sind. Das natürliche Leben, welches qua Geburt als schützenswert gilt, verschwindet »in der Figur des Bürgers, in dem sich die Rechte ›bewahrt‹ finden« (Agamben 2002: 136). Und damit entsteht die fatale Dialektik, dass ausgerechnet der Mensch, der seiner Identität als ›Bürger‹ beraubt ist, nicht länger als Mensch behandelt wird (vgl. Holert/Terkessidis 2006: 104): »So schließt die Nation [...] den Kreis, den die Geburt [...] des Menschen geöffnet hat« (Agamben 2002: 137). Insofern ist der ›Illegalisierte‹ der ›Inbegriff dieser entblößten Menschlichkeit« (Holert/Terkessidis 2006: 80). Die Herausgefallenen, die außerhalb der Gesetze stehen, sind nach Arendt »de facto vogelfrei« (Arendt 1955: 465).

[I]hre Weltlosigkeit ist wie eine Aufforderung zum Mord, insofern der Tod von Menschen, die außerhalb aller weltlichen Bezüge rechtlicher, sozialer und politischer Art

21 Es sei angemerkt, dass Agier von einer situierten, kontextuellen Analyse ausgeht und die politische Dimension als eine von drei zentralen Dimensionen der Subjektivierung von Migrant:innen in sogenannten *Borderzones* analysiert (vgl. Agier 2016).

stehen, ohne jede Konsequenzen für die Überlebenden bleibt. Wenn man sie mordet, ist es, als sei niemandem ein Unrecht oder auch nur ein Leid geschehen. (Ebd.: 484)

Die Figur *Homo Sacer* (Agamben 2002) ist Inbegriff der von Arendt beschriebenen Vogelfreiheit. Sie wird als juristische Verkörperung des ›nackten Lebens‹ beschrieben. Diese wird durch den Ausnahmezustand erzeugt, indem in einem Akt der Souveränität rechtsfreie Räume entstehen (vgl. Holert/Terkessidis 2006: 104). Das ›nackte Leben‹ ist zugleich heilig, da es nicht geopfert, wohl aber getötet werden kann. Es ist eine rätselhafte Figur, welche sich durch die Gewalt auszeichnet, die ihr zugefügt werden kann: die nicht sanktionierbare Tötung. Der Souverän und der *Homo Sacer* stellen zwei symmetrische Figuren dar, denn dem Souverän gegenüber sind alle Menschen potenziell *Homines Sacri* und umgekehrt ist der *Homo Sacer* derjenige, dem gegenüber jeder Mensch als Souverän handeln kann (vgl. Agamben 2002: 81-83; 94). Als konkretes Beispiel benennt Giorgio Agamben den ›Flüchtling‹, welcher den Abstand zwischen Geburt und Nation auf der politischen Bühne zur Geltung und damit jenes ›nackte Leben‹ zum Vorschein bringe. Dieses ›nackte Leben‹ wird aus der staatlichen Ordnung abgesondert und einzig den Menschenrechten ausgeliefert und somit zum Objekt der Hilfe und des Schutzes stilisiert (vgl. ebd.: 140-143):

Die ›flehenden Augen‹ des ruandischen Kindes, mit dessen Fotografie man Geld sammeln möchte, das man aber ›jetzt schwerlich noch lebend antreffen wird‹, sind die vielleicht prägnanteste Chiffre des nackten Lebens in unserer Zeit, deren die humanitären Organisationen in einem exakt symmetrischen Verhältnis zur staatlichen Macht bedürfen. (Ebd.: 143)

Hier knüpft Agamben an Arendt an, die formulierte: »Vor der abstrakten Nacktheit des Menschseins hat die Welt keinerlei Ehrfurcht empfunden; die Menschenwürde war offenbar durch das bloße Auch-ein-Mensch-sein nicht zu realisieren« (Arendt 1955: 480). Oder wie Holert und Terkessidis (2006: 92) treffend zusammenfassen: »Entweder werden die Migranten als Opfer auf ihr Nur-Mensch-Sein reduziert, oder sie werden als Außergesetzliche zu ›Nicht-Personen‹ gemacht.« Butler und Spivak (2007: 9) kritisieren jedoch, dass ein Staat, indem er Subjekte verstößt oder entbindet, dies durch eine Machtausübung tut, die sich auf Grenzen oder Gefängnisse gründet, und das bedeutet, dass es sich eben nicht um ›nacktes Leben‹ handele, sondern vielmehr um eine Machtkonstellation, »die eigens dazu bestimmt ist, die Lage, den Zustand, des Enteigneten zu schaffen und zu erhalten«. So sind Geflüchtete wie Staatenlose zwar außerhalb des gesetzlichen Schutzes, jedoch nicht auf das ›nackte Leben‹ zurückgeworfen, und damit nicht auf einen Zustand, der außerhalb des Gemeinwesens liegt, sondern ganz im Gegenteil, ihr Leben ist von Macht durchdrungen. Damit widersprechen sie Agamben, denn ganz egal, wie elend sich eine Situation gestalten mag, niemand sei je in eine Sphäre außerhalb des Politischen zurückgeworfen: »Das fallengelassene Leben ist somit gesättigt mit Macht; jedoch ohne Anrechte oder Verpflichtungen« (Butler/Spivak 2007: 25). Es stellt sowohl das Verstoßene als auch das einbehaltene Leben dar und ist damit »in genau dem Moment machtgesättigt [...], da es der Staatsbürgerschaft beraubt wird« (ebd.: 30).

Die Figurationen der ›Nicht-Bürgerschaft‹ oder der informellen Bürgerschaft verkörpern entweder den ›Anti-Bürger‹, den es in seiner zweifelhaften Loyalität abzuwehren gilt, oder den ›Aktivisten‹, der in der Lage ist, auf die Lücke aufmerksam zu machen, die sich zwischen dem Nur-Mensch-Sein, aber Nicht-Bürger-Sein auftut. Das Subjekt, welches in Abwesenheit von Bürgerschaft gedacht wird, ist jedoch auch eines, welches aus der Nation herausgefallen scheint, welches als ›fallengelassenes‹ oder gar ›nacktes‹ Leben bezeichnet wird. Es ist eine Abstraktheit, die sich in ihm ausdrückt: »Dies abstrakte Menschenwesen, das keinen Beruf, keine Staatszugehörigkeit, keine Meinung und keine Leistung hat, durch die es sich identifizieren und spezifizieren könnte, ist gleichsam auch das genaue Gegenbild des Staatsbürgers« (Arendt 1955: 483). Es ist ein Menschenwesen, welches auf das ›nackte Leben‹ in der Interpretation Agambens zurückgeworfen ist oder in der Analyse Bultmanns und Spivaks als das machtgessättigste Subjekt überhaupt gefasst werden kann.

Er ist gleichzeitig der Mensch und das Individuum überhaupt, das allerallgemeinste und das allerspeziellste, das beides gleichermaßen abstrakt ist, weil es gleichermaßen weltlos bleibt. (Arendt 1955: 484)

3. Aufenthaltsrechtliche Illegalität: politisch-normative Strukturen und selektive (Un-)Sichtbarkeiten

Eine Forschung über das Erzählen von Lebensnischen und Gedankenwelten in der aufenthaltsrechtlichen Illegalität ruft eine Kategorie auf und reproduziert damit ein Machtverhältnis, indem die Lebensrealität Illegalisierter abseits der (rechtlichen) Norm in den Fokus rückt. Menschen ohne Aufenthaltsstatus zum Objekt der Forschung zu machen bedeute, so Andersson (2014: 12) in Anlehnung an Nicholas De Genova, eine erkenntnistheoretische Gewalt auszuüben, indem zwangsläufig auch eine nationalstaatszentrierte Perspektive dazu aufgerufen werden muss und stabilisiert wird. Gleichzeitig muss mit Kategorien gearbeitet werden, um Realitäten und Erfahrungen abbilden zu können. Daraus ergibt sich ein Spannungsfeld zwischen der Notwendigkeit, Kategorien zu dekonstruieren und sie gleichzeitig überhaupt erst zu bestimmen und als wirksam anzuerkennen (vgl. Goel in Bojadžijev et al. 2014: 28). Die in den vorangehenden Kapiteln dargelegten Perspektiven, Konzepte und methodischen Zugriffe sind ein Versuch, die Kategorie der aufenthaltsrechtlichen Illegalität theoretisch nicht als natürliche Ordnung zu stabilisieren, sondern ihre hegemonialen Konstruktionsmechanismen in den Fokus zu rücken.

Grenze, Mobilität und Bürgerschaft bilden die formalen Achsen, die aufenthaltsrechtliche Illegalität als Konstrukt hervorbringen. Ein Blick auf sich stetig wandelnde Grenzziehungen, Auslagerungen und Grenzerneuerungen, einhergehend mit divergierenden Migrationspolitiken auf Grundlage einer ideellen demokratischen nationalen Basis, die immer auch Ausschluss erzeugt, legt kein starres Feld oder gar ›natürliches‹ Phänomen frei, sondern macht vielmehr ein amorphes Konstrukt sichtbar. Für die illegalisierte Migration bedeutet dies, dass sich je nach Gesetzesbestimmung ein neuer Raum in Bewegung ergibt, ein »driftende[r] soziale[r] Raum« (Karakayalı/Tsia-

nos 2007: 10). Das verbindende Element von illegalisierten Personen stellt keine positive identitätsstiftende Komponente dar, sondern ist durch einen prekären Rechtsstatus gekennzeichnet. Und es ist eben dieser Rechtsstatus, der die Bezugnahme zu einer nationalstaatlichen Ordnung sichtbar macht und die Alltagsbewältigung der Menschen maßgeblich beeinflusst. Der Rechtsstatus ist nicht als ein statischer zu betrachten, da er durch sich wandelnde Gesetzgebungen sowie Veränderungen der sozialen Lage variieren kann. Die politischen Bemühungen auf deutscher wie auf EU-Ebene, diesen Raum auszuleuchten und politisch kontrollierbar zu machen, können nie ganz gelingen. Der UNHCR allein hat 15 Kategorien entwickelt, die Vulnerabilität der Menschen abzustufen, aufzugliedern, einzuordnen, »which means keeping some of them and excluding others from access to certain types of care or benefit« (Agier 2016: 151). So schreibt sich das Erbe des Kolonialprojekts fort, indem ein freiheitliches demokratisches Projekt behauptet wird, dessen progressive Dimension durch eine Vielzahl von Grenzen durchkreuzt ist. Denn gerade die Spannung zwischen einer an Nutzbarkeit orientierten Haltung zur Migration und einer Vielzahl von Sicherheitsdebatten »bringt Migrationsbewegungen gegenüber eine[r] Logik differenzieller Einschließung hervor« (Mezzadra 2009: 208). Andererseits werden Grenzziehungen, Mobilitätseinschränkungen und an den Nationalstaat gekoppelte Bürgerschaftskonzepte immer das präsent halten, was sie mit hervorbringen und was gebraucht wird, um den eigenen Raum zu manifestieren. Es ist eine »spiegelhafte Verdopplung« (Wilcke 2018: 40), denn die Nicht-Dazugehörenden »waren im Gegenteil von Anfang an einbezogen in die theoretische Arbeit und in die praktischen Anstrengungen, den einheitlichen europäischen Raum hervorzubringen, sowie in die Begriffe, die jene Einheit artikulieren« (Mezzadra 2009: 210).

Um den »driftenden Raum« als solchen sichtbar zu machen und seine Konstruktionsmechanismen zu beleuchten, habe ich Ansätze skizziert, die dieses Spannungsverhältnis zwischen vermeintlich »natürlicher« Ordnung und stetig produzierendem Ausschluss gezielt in den Blick nehmen. Transnationalität als Perspektive wahrzunehmen bedeutet, den methodologischen Nationalismus zu erkennen und die eingeübte Blindheit vieler Konzepte zu hinterfragen. Die Autonomie der Migration als Methode in den Fokus zu rücken, kehrt das gängige Verhältnis der Migrationsbewegung um. Nicht die Bekämpfung und die Begrenzung der Migration werden untersucht, sondern vielmehr wird die relative »autonome« Bewegung als transformatorische Kraft konzeptualisiert, die eben diese Grenzziehungen erst mit hervorbringt und damit einen neuen wissenschaftlichen Blickwinkel eröffnet. Vertreter:innen des Ansatzes der Autonomie der Migration lehnen einen Bürgerschaftszentrismus, wie er häufig in den *Citizenship Studies* propagiert wird, ab (vgl. Mezzadra 2011: 155). Hier setzt das Konzept der *Acts of Citizenship* an, welches die Praktiken der von den Bürgerrechten Ausgeschlossenen in den Blick rückt, diese Rechte einzufordern. Aus dieser Perspektive betrachtet sind Menschen ohne Aufenthaltsstatus gezwungen, in einem ständigen Dialog mit dem Staat zu agieren, da sie permanent auf seine Grenzen reagieren müssen. Dem Ansatz der Autonomie der Migration und dem Konzept der *Acts of Citizenship* liegt also aus einem wissenschaftlich-aktivistischen Blickwinkel gedacht, wie ihn Natasha King vertritt, eine unterschiedliche beziehungsweise komplementäre Auffassung von politischem Agieren zugrunde: *Acts of Citizenship* beschreiben die Spannung und Hybridität innerhalb

des Systems, indem zwischen innen und außen gependelt wird, wohingegen die Autonomie der Migration davon ausgeht, einen neuen Weg jenseits der nationalstaatlichen Ordnung zu suchen. Diese Perspektive ist weit weniger interessiert daran, mit dem Staat zu verhandeln (vgl. King 2016: 46f.).

An diese Überlegungen anschließend habe ich die im ›driftenden Raum‹ agierenden Subjekte theoretisiert und die jeweiligen Figuren oder Figurationen erneut von den drei Denkachsen aus konzeptualisiert. Diese sind dabei nicht klar voneinander abgrenzbar und stehen nicht allein für sich. Vielmehr weisen sie Querverbindungen auf, können sich ergänzend kommentieren oder überlappen. Ausgehend von einer grenz-theoretischen Perspektive habe ich die Grenzfigur als Figur des ›Flüchtlings‹ in den Blick genommen und dabei insbesondere ihre funktionale wie affektive Dimension beleuchtet: die des ›Helden‹, des ›Opfers‹ und des ›Feindes‹. Die Figur des ›Vagabunden‹ zeichnet sich durch eine große Ähnlichkeit zur Grenzfigur aus, aber ganz unterschiedliche Facetten werden hier konturiert: Während die Grenzfigur den ›Flüchtling‹ sichtbar macht, den es zu deportieren und zurückzuweisen gilt, gerät mit dem ›Vagabunden‹ die ungezügelte Bewegung in den Blick. Er zieht umher, ist nicht einzufangen. Der ›Anti-Bürger‹ wiederum verweist auf die binären, normativen Verflechtungen, in die er eingebunden ist, und macht seine Zweifelhaftigkeit und seine Illoyalität sichtbar. Eine Figuration in Abwesenheit von Bürgerschaft zu denken, beschreibt jedoch auch das ›nackte‹ oder ›fallengelassene‹ Leben. Hier schließt sich wiederum der Kreis zur Figur des ›Flüchtlings‹, die im Denken Agambens und Arendts als Inbegriff dieses ›abstrakten Menschenwesens‹ titulierte wird. Mir geht es im Folgenden weniger darum, die vielfältigen Überschneidungspunkte der Figuren, Typen und Figurationen zu skizzieren. Ich möchte diese jedoch anhand zweier Denkachsen neu gruppieren und so auf zwei wesentliche konstitutive Bestandteile hinweisen, die bei der theoretischen Konzeptualisierung von aufenthaltsrechtlicher Illegalität deutlich zutage treten.

Die normativ-politische Struktur Der Ansatz der Autonomie der Migration macht deutlich, worum es *nicht* gehen darf: Migrant:innen zu viktimisieren oder gar zu kriminalisieren: »Wie bei einem Vexierbild erscheinen sie mal als Schurken (in der rechten Version über Migration nachzudenken), mal als Opfer (in der linken und links-liberalen Tradition)« (Bojadžijev 2011: 140). Auch dem Konzept der *Acts of Citizenship* und der Transnationalität als Perspektive liegt eine ähnliche Struktur zugrunde und Migrant:innen werden als aktiv Handelnde stilisiert. Die mit diesen Ansätzen einhergehenden Forderungen sehe ich in der Kritik an konventioneller Migrationsforschung begründet. Sie zielen darauf ab, den normativen Wertmaßstäben ein anderes Bild entgegenzusetzen. Andererseits laufen Wissenschaftler:innen Gefahr, nun durch die Zuschreibung subversiver Kräfte so fasziniert zu sein, »dass sie sie zur Avantgarde sozialer Kämpfe stilisier[en]« (Bojadžijev 2011: 139). So würden Migrant:innen im Rahmen postkolonialer Studien sowie in der Kosmopolitismus- und Globalisierungsforschung als heroisierte Akteur:innen erscheinen (vgl. Tsianos/Hess 2010: 243). Auch Butler warnt in dem Zusammenhang vor einer Romantisierung des Subjekts (vgl. Butler/Spivak 2007: 30). Gerade wenn es um illegalisierte Migration geht, können das Einnehmen einer transnationalen Perspektive und damit einhergehend das methodische Vorgehen der Autonomie der Migration oder der Blickwinkel der *Acts of Citizenship* dazu tendieren, kollektive wie auch individu-

elle Alltagspraktiken und Lebensrealitäten vorschnell als widerständige, sich dem Staat entziehende Praxis zu begreifen und Migrant:innen pauschal politischen Aktivismus zuzuschreiben.

Schließlich wird das Überschreiten von Grenzen zum heroischen Akt erhoben, antikapitalistischen Massenkämpfen eingeschrieben und der Flüchtende zum Befreier, der revolutionäre Subjektivität zu repräsentieren hat. (Frieze 2017: 18)

In der theoretischen Konzeptualisierung stabilisiert jedes Theoretisieren früher oder später eine Neigung: So werden Migrant:innen entweder als vorwiegend aktiv Handelnde und somit politische Subjekte stilisiert, die sich eigenständig ihre Rechte erkämpfen, oder sie werden als passive, der staatlichen Repression unterworfenen Objekte dargestellt. Es sind zwei gegensätzliche Positionierungen, wie sie auch Karakayali (2008: 258) herausarbeitet: »In der einen scheint illegale Migration der Ausdruck von Autonomie *par excellence* zu sein. In der anderen dagegen steht sie für maximale Entrechtung und Ausbeutung.« (Herv. i. O.) Die jeweilige Zuspitzung zur Heroisierung oder Viktimisierung lässt sich leicht daraus ableiten. Die Kriminalisierung findet im öffentlichen Diskurs ohnehin permanent statt. Es deutet sich eine normative Struktur in einem hochpolitischen Feld an, der wiederum politisch begegnet wird: Die Grenzfigur der totalen Exklusion im Denken Arendts lässt sich auf einer normativen Linie mit der Figur des »Opfers«, des »fallengelassenen« Lebens denken. Die Figur der aktiven Teilhabe in der Konzeptualisierung Schulze Wessels lässt sich mit der Figur des »Helden« und des »Aktivisten« zusammendenken. Und die Figur des »Feindes« kann sowohl eine Figur der Exklusion als auch der Teilhabe sein; sie ist der »Vagabund«, der »Anti-Bürger«. Ich habe mit Frieze die narzisstisch-pathischen Züge, die mit dem »Helden«, dem »Opfer« und dem »Feind« einhergehen, die sich über Abwehr, humanitäre Hilfsleistung und politische Solidarität erstrecken, dargelegt. Damit wiederum gehen divergierende politische Positionierungen einher sowie je nach Standpunkt eine unterschiedliche Vereinnahmung des Phänomens, welche Andersson (2014: 14) treffend subsumiert:

Put in a simplified manner, for the police, clandestine migrants are of concern as a source of risk; for the media, they represent news worthiness and drama; for aid workers, they are of interest because of their assumed vulnerability; and their marginality renders them worthy of study in academia.

Dabei sollte, so Frieze (2017: 107), »es kaum darum gehen, wie Flüchtende, Migranten, mobile Menschen »richtig« dargestellt werden«, sie plädiert dafür, das Politische dort aufzusuchen, »wo die Figuren des Fremden als Feind, Opfer oder Heros durchkreuzt und unterbrochen werden« (ebd.). Doch wie lassen sich diese Bruchstellen aufspüren? Um dieser Lücke, diesem »Dazwischen« näherzukommen, möchte ich der normativ-politischen Struktur noch eine weitere Dimension hinzufügen. Denn alle hier genannten Figuren eint in unterschiedlicher Ausprägung das »Gespenstische«, das Nicht-Verortbare und hier lässt sich die (Un-)Sichtbarkeitsachse konturieren, an deren Kante sich die jeweiligen Typen neu gruppieren lassen.

Die (Un-)Sichtbarkeitsachse Während die Figuren, Typen und Figurationen sich einerseits auf einer normativen Struktur verorten lassen, sind sie andererseits von einer

(Un-)Sichtbarkeitsachse durchzogen, welche diese einer zusätzlichen dichotomen Spannung unterzieht. Der mediale Blick richtet sich auf die Inszenierung eines Ansturms der Massen in Booten, die es abzuwehren gilt, oder auf Märsche unzähliger Migrant:innen über grüne Landesgrenzen hinweg. Diese *müssen* als Illegalisierte sichtbar gemacht werden, um Grenzpolitiken legitimieren zu können (vgl. Friese 2017: 45). Das eigentlich ›Unsichtbare‹ wird also sichtbar gemacht. Die eigentlich ›unsichtbaren‹ Migrant:innen müssen ins Licht der medialen Öffentlichkeit gezerrt werden, um den Gegenstand der ›illegalen Migration‹ als politischen zu bestimmen und souveräne Handlungsmacht aufzeigen zu können. Sichtbarkeit bedeutet immer auch Kontrollierbarkeit. Diese gleichzeitig als ›unsichtbar‹ oder ›illegal‹ zu kategorisieren, deutet eine zusätzliche Dimension an:

I realized that this fascination writ large underpinned the whole spectacle of clandestine migration – the stacks of newsreels, documentaries, articles, academic tracts, and policy reports produced in the wake of the migrant boats. (Andersson 2014: 11)

Die *Faszination* für die Unsichtbarkeit liegt in der Möglichkeit ihrer medialen, aber auch wissenschaftlichen Aufdeckung begründet. So lassen sich die Figuren der ›Helden‹, ›Opfer‹ und ›Feinde‹ ausschließlich als *sichtbare* Figuren denken, da sie nur so bestimmbar bleiben und ihre affektive Funktion erfüllen können. Einzig der ›Tourist‹, dessen ›Irregularität‹ unter dem Deckmantel des Reisenden verborgen bleibt, bleibt vermeintlich unsichtbar – vermeintlich, weil er nicht tatsächlich unsichtbar ist, nicht als Mensch, wohl aber der fehlende Aufenthaltsstatus. Hier offenbart sich deutlich das bereits beschriebene Spannungsverhältnis, welches das ›Irreguläre‹ der Migration bei ›Fluchtmigration‹ und somit bei den Geflüchteten und den ›Grenzfiguren‹ verortet, wohingegen diejenigen Migrant:innen, die nach legaler Einreise illegalisiert werden, kaum öffentliche Beachtung erfahren. Dabei gerät aus dem Blick, dass Geflüchtete nach erfolgter Asylantragstellung zunächst ein vollkommen legalisiertes, wenn auch prekäres Aufenthaltsrecht besitzen (vgl. Scheel 2017: 37). Was also sagt diese politisch-medial erzeugte (Un-)Sichtbarkeit über das Feld aus?

In sozialwissenschaftlichen Diskursen machen unterschiedliche Ansätze bestimmte Figuren sichtbar, die entlang der (Un-)Sichtbarkeitsachse konzeptualisiert werden. Die (Un-)Sichtbarkeit manifestiert sich hier in einem Bemühen, selektive Sichtbarkeiten zu erzeugen. Transnationalität als Perspektive kann in ihrer Zuspitzung dazu beitragen, die Wirkmächtigkeit nationaler Grenzziehungen zu relativieren. Die Autonomie der Migration legt den Fokus auf die sich dem Staat entziehenden Praktiken; es sind also die ›Gespenster‹ der Migration, die sich nicht aufhalten lassen, die heimlich und ›unsichtbar‹ Grenzen überschreiten. Die *Acts of Citizenship* wiederum haben Handlungen im Blick, die sich insbesondere auf sichtbare Praktiken beziehen (vgl. Wilcke 2018: 43). Die selektiven Sichtbarkeiten werden dann auf der normativ-politischen Struktur eingegebenet. Natasha King (2016: 21f.) fordert, sowohl sichtbare Praktiken wie auch verdeckte Handlungen als *politische Praxis* zu lesen – ein Ansatz, der sich mit Wilckes (2018: 235) Interpretation der »Politiken der Unsichtbarkeit« deckt. Der Blick auf die von ihnen benannte und damit koproduzierte Unsichtbarkeit figuriert das Subjekt als ein politisches und somit als ›Aktivist‹. Auch Nyers (2019) verfolgt einen Ansatz, politische Handlungsmacht seiner Informant:innen in den Fokus zu rücken, indem er die spezifischen *Acts*

of *Irregular Citizens* herausarbeitet. So schreibt er, dass die Verweigerung einer Abschiebung auch ein politischer Akt sei und damit »a productive act, something that is inventive of new forms connectivity and creative of new worlds and modes of being political« (Nyers 2019: 165). Damit positioniert er diese ebenfalls als politische Subjekte (vgl. Kapitel II. 2.3). Andere humanitär motivierte Studien nehmen wiederum die Hürden und Begrenzungen als Ausgangspunkt und Illegalisierte werden als handlungsunfähige und machtlose Subjekte dargestellt, wie ich im Forschungsüberblick aufgezeigt habe (vgl. Kapitel I. 2.). In jedem Fall ist es womöglich die bereits beschriebene Faszination, welche leitend ist, das ›(Un-)Heimliche‹ aufzudecken, um etwas *aufzuzeigen* – es liegt also eine bestimmte Motivation zugrunde, die im Vorfeld die empirische Arbeit strukturiert.

Um es zu subsumieren: Der öffentlich-mediale Blick richtet sich also nicht auf den Alltag und die tagtäglichen Bewältigungsstrategien Illegalisierter, nicht auf jene, die Lücken auf dem Arbeitsmarkt schließen, die ihre Kinder an Schulen schicken, die alles tun, um eben nicht aufzufallen. In sozialwissenschaftlichen Diskursen geraten aus der Kritik dieser Darstellungslücken heraus diese Alltagspraktiken durchaus in den Blick, um sie beispielsweise als Widerstandspraktiken sichtbar zu machen oder das Prekäre der Lebenssituation zu betonen. Die selektive (Un-)Sichtbarkeit zeigt somit eine Vereinnahmung auf, denn das ›Gespenst‹ der Migration spielt eine wichtige Rolle bei der Theoretisierung des Konstrukts: Von politischer Seite heraufbeschworen, trägt es dazu bei, migrationspolitische Entscheidungen zu legitimieren, denn das ›Unheimliche‹ – eindeutig verortbar bei der Grenzfigur – gilt es abzuwehren und zu kontrollieren. Von sozialwissenschaftlicher Seite heraufbeschworen, dient das ›Gespenstische‹ illegalisierter Migration nicht dazu, deren Abwehr zu begründen, sondern vielmehr die niemals gänzliche Kontrollierbarkeit hervorzuheben, und damit geht oftmals einher, die Akteur:innen als Praktizierende einer ›postnationalen‹ Selbstbestimmung zu romantisieren (vgl. Heck 2008; King 2016; Wilcke 2018, Nyers 2019). Das ›Gespenstische‹ spiegelt hier also eine Anerkennung und Bewunderung des ›Heimlichen‹. Das ›Gespenst‹ der Migration erfüllt insofern eine *instrumentelle* Funktion: Es lädt kontrollpolitische Debatten dazu ein, Grenzsicherungen auszuweiten, und es lädt antirassistisch motivierte Forschende dazu ein, Migration als soziale Kämpfe zu konzeptualisieren, die Grenzen kreativ und performativ immer wieder aufs Neue unterwandern. Das Feld wird je nach Perspektive und Positionierung unterschiedlich vereinnahmt. Es geht mir dabei nicht darum, Betroffenen eine politisch-aktivistische Positionierung pauschal abzusprechen, sondern aufzuzeigen, dass die hier diskutierten Modelle unter Spannung stehen. Sie neigen dazu, zwischen der Sichtbarkeit und einer konstitutiven, schwer erfassbaren Unsichtbarkeit zu polarisieren.

Ein Feld, welches von (Un-)Sichtbarkeiten gekennzeichnet ist, läuft Gefahr, dass in der Fokuslenkung auf die Sichtbarkeit immer etwas verloren geht, immer wird etwas ausgeblendet oder es wird ihm eine einseitige Figur hinzugefügt. Über die (Un-)Sichtbarkeitsachse wirkt sich eine Stellvertreterdebatte aus, die das Für und Wider offener Grenzen und progressiver Migrationspolitik sichtbar macht, nicht jedoch heterogene Subjektpositionen.

Das Reden und Handeln über illegale Migration bildet einen eigenen Gegenstand: nicht die nackte empirische Tatsache der ›papierlosen‹ MigrantInnen, sondern ein Dis-

positiv, ein Set von Handlungsmustern, diskursiven Figuren und epistemologischen Barrieren. (Karakayalı 2008: 14)

Wenn das Handeln und Reden über ›illegale Migration‹ einen eigenen Gegenstand bildet, wird eine Kluft zwischen diesem und der ›nackten empirischen Tatsache‹ markiert. Die herausgearbeitete normativ-politische Struktur des Felds wirkt a priori auf die Perspektive ein, worunter die realen Existenzformen subsumiert werden. Die (Un-)Sichtbarkeitsachse erzeugt selektive Sichtbarmachungen und zeigt die Faszination für das ›Gespenstische‹ auf, die je nach Position und Perspektive unterschiedlich vereinnahmt werden.

Problematisch wird es aber, wenn philosophische Abstraktionen mit ›realen‹ Existenzformen verwechselt werden. Werden migrantische Bewegungen mit normativen Konzepten und Erwartungen an ihre Errungenschaften kontrastiert, finden wir im Konkreten meist keine Übereinstimmung mit der abstrakten Figur. Denn die Bedingungen der Migration sind meist komplexer und der Lebensalltag von MigrantInnen ist komplizierter als das Bild von ihnen es gerne hätte. Dies ist ein generelles Problem des Verhältnisses von Theorie und Empirie, gerade dort, wo beide eine Verbindung mit dem Begehren nach Emanzipation eingehen. (Bojadžijev 2011: 140)

Es ist dieses Phänomen, welches Bojadžijev prägnant auf den Punkt formuliert und welches für empirisches Arbeiten mit und über Menschen ohne Aufenthaltsstatus zum Tragen kommt. Es gilt, einen methodologischen Reflexionsraum zu eröffnen, der diesen Spannungen zwischen philosophischer Abstraktion und den zugrunde liegenden ›realen‹ Existenzformen in einem normativen wie politisch vereinnahmten Feld gerecht werden kann, um dafür Sorge zu tragen, kein pauschales Bild in die eine oder andere Richtung zu stabilisieren. Aber ist eine Unvoreingenommenheit als Perspektive überhaupt möglich? Diese Arbeit befindet sich selbstverständlich genauso wenig losgelöst vom gesellschaftlichen Diskurs und seinen dominanten machstrukturellen Normen. Sie kann gar nicht außerhalb jener hier aufgezeigten und diskutierten Strukturen gedacht werden, aber es kann versucht werden, diese Strukturen, die in die Theorie und auch in die Forscherin eingeschrieben sind, transparent zu machen. Aus eben diesem Grund erachte ich eine empirische Forschung, die Subjektpositionen in den Blick nimmt, ebenfalls als notwendige Intervention, einer an starren Denkkategorien orientierten Sozialforschung zu begegnen.

Who is the subject of these inquiries, knowledges, and expertise? Who is the subject of these interventions, governance, and rules? Who are the subjects that are produced in, through and against irregularity? (Nyers 2019: 22)

Was eine qualitativ orientierte empirische Forschung leisten kann, wie diese methodologisch gerahmt ist und welche Rolle die Involviertheit der Forschenden spielt, sind die zentralen Fragen, die die Methodenreflexion begleiten. Wie wirken meine eigene Faszination und meine eigene politische Positionierung in Gesprächssituationen hinein? Wie kann und muss methodisch und empirisch vorgegangen werden, ohne der Mystifizierung zu erliegen, ohne eine einseitige (Un-)Sichtbarkeit zu erzeugen und die Grenzfigur oder das politische Subjekt zu stabilisieren?

III. Methodologische Suchbewegung

1. Vorüberlegungen

In den folgenden Kapiteln werden an die theoretischen Überlegungen anknüpfend methodologische Reflexionsräume erkundet. Diese stellen eine Suchbewegung dar, das empirische Datenmaterial – welches sich vornehmlich aus Interviews speist – aus einer machtkritischen, selbstreflexiven und performativen Perspektive auszuleuchten. Dazu werfe ich zunächst einen Blick auf die aus den theoretischen Vorannahmen für die Empirie resultierenden Konsequenzen, um die Kluft zwischen Theorie und Empirie zu diskutieren. Die vielfach benannten Forderungen, ›sich nicht im Einzelschicksal zu verlieren‹, machen die Sorge deutlich, dass dies zu Lasten der Analyse sozialer und gesellschaftlicher Strukturen gehen könnte. Ich werde diskutieren, warum ich hingegen die Frage nach der *Repräsentation* als bedeutender für mein Forschungsvorhaben erachte (vgl. Kapitel III. 1.1). Dazu werde ich in einem nächsten Schritt auf die Krise der Repräsentation in der Ethnologie und die daraus resultierende *Writing-Culture*-Debatte Bezug nehmen (vgl. Kapitel III. 1.2). Mit der kritisch-reflexiven Basis nähere ich mich den unscharfen Graubereichen und feinen Abstufungen von (selbst-)reflexiven, methoden- und machtkritischen, emotionalen sowie performativen Ansätzen an. Es geht mir nicht darum, ein Instrumentarium darzulegen und einen methodischen Handwerkskoffer zu präsentieren, mit dem ich mein empirisches Material bearbeitet habe, sondern die migrationsforschungskritischen Annahmen als Basis der Methodologie zu betrachten und meine reflexive Suchbewegung transparent zu machen.

Aus einer ethnografisch fundierten Fachdisziplin kommend, stellt sich die Frage, ob Interviews als Erhebungsmethode überhaupt ausreichend sind, um subjektive Lebensrealitäten annähernd beschreiben zu können. Grundsätzlich genießen Interviews in der qualitativen Sozialforschung hohe Popularität, was mitunter damit zusammenhängen mag, dass sie im Vergleich zur ethnografischen teilnehmenden Beobachtung eine zielgerichtete Erfassbarkeit ermöglichen – gleichzeitig bieten Interviews auch Einsicht in sonst geschlossene Praxisbereiche und nicht beobachtbare biografische Dimensionen (vgl. Deppermann 2013: Abs. [3]). Ich plädiere dafür, die Frage danach, ob eine Erhebungsmethode als ›ausreichend‹ betrachtet werden kann, anders zu stellen. Vielmehr geht es darum, anzuerkennen, welche Grenzen der Erkenntnis jede Methode mit sich

bringt. Da jede Disziplin ihre eigenen Limitierungen und damit einhergehenden Unsichtbarkeiten mit sich bringt, plädiere ich für ein interdisziplinäres methodisches Vorgehen. Ich beziehe mich in meinen Überlegungen dabei auf Diskursstränge, die sich immer wieder verschränken werden. Dabei begreife ich eine Interviewsituation nicht als eine vom ethnografischen Herangehen losgelöste Methode.¹ Denn: »Geschichten werden in Situationen erzählt, aber Situationen haben auch ihre Geschichte(n)« (Dausien/Kelle 2005: 209). Die Erzählungen meiner Interviewpartner:innen sind als biografische Erfahrungsaufschichtung zu erfassen und unterliegen gleichwohl einer interaktiven Herstellung (vgl. Köttig 2018: 526). Es geht um den Vollzug einer (biografischen) Kommunikationspraxis sowie die »konstruktivistische Basisannahme, dass man eine ›Biographie‹ [...] nicht einfach ›hat‹, sondern sie immer erst interaktiv ›herstellt‹« (Dausien/Kelle 2005: 207). Im Folgenden werden sich aus diesem Grund soziologische Perspektiven über (biografisch-)narrative Interviews (Kapitel III. 2.1) mit ethnografischen Ansätzen und performativen Theorien ergänzend kommentieren: In der Analyse soll insbesondere die Interaktion, der interaktive Moment, in den Fokus rücken und ich werde mich dem ethnografischen Potenzial einer Interviewsituation widmen, welches es ermöglicht, die Performativität der Gesprächsdynamik zu erfassen (Kapitel III. 2.2.). Daran anknüpfend reflektiere ich, was jenseits methodologischer Kontrolle als beeinflussend und prägend in jeder Interaktionssituation in den Gesprächen mitschwingt und in den performativen Spiel- und Zwischenräumen zum Ausdruck kommen kann (Kapitel III. 2.3). Um die Performativität eines Interviews freilegen zu können, schlage ich zwei sich ergänzende Ansätze vor: Eine postkolonial informierte Perspektive kann hier als analytische Stütze dienen (Kapitel III. 3.1). Die *Performative Social Science* bereitet den methodischen Boden, performative Sinndimensionen evokativ zu verarbeiten (Kapitel III. 3.2). In einem letzten Punkt reflektiere ich unter forschungsethischen Gesichtspunkten mein Untersuchungsfeld, den Zugang zu meinen Daten sowie meinen Gesprächspartner:innen und den Umgang mit dem erhobenen Material (Kapitel III. 4).

1.1. Über die Kluft zwischen Theorie und Empirie

In der theoretischen Spurenlegung habe ich aufgezeigt, dass es sich um ein polarisierendes Feld handelt, welches aus verschiedenen Perspektiven unterschiedlich vereinnahmt wird. Die häufig beklagte Kluft zwischen Theorie und Empirie (vgl. Bojadžijev 2011: 140) trägt dazu bei, theoretische Diskursfelder im Theorieteil von der Ergebnisrepräsentation abzusondern. Meine theoretische Spurenlegung soll dazu dienen, den methodologischen Nationalismus der Migrationsforschung zu entlarven und nationalstaatszentriertes Denken zu irritieren sowie seine hegemonialen Konstruktionsmechanismen in den Blick zu rücken. Dem nun eine empirische Forschung folgen zu lassen, die Erfahrungen der Menschen ohne Aufenthaltsstatus mit einseitigen Typisierungen und daraus hervorgehenden Deutungshoheiten zu überstülpen, würde das Ziel dieser Arbeit verfehlen. Migrationsforschungskritische Perspektiven sollten nicht in der Theorie abgekapselt behandelt werden, im Gegenteil, sie *sind* gleichzeitig die Methode.

1 Die Verschränkung von Ethnografie und mit narrativen Interviews arbeitender Biografieforschung diskutieren unter anderem Dausien und Kelle (2005), Köttig (2017) und Pape (2017).

Daher möchte ich die Frage, welche methodologischen Implikationen sich aus einer sich als kritisch verstehenden Migrationsforschung für das empirische Vorgehen ableiten lassen, voranstellen. Andrea Ploder (2013) legt unterschiedliche Dimensionen kritischer Migrationsforschung dar und reflektiert, wie diese methodologisch umgesetzt werden können. Sie trennt dabei zunächst zwischen einer Gesellschaftskritik, Wissenschaftskritik, Forschungskritik, Interdependenzkritik sowie der politischen Aktion, wobei diese Abgrenzungen nicht trennscharf gedacht werden können. Dabei geht es beispielsweise im Rahmen der Forschungskritik darum, diskursive Zuschreibungen zu hinterfragen und Essenzialisierungen entgegenzuwirken. Eine interdependenz-, wissenschafts- und gesellschaftskritische Haltung impliziert, die Wirkmächtigkeit von Migrationsforschung anzuerkennen, denn eine solche Forschung kann zu Legitimierungszwecken für migrationspolitische Diskurse herangezogen werden. Sozialwissenschaftliche Migrationsforschung muss sich demnach mit dem Vorwurf auseinandersetzen, einen Anteil an einseitigen Fremdbildern zu tragen. Dadurch gewinnt die Frage nach der *Repräsentation* deutlich an Brisanz. Ploder plädiert dafür, politische wie auch soziale Rahmenbedingungen sowohl zu thematisieren als auch zu hinterfragen, um kritische Migrationsforschung als politische Aktion zu begreifen (vgl. Ploder 2013: 141-143).

Der Frage der Repräsentation nachspürend, habe ich mir die Forderungen von Vertreter:innen der kritischen Migrationsforschung angesehen. Insbesondere das Einnehmen der Perspektive der Migration (vgl. Kapitel II. 1.2.2) wird betont. So formuliert Holger Wilcke (2018: 30), der sich auf diese Denkrichtung bezieht: »Dies heißt zunächst nicht über Transmigrant*innen oder Illegalisierte zu schreiben, sondern vielmehr aus ihrer Perspektive.« Und er ergänzt: »Zugleich darf diese Perspektive nicht missverstanden werden als eine nur individualistische, auf einzelne Einzelschicksale und Behauptungsstrategien reduzierte.« Die Argumentationslinie tritt immer wieder zum Vorschein: »Der Migration ihr ›subjektives Gesicht‹ zurück zu geben, heißt weder von individuellen Schicksalen zu sprechen, noch – in einer emphatischen Überhöhung – subjektive Praxis von MigrantInnen zu einem beständigen Garanten für Subversion zu erklären« (Bojadžijev/Karakayalı 2007: 206). Es gehe insofern nicht darum, »das Mikrophon allein auf den ungefilterten O-Ton der Akteure des Grenzübertritts zu richten« (Tsianos/Hess 2010: 245), vielmehr sollen die Bewegung der Migration und ihre Strukturen theoretisiert werden (vgl. Tsianos/Hess 2010: 245). Auch Paul Mecheril und et al. (2013: 18) bemerken kritisch: »Der Anspruch, Migrationsverhältnisse gewissermaßen aus Sicht der Subjekte zur Geltung zu bringen, produziert und reproduziert die Verhältnisse, die die Subjekte und mit Ein- und Ausgrenzungen einhergehende Vorstellungen natio-ethno-kultureller (Nicht-)Zugehörigkeit hervorbringen.«

Womöglich spiegelt der Anspruch der Forschenden, sich nicht im Einzelschicksal zu verlieren, auch die politische Positionierung wider, welche in die kritische Haltung eingeschrieben ist. Damit tritt die Sorge zum Vorschein, »im Konkreten meist keine Übereinstimmung mit der abstrakten Figur« zu finden, weil »der Lebensalltag von MigrantInnen [...] komplizierter [ist,] als das Bild von ihnen es gerne hätte« (Bojadžijev 2011: 140). So führt Wilcke (2018: 30) seine Gedanken weiter aus: »Entscheidender ist es, Transmigrant*innen und Illegalisierten *als aktiv handelnde* Subjekte und Migration als sozialen Prozess zu verstehen, was den Blick auf Bewegungen und entstandene Sozialräume lenkt und dadurch eine eigene und neue Betrachtungsweise hervorbringt«

(eigene Herv.). In den Forderungen werden normativ-politische Strukturen sichtbar, welche das (empirische) Forschen in einem solchen Diskursfeld durchdringen. Illegalisierte dürfen nicht als das handlungssohnmächtige ›Objekt‹ auf der affektiven Folie des von Heidrun Friese beschriebenen ›Opfers‹ reduziert werden. »Emotion und Betroffenheit verweben den populistischen, den post-humanitären mit dem kritischen Diskurs, ihren Signifikationsprozessen und ihren Bilderwelten. Die Konstitution dieser Subjektivitäten, die sich narzisstisch auf sich selbst beziehen und von diesem Bezug leben, sind Teil der Subjektivierung des Politischen« (Friese 2017: 69). Friese spricht hier einen wichtigen Punkt an, wenn es um empirische, qualitativ angelegte Forschungen geht, denn so wird die eigene Emotion und Betroffenheit der Forschenden weitaus stärker herausgefordert und diese birgt immer auch narzisstische Züge, welche einer Struktur von Helfenden–Hilfsbedürftigen und damit einer Viktimisierung oder Idealisierung Vorschub leisten könnte. Sich nicht ›im Einzelschicksal verlieren‹ zu dürfen, deutet demnach die Sorge an, Migration würde so auf individuelle Lebensentwürfe reduziert und die gesellschaftlichen Strukturen würden aus dem Blick geraten. So hat auch Ruben Andersson (2014: 11) selbstkritisch reflektiert: »I soon saw that my research hinged upon a helplessly romantic fascination with the unfortunate African traveler.« Die eigene Betroffenheit kann also zur Stabilisierung eines Bilds beitragen, welches im kritischen Diskurs eigentlich bekämpft werden soll. In den hier zitierten Aussagen spiegelt sich einerseits der Grundgedanke, weder zu kriminalisieren, zu viktimisieren noch zu romantisieren, und andererseits die Suche nach einem Zugang, der eben nicht das ›Einzelschicksal‹ in den Fokus rückt, sondern die soziale Struktur offenbart, aber dennoch der Migration ein ›subjektives Gesicht‹ verleiht und aus ›ihrer Perspektive‹ forschet. In den skizzierten Forderungen deutet sich meines Erachtens ein Widerspruch an, wenn die Analyse der Struktur auf Kosten der Fokussierung auf das ›Einzelschicksal‹ betont wird und zeitgleich ein ›subjektives Gesicht‹ verliehen bekommen soll. Ich halte es für wenig sinnvoll, das Einzelschicksal gegen die Struktur auszuspielen. Oder anders formuliert: Nicht die Frage von Struktur versus singuläre Lebensgeschichte sollte im Vordergrund stehen, sondern die Frage der Repräsentationsmechanismen.

Während in der theoretischen Spurenlegung migrationsforschungskritische Ansätze und Perspektiven leitend sind, soll in der methodologischen Suchbewegung eine *reflexive* Haltung betont sein, welche im Sinne Manuel Dietrichs und Boris Nieswands (2020: 147) eine kritische Forschungsperspektive ausdifferenziert:

Reflexive Selbstrelativierung entfaltet ihre Produktivität dadurch, dass sie den Möglichkeitsraum potentiell einnehmbarer Perspektiven auf einen Gegenstand vergrößert. Während man – etwas vereinfachend – den Aufschwung der kritischen Migrationsforschung als Reaktion auf die politischen Debatten um das europäische Grenzregime und der damit verbundenen Entstehung sozialer Bewegungen verstehen kann, reagiert Reflexivität auf die Pluralisierung von Ansätzen innerhalb der Migrationsforschung und das dadurch erhöhte Kontingenzbewusstsein.

Reflexivität meint hier eine konsequente Selbstbeobachtung und die Möglichkeit einer Fokusverschiebung hin zu der Beziehungsausgestaltung zwischen Forschenden und ›Beforschten‹ sowie einer damit einhergehenden Reflexion erkenntnisleitender Annahmen und auch der erkenntnisgestaltenden Eigenschaften des Forschungsfelds

(vgl. Dietrich/Nieswand 2020: 147). Dieser reflexiven Perspektive folgend zeige ich auf, warum die Fokussierung auf die Erzählungen höchst individueller Lebensgeschichten und deren fragmentierten Aushandlungsprozesse nicht nur von wissenschaftlicher Relevanz, sondern auch notwendige Konsequenz einer sich als kritisch wie reflexiv verstehenden Migrationsforschung sein kann. Mit Andersson (2014: 13) möchte ich darauf verweisen, meine eigene Faszination für illegalisierte Migrant:innen nicht unhinterfragt als den Antrieb dieser Arbeit hinzunehmen, sondern diese zum Ausgangspunkt der Analyse zu machen und dadurch ethnografisch-empirisch einen neuen Blickwinkel zu eröffnen, welcher die dominante normativ-politische Struktur, die ihr inhärente (Un-)Sichtbarkeitsachse genauso mitdenkt wie auch mein eigenes Eingeschriebensein in dieselbige. Eine migrationsforschungskritische Perspektive soll so durch eine »reflexive Selbstrelativierung« (Dietrichs/Nieswands 2020: 147) erweitert werden. Die Frage nach der Repräsentation verschiebt den Fokus auf die Verstrickungen und Interdependenzen von Strukturen und subjektivem Erleben: *Wie repräsentiere ich die von mir geführten Gespräche? Welche politisch-normativen Strukturen wirken in diese hinein und welche selektiven (Un-)Sichtbarkeiten werden durch Repräsentation(en) erneut stabilisiert oder reproduziert?*

Um mich dem Thema der Repräsentation zunächst aus zweiter Ordnung anzunähern, werde ich auf die *Writing-Culture*-Debatte zurückgreifen und die im Zuge der Krise der Repräsentation und unter dem Einfluss postkolonialer Theorien aufgeworfenen Fragestellungen aufzeigen, um eine kritisch-reflexive Basis für meine daran anknüpfenden Überlegungen zu legen.

1.2. Über die Macht der Repräsentation und zum Prozess des Schreibens

Die Postmoderne Anthropologie ersetzt die visuelle Metapher von der Welt als dem, was wir sehen, durch eine verbale Metapher, in der Wort und Welt sich wechselseitig verflechten, so zwar, daß weder der Welt noch dem Wort die Priorität des Ursprungs oder die ontische Dominanz zukommt. (Tyler 1991: 163)

Die Krise der Repräsentation, angestoßen durch die Schriften postkolonialer Theorien, löste eine Debatte über *Ethno-Graphie*, im Sinne einer distanzierten und objektivierten Produktion eines Bilds über ›die anderen‹ aus, welches auch im Begriff *Othering* zum Ausdruck kommt. Spätestens nach der Veröffentlichung der Tagebücher Malinowskis gerieten zudem die persönliche Haltung, die Gefühle und Gedanken der ethnografisch Forschenden in den Blick: »Über andere zu reden, heißt über sich selbst zu reden. Die Konstruktion des Anderen ist zugleich die Konstruktion des Selbst« (Berg/Fuchs 1999: 11). Zudem wurde die Verstrickung des Fachs in globale Dominanzstrukturen zunehmend reflektiert. Jedes Sprechen *über* andere ist auch ein Sprechen *für* andere, was die Frage aufwirft, ob sich überhaupt wissen lässt, dass das Gesagte oder Geschriebene über andere Lebensformen tatsächlich so ist – all das kam in jener erbittert geführten Debatte zum Ausdruck (vgl. Berg/Fuchs 1999: 13; 67; Geertz 1990: 73; Schiffauer 2002: 231; Habermeyer 1996: 147). Sie löste regelrecht eine »erkenntnistheoretische[] Hypochondrie« (Geertz 1990: 73) und daran anschließend eine »moralische Hypochondrie« (Geimer 2011: 310) einer ganzen Fachdisziplin aus.

Die Kluft zwischen einer Auseinandersetzung mit anderen dort, wo sie sind, und ihrer Wiedergabe dort, wo sie nicht sind, die immer gewaltig war, aber nicht viel Beachtung fand, ist plötzlich in aller Klarheit sichtbar geworden. (Geertz 1990: 128)

Ethnografien, die den Anspruch erheben, die Gesamtheit einer Gesellschaft oder Kultur darzulegen, verschwinden im Genre des ethnografischen Realismus hinter dem Text und mit ihnen die Individuen (vgl. Marcus/Cushman 1982; Habermeyer 1996: 152-155²; Berg/Fuchs 1999: 34-38³). Klassische ethnografische Monografien sind demnach keine Abbildungen von Realität, da die textuelle Verschriftlichung und die auktoriale Erzählhaltung vom »unsichtbaren, aber mächtigen Gestaltungswillen des Ethnographen« (Habermeyer 1996: 160) gelenkt werden. Der Dialog zwischen Forschenden und Gesprächspartner:innen tritt in den Hintergrund zugunsten der hermeneutischen Analyse einer ganzen Gesellschaft durch einen einzigen Menschen, eine:n Wissenschaftler:in. Diese Erkenntnis erzwang die Anwesenheit der Autor:innen in den Text (vgl. Habermeyer 1996: 152). Die zunehmende Selbstreflexivität ethnografischer Texte wurde zum Teil jedoch auch als »a sign of crisis rather than health in the discipline« (Marcus/Cushman 1982: 62) betrachtet.

Die interpretative und kritische Anthropologie der 1970er Jahre machte es sich zum Ziel, nicht die Erklärung über die ›anderen‹ voranzustellen, sondern sie in ihrem Handeln ernst zu nehmen. Dem Verstehen wurde gegenüber dem Erklären Vorrang gegeben. Jedoch sollte auch die Hinwendung zur Hermeneutik das Problem der Repräsentationsmacht nicht lösen (vgl. Schiffauer 2002: 236f.). Die *Writing-Culture*-Debatte, die in einem Sammelband von James Clifford und George Marcus (1986) ihren Höhepunkt fand, kann als große Verunsicherung gelesen werden, so wurden nicht nur die Methode der teilnehmenden Beobachtung (»a relatively undisciplined activity« (Marcus/Cushman 1982: 27)) und das Medium (klassischerweise die Monografie), sondern auch der Untersuchungsgegenstand (in der Regel die ›anderen‹) sowie die Intention (zu erklären) radikal hinterfragt (vgl. James/Hockey/Dawson 1997: 2).

The ethnographer is absorbed in writing – taking dictation? fleshing out an interpretation? recording an important observation? dashing off a poem? (Clifford 1986: 1)

Es sind Überlegungen wie diese, die James Clifford zu einer 1963 aufgenommenen Schwarz-Weiß-Fotografie von Stephen Tyler während seiner Feldforschung in Indien voranstellt, um den Prozess des Schreibens in der Ethnografie zu hinterfragen, jedoch ohne ihn grundlegend zu problematisieren: Die Grenzen zwischen literarischen, kunstvollen und wissenschaftlichen Texten sind zunehmend unscharf. Jede Ethnografie ist

-
- 2 Beispielhaft skizziert Habermeyer dies anhand Clifford Geertz' berühmter Beschreibung des balinesischen Hahnenkampfs (vgl. Geertz 1987): In dieser gibt es nur zwei Menschen, die als konkrete Personen benannt werden – Geertz und seine Frau. Über die Menschen auf Bali wird ausschließlich in der dritten Person Plural gesprochen. Der Dialog als wesentliche Quelle des Wissens verschwindet hinter dem Universalitätsanspruch des Ethnografen (vgl. Habermeyer 1996: 154f.).
 - 3 Kennzeichnend für Malinowskis Repräsentationsmodell ist unter anderem der methodische Holismus, also die Betrachtung der untersuchten Gemeinschaft als in sich abgeschlossene Wirklichkeit sowie die Reduktion sozialer Phänomene auf deterministische und funktionalistische Erklärungsansätze.

immer in Form von Worten konstruiert und somit auch immer eine *Erfindung* des:der Schreibenden (vgl. Clifford 1986: 2; Habermeyer 1996: 160). Ethnografien sind Interpretationen und zwar solche zweiter und dritter Ordnung, sie sind »etwas Gemachtes [...], etwas Hergestelltes« (Geertz 1987: 23), was jedoch laut Clifford Geertz nicht bedeute, dass sie deswegen falsch wären oder gar einer künstlichen Gelehrsamkeit entspringen würden anstatt gesellschaftlicher ›Wirklichkeit‹ (vgl. Geertz 1987: 24.). Clifford (1986: 7) betont, dass es sich lediglich um partielle ›Wahrheiten‹ handele – »Ethnographien vermitteln ›Teilwahrheiten‹« (Berg/Fuchs 1999: 83). Dem ›autoritären‹ Monolog stellt er eine polyphone Dezentrierung, eine Fragmentierung von Texten gegenüber (vgl. Berg/Fuchs 1999: 87).

It soon becomes apparent that there is no ›complete‹ corpus of First-Time knowledge, that no one – least of all the visiting ethnographer – can know this lore except through an open-ended series of contingent, power-laden encounters. (Clifford 1986: 8)

Auch Stephen Tyler (1991: 194) appelliert an die Verabschiedung der Ethnografie als eine realistische Widerspiegelungstheorie und bereitet den Weg für eine postmoderne Ethnografie, die eben nicht repräsentiert, sondern »die Phantasie einer möglichen lebensweltlichen Wirklichkeit evozieren will«. Dabei rückt die performative, dialogische und kollaborative Kontextualisierung in den Vordergrund, welche die Konvention des:der einen beobachtenden Forschenden radikal infrage stellt. Ethnografien seien ein kooperatives Geschichtenerzählen und es müsse anerkannt werden, dass ethnografische Texte »immer unvollständig [sind]. Sie können nicht gleichzeitig sagen, was sie sagen und sagen, wie sie zu interpretieren sind, sie können nur schweigend auf ein Anderes verweisen« (ebd.: 182). Tyler knüpft damit an Cliffords Überlegungen an, indem er zwar nicht von einer partiellen ›Wahrheit‹, jedoch von ihrer grundsätzlichen Fragmentiertheit spricht, die postmoderne Ethnografie hervorrufen kann, oder in seinen Worten ausgedrückt: »Die postmoderne Ethnographie ist die Phantasiewirklichkeit einer Wirklichkeitsphantasie, die im Leser wie im Schreiber gleichzeitig die Ahnung einer möglichen Welt zu evozieren sucht« (ebd.: 202). Mit seiner Überlegung, das Unternehmen der Repräsentation komplett zu verwerfen und auf die nicht steuerbare Evokation bei den Lesenden zu setzen, gilt Tyler als konsequentester und exzentrischster unter den Ethnolog:innen seiner Zeit (vgl. Berg/Fuchs 1999: 89). Die teils philosophischen sowie semiotisch-philologisch geprägten Analysen Tylers verweisen insbesondere auf die Kritik, auf das, was Ethnografie nicht sein sollte, und verweigern schlussendlich methodologische Konkretisierung oder gar Implikationen: »Es kann übrigens keinesfalls darum gehen, festzulegen, wie eine postmoderne Ethnographie zu schaffen wäre und in welcher Form. Jeder Versuch wird unvollständig sein, wird scheitern, [...]« (Tyler 1991: 205).

Die Fokusverschiebung von Ethnografie als Widerspiegelung von ›Wirklichkeit‹ hin zu der verschriftlichten Konstruktion eine:r Autor:in warf vielerlei Fragen über fragmentierte ›Wahrheiten‹ auf, die Verflechtung von Text und ›Wirklichkeit‹, die Grenze zwischen Wissenschaft und Literatur und ganz grundlegend die Frage nach der Daseinsberechtigung von ethnografischem Schreiben (vgl. Marcus/Cushman 1982; Clifford/Marcus 1986; Marcus/Fischer 1986; Geertz 1990, 1987; Tyler 1991; Berg/Fuchs 1999). Eberhard Berg und Martin Fuchs (1999: 15) stellen eine »ironische Verschiebung« im ethnografischen Vorgehen fest, denn so wird die Repräsentation nun vielmehr als ein

prozesshafter, kontingenter Vorgang betrachtet und der Erkenntnisprozess selbst wird verstärkt als soziales Phänomen untersucht, sozusagen als eine Ethnografie der ethnografischen Methodologie (vgl. Berg/Fuchs 1999: 14f.). Bezüglich der textuellen Repräsentationsmacht kritisieren sie jedoch, dass keine der experimentellen ethnografischen Darstellungsformen für sich in Anspruch nehmen kann, die Repräsentation grundlegend verändert zu haben (vgl. ebd.: 88).

Um die *Writing-Culture*-Debatte ist es mittlerweile deutlich ruhiger geworden, was, so Werner Schifffauer (2002: 232) kritisch, »nicht wenige Kollegen [...] erleichtert zur Kenntnis nehmen«. Es sind jedoch diese bereits vor Jahrzehnten angeheizten Debatten, die sich bei der Frage nach empirischen Zugängen und methodologischen Überlegungen in unterschiedlicher Ausprägung und Abstufung in neueren Ansätzen widerspiegeln. Dennoch diagnostizieren Carolina Alonso Bejarano und et al. (2019: 3) in ihrer Studie eine nach wie vor vorherrschende »colonial anthropology«, trotz der Einflüsse postkolonialer Theorien und trotz der *Writing-Culture*-Debatte: »[D]ominant anthropology remains eurocentric.« Auch aus diesem Grund ist es wichtig, die vor Jahrzehnten geführten Diskussionen immer wieder aufzuwärmen und erneut an die Disziplin heranzutragen. Mein Anliegen ist es, eine kritisch reflektierende Basis zu legen – auch, weil neuere Ansätze häufig versäumen, aufzuzeigen, dass Fragestellungen dieser Art gar nicht so besonders neu sind, sondern auf bereits ausgetretene Pfade rekurren. Es hat zudem einen zentralen Grund, immer wieder dieselben Fragen an eine Fachdisziplin heranzutragen, die mit einem ethischen Anspruch einer migrationsforschungskritischen Perspektive einhergehen – die Verschriftlichung von migrantischer Lebensrealität ist ein machtvoller Prozess, den es aufzuzeigen und zu reflektieren gilt, immer auf der Suche nach einem methodologischen Weg, nicht den kolonialen Fußstapfen zu folgen (vgl. Alonso Bejarano et al. 2019: 6). Es ergibt sich ein Spannungsfeld, welches ich abschließend mit den Worten Cliffords (1986: 26) konturieren möchte:

Ethnography is hybrid textual activity: it traverses genres and disciplines. The essays in this volume do not claim ethnography is ›only literature.‹ They do insist it is always writing.

Dieses Spannungsfeld des ›Mehr-als-Literatur-Seins‹ und gleichzeitig immer eine verschriftlichte Konstruktion oder Erfindung zu sein, eröffnet einen diskursiven Raum, der sich vermutlich nie ganz erfassen lässt, welcher aber dennoch den Lesenden in all seiner Brüchigkeit dargelegt werden sollte. So kann der machtvolle Prozess der Niederschrift und der Repräsentation zwar nicht komplett umgangen werden, aber es wird zumindest transparent, wie das methodische Vorgehen gerahmt wird und welche Überlegungen vor und während der empirischen Datenerhebung sowie beim anschließenden Schreiben darüber Einfluss genommen haben. Oder um mit Utz Jeggale (1984: 112) zu sprechen:

Die Überprüfbarkeit ist im Feld nicht durch die Normierung der Werkzeuge möglich, denn diese würde die Vielfalt des Feldes, [...] die Fähigkeit für Überraschungen einschränken, statt dessen [sic.] ist eine detaillierte Beschreibung der Werkzeuge und des Umgangs mit ihnen notwendig, [...]. Da aber das Subjekt selbst, seine Sinne und seine

Intuition, wichtige Werkzeuge der Feldforschung sind, ist es unumgänglich, daß dieses Subjekt selbst sich verstärkt thematisiert und kontrolliert.

Um die »Akte des Erkennens« (ebd.) offenzulegen, werde ich das Abwägen unterschiedlicher methodischer Perspektiven oder Werkzeuge darlegen, um mein stetiges methodologisches Vorantasten, Verwerfen, Aneignen und Abgrenzen im Prozess der Entstehung meiner Erkenntnisse transparent zu machen. Das Zusammenspiel dieser Werkzeuge bringt erst die Repräsentation der Ergebnisse hervor. Die von mir vorgenommene Konstruktion erhebt weder den Anspruch, die ›Wirklichkeit‹ widerzuspiegeln, noch behauptet sie, allein meiner Fantasie zu entspringen. Es sind ›Teilwahrheiten‹, die aus gesellschaftlichen Realitäten herrühren und sowohl analytisch als auch mit literarisch-evokativen Stilmitteln dargelegt werden können. Die Werkzeuge, mit der diese geformt und konstruiert werden, sollen im Folgenden beschrieben werden.

Denn der positivistische Traum von der perfekten epistemologischen Unschuld verschleiert die Tatsache, daß der wesentliche Unterschied nicht zwischen einer Wissenschaft, die eine Konstruktion vollzieht, und einer, die das nicht tut, besteht, sondern zwischen einer, die es tut, ohne es zu wissen, und einer, die darum weiß und sich deshalb bemüht, ihre unvermeidbaren Konstruktionsakte und die Effekte, die diese ebenso unvermeidbar hervorbringen, möglichst umfassend zu kennen und zu kontrollieren. (Bourdieu 1997a: 781)

2. Das Interview als performativer Deutungsraum

Um die Prozesshaftigkeit meiner methodologischen Grundannahmen transparent zu machen, werde ich zunächst dort anknüpfen, wo meine eigenen methodischen Vorbereitungen begonnen haben. In der Planung für das erste Interview orientierte ich mich an der Form der narrativen Interviewführung nach Fritz Schütze (1983; 2016) beziehungsweise dem biografisch-narrativen Interview nach Gabriele Rosenthal (1995; 2015), da es mir zunächst um eine möglichst detaillierte lebensgeschichtliche Erzählung im Hinblick auf den Verlust eines Aufenthaltsstatus ging. Sowohl Schütze als auch Rosenthal verweisen auf detaillierte methodologische Vorannahmen und davon abgeleitete Handlungsimplicationen – sowohl was die Interviewführung als auch deren Auswertung betrifft. Doch gerade die strengen Vorgaben griffen für meine Gespräche nicht immer und führten zu nicht geplanten Gesprächsdynamiken, die sicher weit davon entfernt sind, den formalen Kriterien des (biografisch)-narrativen Interviews zu entsprechen. Im Folgenden möchte ich dennoch auf die Ansätze des (biografisch)-narrativen Interviews eingehen – denn so sind meine Interviews grundsätzlich davon geprägt – und anschließend den Fokus auf die kritische Reflexion dessen, was als ›gelungenes‹ Interview gilt, lenken.

2.1. Das biografisch-narrative Interview

Kriterien und Vorgehen biografischer Forschung lassen sich wissenschaftsgeschichtlich schwer als Ganzes fassen, da es keine sozialwissenschaftliche Hauptströmung gibt, viel-

mehr ist es ein komplex verzweigtes System unterschiedlichster Diskursstränge (vgl. Fuchs-Heinritz 2009: 85). Gemeinsame Grundannahme dieser Forschungen ist jedoch, dass »Gesellschaft, Kultur, Sozialsystem auf der einen und die Handlungs- und Lebensräume der Einzelnen auf der anderen Seite [...] nicht (immer) isomorph [sind]« (ebd.: 186). Das heißt, dass sich unterhalb der »großen« Theorien von einem wie auch immer gearteten gesellschaftlichen Ganzen ein neuer Raum eröffnet, der individuelles Handeln und das alternative Handlungspotenzial jedes:r Einzelnen gesondert in den Blick nehmen kann (vgl. ebd.: 186f.). Oder um es mit Robert Atkinson (2012: 116) auszudrücken: »The life story offers a way, perhaps more than any other, for another to step inside the personal world of the storyteller and discover larger worlds.«

Biografische Forschungen werden häufig anhand von Interviews durchgeführt. Der Ursprung biografischer Interviews liegt im narrativen Interview, welches Schütze in den 1970er Jahren entwickelte. Er legte dafür ein narrationsanalytisches Basis-Instrumentarium dar, basierend auf erzähltheoretischen Grundlagen (vgl. Schütze 1983). In Anlehnung an Schütze ist das speziell auf biografische Erzählungen zugeschnittene Verfahren Rosenthals (1995; 2015) entstanden, welches ich hier näher beleuchten möchte. Das Potenzial der erzählten Lebensgeschichte leitet Rosenthal davon ab, dass die Biografie als soziales Gebilde sowohl soziale beziehungsweise gesellschaftliche »Wirklichkeit« als auch subjektive Erlebniswelten widerspiegeln kann. Die Lebensgeschichten stehen in einem wechselseitigen Verhältnis von individueller Erfahrung und gesellschaftlichen Mustern. In der »biographischen Selbstrepräsentation« (Rosenthal 1995: 12f.) spiegelt sich keine individuelle Zufälligkeit, sondern vielmehr die soziale Konstituiertheit biografischer Handlungspraktiken und deren Internalisierung der sozialen Welt. Gleichwohl geht es nicht darum, das Individuum lediglich als »passive [...] Projektionsfläche gesellschaftlicher Prozesse« (Rosenthal 1995: 13) zu verstehen. Vielmehr gibt es ein Wechselverhältnis zwischen Allgemeinem und Individuellem, denn es spiegele sich in jeder erzählten individuellen Lebensgeschichte auch ein gesellschaftliches Bild, ein öffentlicher Diskurs und so ist die im Rückblick gedeutete Lebensgeschichte immer sowohl soziales als auch individuelles Produkt (vgl. Rosenthal 2015: 200f.).⁴

Rosenthal begreift die Erzählung als eine subjektive Deutung des objektiv Stattgefundenen, welches im Prozess der Erinnerung verfälscht wird. Die subjektive, selektive, durch vielerlei »Fehlerquellen« erzählte Lebensgeschichte spaltet sich von einer vermeintlich unabhängig davon existierenden objektiven Welt ab. Die jeweiligen Sinnzusammenhänge, in die bestimmte Erlebnisse eingebettet werden, sind von der gegen-

4 Das bereits hier angedeutete Spannungsverhältnis zwischen Individuellem und Allgemeinem wird auch bei Schütze deutlich: Er geht davon aus, dass es Prozessstrukturen individueller Lebensläufe gibt, die, wenn auch nur sehr partiell, in allen Lebensläufen anzutreffen sind. Diese lassen sich anhand der subjektiven Deutungsmuster von Biografieträger:innen im Zusammenhang mit ihrer rekonstruierten Lebensgeschichte analysieren. Erst wenn die faktischen Prozessabläufe einer Lebensgeschichte mit den individuellen Interpretationen in Einklang gebracht und im Zusammenspiel miteinander analysiert werden, können Feststellungen getroffen werden (vgl. Schütze 2016: 55f.). Damit verweist Schütze auf ein weiteres Spannungsfeld, nämlich die dialektische Wechselwirkung eines »objektiven« Lebenslaufs und seiner »subjektiven« Verarbeitung (vgl. Nohl 2009: 31).

wärtigen Lebenssituation, von dem gegenwärtigen Erzählen geprägt und können zu einem anderen Zeitpunkt völlig anders interpretiert werden. Dennoch sind Vergangenheitskonstruktionen niemals losgelöst von dem tatsächlich Erlebten zu betrachten und verweisen sowohl auf heutiges wie damaliges Erleben, aber geben auch Auskunft über die Zukunftsperspektive des:der Erzählenden. Erleben, Erinnern und Erzählen stehen damit in einem dialektischen Verhältnis zueinander und es ist diese Wechselwirkung, die in der methodischen Auswertung erarbeitet werden soll (vgl. Rosenthal 1995: 14-18; Rosenthal 2015: 195-197). Mit dieser Auffassung wird dem häufigen gegen Schütze erhobenen Vorwurf einer Homologieannahme Rechnung getragen, denn die Homologie zwischen zurückliegenden Ereignissen, der Erlebnisaufschichtung und der Erzählung darüber wurde vielfach kritisiert (vgl. Fuchs-Heinritz 2009: 203; Kleemann et al. 2013: 73; kritisch hierzu: Rosenthal 1995: 17).

Das biografisch-narrative Interview ermöglicht in Abgrenzung zu Leitfadeninterviews die Möglichkeit, bestimmte Themenbereiche über die Einbettung in den »*Gesamtzusammenhang gegenwärtigen Lebens* und in seine daraus resultierende Gegenwarts- und Zukunftsperspektive« (Rosenthal 2015: 193, Herv. i. O.) zu analysieren. Für diese Art der Interviewführung sind jedoch spezifische Kompetenzen in der Gesprächsführung und Techniken der Fragestellung unumgänglich. Dazu gehören die Fähigkeit des zurückhaltenden und aufmerksamen Zuhörens, Raum zur Gestaltentwicklung, zeitliche und thematisch offene Erzählaufforderungen sowie sensible und erzählgenerierende Fragestellungen. Die Gestaltungsfreiheit der Erzählung obliegt ganz den Befragten. Sie verweist dabei auf die von Schütze entwickelte Methodologie der Interviewführung, welche die »*einzig wirksame Methode*« sei, diesen Anforderungen gerecht zu werden (vgl. Rosenthal 1995: 186f.). Schütze gliedert das »autobiografisch-narrative«⁵ Interview in drei zentrale Teile. Einer erzählgenerierenden Aufforderung, die gesamte oder eine bestimmte Phase der Lebensgeschichte widerzugeben, folgt die Haupterzählung. Rosenthal verweist auf die Gefahr, durch Interventionen in der sogenannten Haupterzählung den Gesprächsfluss zu hemmen oder so das vermeintlich Irrelevante abzuwürgen, was sich retrospektiv immer noch als entscheidendes Thema in der Lebensgeschichte erweisen könnte. Genügend Raum in der Gestaltentwicklung ist ihrer Ansicht nach unumgänglich, gerade wenn es um möglicherweise verdrängte oder schmerzhaft Erinnerungen geht. Es gilt, die sogenannten »Zugzwänge des Erzählens« (vgl. Rosenthal 2015: 168; Kleemann et al. 2013: 66; Nohl 2009: 29) zu erwirken und auf eine hypothesengeleitete Datenerhebung zu verzichten. Außerdem sollten Fragetechniken, die allzu schnell in einer Frage-Antwort-Dynamik münden, vermieden werden. Erst wenn die Haupterzählung komplett zum Erliegen kommt, folgt der Nachfrageteil. Dabei sollte nochmals an das Erzählpotenzial dieser angedockt werden, indem an Stellen der Raffung oder des Abschneidens anschließend wiederum narrative Fragen gestellt werden. Der dritte Teil spricht die Befragten nun in ihrer Rolle als Expert:innen und Theoretiker:innen an: Welche Zusammenhänge werden erkannt, gibt es abstrahierte Beschreibungen bestimmter Sachverhalte – Warum-Fragen können hier leitend sein (vgl. Schütze 1983: 285-288; ergänzend mit zahlreichen Beispielen: Rosenthal 1995: 187-207).

5 Während Rosenthal auf die Begrifflichkeit des »biografisch-narrativen« Interviews zurückgreift, verwendet Schütze die Wendung »autobiografisch-narratives« Interview.

Das rosenthalsche Prinzip der Offenheit in der Gesprächsführung wird ebenso für die Auswertung postuliert. Es gehe weder darum, mit vorab entwickelten Kategorien den Text zu bearbeiten, noch den Text unter Kategorisierungen zerfallen zu lassen. Vielmehr sollte der Text in seiner Strukturiertheit analytisch erhalten bleiben – sie spricht in dem Kontext gar von einem »Verbot zur Gestaltzerstörung« (Rosenthal 1995: 208) und schlägt durch das Prinzip der Rekonstruktion, der Sequenzialität und Kontrastierung eine rekonstruktiv angelegte Analyse vor. Bedeutungen sollen demnach in der rekonstruktiven Analyse aus dem Gesamtzusammenhang des Interviews herausgearbeitet werden. Sequenziell meint das Vorgehen, kleine Texteinheiten in ihrer sequenziellen Gestalt, also in der spezifischen Abfolge innerhalb der Erzählung zu interpretieren. Bei diesem Vorgehen sollen die erzählte und die erlebte Lebensgeschichte getrennt voneinander untersucht werden. Durch die Kontrastierung beider Ebenen kann so sowohl die biografische Bedeutung von in der Vergangenheit liegenden Ereignissen als auch die Bedeutung der Selbstrepräsentation in der Gegenwart analysiert werden (vgl. Rosenthal 1995: 208f.; Rosenthal 2015: 202f.; anhand eines Fallbeispiels skizziert: Rosenthal 2015: 204-229). Ein deduktives sowie induktives Verfahren lehnt sie damit strikt ab. Es handele sich hingegen um ein abduktives Vorgehen und hier verbildlicht sie im kriminologischen Setting: »[D]er Detektiv [würde] – und nichts anderes sind wir bei einer rekonstruktiven Fallanalyse – ausgehend von den beobachtbaren Fakten, daß z.B. das Zimmer des Ermordeten abgeschlossen und die Fensterscheibe eingeschlagen ist, alle möglichen Lesarten aufstellen« (Rosenthal 1995: 212).

Das Bild eines Detektivs, welches Rosenthal selbst aufwirft, ist meines Erachtens sinnbildlich, um das von ihr konzipierte Auswertungsprozedere zu verstehen. Schlussendlich geht es ihr zielführend in der Analyse um ein Aufspüren der Bedeutung von biografischen Erlebnissen, die in der Kontrastierung erzählter und erlebter Lebensgeschichte erst zum Vorschein gebracht werden können – eine Auffassung, der ich so nicht folgen möchte. Sie erläutert an anderer Stelle, dass selbst fiktive Erzählungen, also erfundene Geschichten, zwar dazu da seien, Erlebnisse möglicherweise zu verdecken, aber trotzdem ließen sich (in detektivischer Manier) die Spuren der geleugneten Wirklichkeit analytisch aufdecken (vgl. Rosenthal 2015: 197). Auch beinhaltet eine sorgfältige Interviewführung, beim Zuhören auf Vagheiten oder Inkonsistenzen zu achten, um entsprechend an den richtigen Stellen mit Vertiefungsfragen ein weiteres Verständnis abzusichern und latente Bedeutungen zu erfassen, die den:der Interviewten selbst nicht zugänglich sind (vgl. Rosenthal 2015: 181f.). Die Rolle des »Detektivs« einzunehmen, würde meiner Interpretation nach bedeuten, ein gewisses Misstrauen gegenüber der Erzählung der Interviewten aufrechtzuerhalten – immer auf der Hut, sich nicht einnehmen zu lassen von Täuschungen, immer darauf bedacht, das tatsächlich Erlebte, die vermeintlich objektive »Wahrheit«, aufzuspüren. Dabei hat schon Jeggel (1984: 105) deutlich gemacht, »daß es Geheimnisse gibt, die auch der Wissenschaftler respektieren soll, will er sich nicht zum Assistenten des Kriminalkommissars degradieren lassen«. Die einzige Analogie, die zu Detektiv:innen besteht, ist womöglich die Tatsache, dass es ein Rätsel gibt: »Es geht der Wissenschaft und auch den Wissenschaftler*innen vor allem um die Lösung von Rätseln« (Reichertz 2019: Abs. [14]). Sicher betont auch Rosenthal, wie wichtig Vertrauen und wechselseitige Nähe in der Interviewsituation sind. Ihrer Auffassung nach kann dies durch aufmerksames Zuhören gewährleistet werden,

indem der Erzählung genügend Raum und Wertschätzung entgegengebracht wird, immer bemüht, das Interview nicht in einen Frage-Antwort-Dialog zerfallen zu lassen (vgl. Rosenthal 1995: 196). Zudem reflektiert sie auch die Grenzen ihrer Methode und skizziert diese beispielhaft anhand eines Interviews mit Menschen in einer akuten Lebenskrise (vgl. Rosenthal 2002). Wolf-Dietrich Bukow und Susanne Spindler (2006: 25) merken darüber hinaus positiv an, dass gerade durch das mehrstufige Auswertungsverfahren unkontrolliertes interpretatives Auffüllen seitens der Forschenden verhindert wird, mehr noch ermöglicht ihr analytisches Instrumentarium, »sich an die Biographie des Gesprächspartners optimal anzuschmiegen«. Vielleicht meint die Metapher der Detektiv:innen vielmehr den (kontrollierten) Prozess der Auswertung und weniger die Interviewsituation an sich. So möchte ich meine Kritik nicht als grundsätzliche an der Methodologie verstanden wissen, sondern vielmehr ein erweitertes Verständnis zum Ausdruck bringen. Ich sehe meine Aufgabe als Forscherin nicht darin, nach Inkonsistenzen oder Auslassungen abzuklopfen und das tatsächlich Stattgefundene herauszufinden, sondern das Interview als einen performativen Aushandlungsprozess zu betrachten, den es zu analysieren gilt.

Zwar verweist auch Rosenthal (2015: 194) darauf, dass sich jede Erzählung »aus der Gegenwart des Sprechens in einer konkreten Interaktionssituation« konstituiert, jedoch nimmt sie diese Interaktionssituation selbst nicht gesondert analytisch in den Fokus. Dabei wird häufig übersehen, dass die im narrativen Interview postulierte Zurücknahme des Forscher:inneneinflusses diesen keineswegs aufhebt – ganz im Gegenteil: »Die im Interview hervorgebrachte Lebensgeschichte ist eine *interaktive und konstruktive* Leistung aller an der Situation beteiligten« (Dausien/Mecheril 2006: 159, Herv. i. O.). Es ist meiner Ansicht nach gerade diese performative Ebene einer jeden Interviewsituation, die jedes Gespräch, jedes Erzählen und Erinnern maßgeblich beeinflusst und zwar so, dass sich »eine perfekt verkleinerte und stimmige Welt mit ihrer eigenen Berechtigung« (Denzin 2008a: 141) ergibt. Aus diesen Überlegungen folgt, dass nicht die Forschenden *über* die Interpretation subjektiver Lebenswelten bestimmen können, sondern sie sollten vielmehr anerkennen, dass die erzählte, subjektive Lebenswelt eine ist, die sich erst im interaktiven, dialogischen Prozess einer Interviewsituation, welche immer von diskursiven Machtverhältnissen geprägt ist, performativ hervorbringen lässt. Ein weiterer Aspekt ergibt sich aus meiner anwendungsbezogenen Erfahrung, denn das von Rosenthal und Schütze postulierte methodische Vorgehen in der Interviewführung war aus verschiedenen Gründen für mich nicht immer umzusetzen und führte manchmal in einen von Rosenthal kritisierten Frage-Antwort-Dialog. Jedoch werde ich diese Interviews nicht als »mislungene« beiseitelassen, sondern reflektieren, warum das Herstellen von Nähe und Vertrauen nicht immer durch aktives Zuhören und Raum zur Gestaltentwicklung möglich ist, sondern stattdessen, im Gegenteil, auch zu mehr Distanz führen kann (vgl. hierzu auch Rosenthal 2002). Zudem kann gerade ein brüchiger Dialog, ein Aneinander-Vorbeireden selektive Deutungsmöglichkeiten freilegen, die im Reden über Statuslosigkeit von Relevanz sind.

There may well be an undeniable research agenda for the interviewer, but there is just as much a high level of sensitivity required because of the inherent interactional nature of the interview. (Atkinson 2012: 116)

2.2. Das Interview als interaktiver Ort

»[D]ie methodischen Regeln, die er [der Methodologe] aufstellt, sind zugleich Interaktionsregeln«, sagte einst Rolf Lindner (1981: 51). Er unterscheidet dabei zwischen einer »strengen« Methodik, die in der interaktiven gegenseitigen Beeinflussung von Beobachter:in und Beobachteten lediglich Störvariablen sieht, welche es möglichst zu kontrollieren gilt, und einer Position, die den Forschungsprozess grundsätzlich als Interaktionsprozess anerkennt und diesen durch eine bewusste Reflexion für die Forschung fruchtbar macht (vgl. ebd.: 51). Lindner bezieht sich hier insbesondere auf die teilnehmende Beobachtung, jedoch gilt sein Paradigma genauso für die Interviewsituation, die nichts anderes ist als ein Interaktionsprozess, in dem der:die Forscher:in insbesondere als Teilnehmende:r gefragt ist und nicht nur als Beobachtende:r. Oder hinsichtlich der lebensgeschichtlichen Erzählung präziser formuliert: »Forscher(in) und Beforschte(r) produzieren *gemeinsam* Biographie« (Bukow/Spindler 2006: 19, Herv. i. O.). Dass die Konstruktion der eigenen Lebensgeschichte im Rahmen eines narrativen Interviews an soziale Interaktionsprozesse gebunden ist, wird jedoch häufig erst auf den zweiten Blick erkannt (vgl. Dausien/Kelle 2005: 190). Dabei eröffnen sich neue Perspektiven, wenn der interaktive performative Raum gemeinsamer Aushandlungsprozesse in den Fokus rückt, welcher den rein gesprächsinhaltlichen Fokus ergänzen, erweitern oder auch kontrastieren kann. Informant:innen sind nicht mehr nur Informationsquelle, sondern Gesprächspartner:innen, die im wechselseitigen, dialogischen Prozess auch den:die Forscher:in sichtbar machen.

2.2.1. Die Interaktion als Datenspur lesen

In vielen an Interviews angelegten qualitativen Sozialforschungen werden Interviews nicht als Interaktion, sondern als Text gelesen. Interviews vermitteln demnach ein Wissen über die Welt, über implizite Sinnstrukturen oder bieten Einblick in die subjektive Sicht, die Psyche der Befragten (vgl. Deppermann 2013: Abs. [5]). Je nachdem, aus welcher Disziplin kommend gefragt wird, sind es entweder die Sprache, das Unbewusste und die Gesellschaft oder im Konkreten Bildungsprozesse, Identitäten, ein Habitus, kulturelle Codes oder autopoietische Systeme, die herausgearbeitet werden können (vgl. Griese 2010: 115f.). Im Unterschied dazu liegt dem Interview als Interaktion die Annahme zugrunde, dass erst durch bestehende Interaktionsstrukturen eine gemeinsame soziale »Wirklichkeit« hergestellt wird. Die im Interview hervorgebrachte Lebensgeschichte wird geformt durch den wechselseitigen Prozess des Aufeinander-Bezugnehmens, den Zuschnitt der Äußerungen auf das Gegenüber sowie den situativen Kontext. Somit sind sowohl Interviewer:in und interviewte Person an der Konstruktion beteiligt (vgl. Dausien/Mecheril 2006: 159; Deppermann 2013: Abs. [18]). In einem (biografisch-)narrativen Interview steht der:die Interviewte der Herausforderung gegenüber, einer relativ offenen Erzählaufforderung folgend und meist ohne Vorplanung oder zeitliche Beschränkung, das eigene Leben situativ erzählerisch zu entwickeln. Dies geschieht vor einer Person, die weitestgehend fremd ist. Die befragte Person muss relativ spontan entscheiden, welche Aspekte relevant sind und welche Aspekte gegebenenfalls bewusst ausgespart werden, da durch den Erinnerungsprozess möglicherweise Ängste

aktiviert werden können. Gerade wenn der:die Erzähler:in dazu angehalten ist, einen bestimmten thematischen Fokus zu beziehen, wird hier eine »erzählerische Neuschöpfung« besonderer Art abverlangt (vgl. Lucius-Hoene/Deppermann 2004: 79f.). Die Art der Erzählentwicklung hängt maßgeblich von der Interaktion in der Gesprächssituation ab, so kann durch die hörerbezoogene Funktion des Erzählens der Fokus auf der aktuellen Beziehungsausgestaltung basieren, indem erzählerische Kompetenzen wie die der Belustigung oder des Beeindruckens zum Tragen kommen. Grundsätzlich hängt die Situation von dem:der Zuhörer:in ab und davon, ob der:die Erzähler:in beispielsweise eher bemüht ist, bestimmte Lebensformen als besonders oder als Normalität hervorzuheben. Der:die Erzähler:in kann gar zur Instanz einer »sozialen Bestätigung und Absicherung seiner biografischen Sinnstiftung und narrativen Identitätsherstellung« (ebd.: 88) werden (vgl. ebd.). Das Interview wird so zu einem Ort, an dem soziale Wirklichkeiten des Forschungsthemas in Ausschnitten interaktiv reproduziert und durch performatives Handeln sichtbar gemacht werden können (vgl. Deppermann 2013: Abs. [60]).

Gabriele Lucius-Hoene und Arnulf Deppermann vertreten einen interaktiven Ansatz, der eine zu rekonstruierende narrative Identität offenlegen kann. In der Erzählung spiegelt sich, mit welcher kommunikativen »Kompetenz« Erfahrungen rekonstruiert werden, welche Strategien der Selbstdarstellung, der anekdotischen Aufbereitung, der dramaturgischen Ausgestaltung angewandt sowie welche narrativen Begründungen biografischer Entscheidungen angeführt werden (vgl. Lucius-Hoene/Deppermann 2004: 79), um nur einige Beispiele zu nennen.

In der erzählten Geschichte lassen die Erzähler ihr erzähltes Ich mit bestimmten Eigenschaften und Handlungsweisen auftreten, sie unterlegen sie mit ihren Handlungsorientierungen und ihrer Weltsicht, sie positionieren dieses erzählte Ich und seine Beziehungen in der Geschichte in einem sozialen Raum [...]. Der Sprecher verweist in seiner Geschichte auf das Ich der Erzählung und gestaltet ebenso das Ich der konkreten Interaktion in Ausrichtung auf die zuhörende Person. (Lucius-Hoene 2010: 155)

Um den interaktiven Moment methodisch in die Analyse mit einfließen zu lassen, schlägt Deppermann unter anderem vor, zum einen das Interview idealerweise nicht nur auditiv mitzuschneiden, sondern auch eine Videoaufnahme anzufertigen. Zudem sollten der Prozess der Kontaktaufnahme sowie grundsätzlich die Rolle der Interviewenden transparent gemacht werden. Gerade dann, wenn ein Interview nicht »kunstgerecht« durchgeführt wird und es zu kritischen interpersonellen Momenten kommt, sollten diese in der Analyse sichtbar gemacht werden und als Teil der zu erfassenden Interaktion mit einfließen. Zudem sollte bei der Auswertung sequenziell vorgegangen werden, um so die Sinnkonstitution des Interviews zu erhalten (vgl. Deppermann 2013: Abs. [61]). Auf die sogenannten starken Zensureffekte bei Einbringung eines Tonbandgeräts hat jedoch bereits Pierre Bourdieu (1997a: 789) hingewiesen, denn so sei dieses »zweifellos der Grund dafür, daß viele Meinungen uneingestehbar werden (außer in Form von Versprechern oder kleinen Bemerkungen, die den Befragten unbemerkt entwischen)« – ganz zu schweigen von der möglichen evozierten Künstlichkeit in der Gesprächssituation, wenn zusätzlich eine Kamera mitlaufen würde. Dabei wird jedoch alles, was nicht im Transkript erfasst werden

kann, dort, wo keine Datenspur existiert, unberücksichtigt, gar unbekannt bleiben und mit diesen erkenntnistheoretischen Grenzen müsse man sich arrangieren (vgl. Lucius-Hoene 2010: 163f.). Der Ansatz von Lucius-Hoene und Deppermann verortet somit zwar das Interview insgesamt in einem interaktiven Kontext und verweist auf seine Performanz – jedoch wird in seiner Bearbeitung und Analyse das Interview in erster Linie als Text (das Transkript, der Videomitschnitt) gelesen und ausgewertet.⁶ Die Trennung von Forschenden und Befragten wird dabei aufrechterhalten und führt dazu, Identitäten einseitig bei einer Untersuchungsgruppe zu markieren, ohne auf die Interdependenzen zu verweisen. Dass es sich bei einem Interview jedoch auch immer um einen interpersonellen Prozess handelt und die Rolle der Interviewer:innen gerade in narrativ angelegten qualitativen Forschungen einen erheblichen Anteil an dem Erzählten tragen – etwa durch aktives und empathisches Zuhören – und dass das Erzählte erst in einem performativen Prozess generiert wird, gerät aus dem Blick (vgl. Atkinson 2012: 124). Atkinson (2012: 125) plädiert für eine Fokusverschiebung auf die Beziehungsgestaltung zwischen Forschenden und ›beforschten‹ Subjekten, um so (identitäre) Grenzziehungen zu überwinden. Die von ihm benannte Ebene der Beziehungsgestaltung, die interpersonelle Interaktion, möchte ich im Folgenden mit dem Begriff des Performativen zu fassen suchen und der Frage nachgehen, ob die performative Ebene überhaupt in Form einer Datenspur festgehalten werden kann.

2.2.2. Der Performativität auf der Spur

Performativität – ein schillernder und vieldeutiger Begriff, ein sogenannter *Umbrella Term* der Kulturwissenschaften – ist schwer auf eine einheitliche Bedeutung zu reduzieren und dennoch ein disziplinübergreifender Schlüsselbegriff (vgl. Volbers 2014: 19f.). Gerade in den Geisteswissenschaften erfährt der Begriff der Performativität Konjunktur, häufig ohne diesen jedoch auszudifferenzieren. Zwar gibt es Einigkeit über einen Minimalkonsens, allerdings wird dieser je nach theoretischer Perspektive unterschiedlich ausgelegt. Die Minimaldefinition besagt, »dass ›Wirklichkeiten‹, auf die sich bestimmte Handlungen beziehen, erst *im Akt* dieser Bezugnahme – erst durch den Vollzug der jeweiligen Handlung – hervorgebracht werden« (ebd.: 1, Herv. i. O.). Diese erzeugte Wirkung wird als performativ bezeichnet. Der Kerngedanke lässt jedoch vielfältige wie vielschichtige Deutungen zu. Somit ist der Begriff des Performativen nicht als eine spezifische Theorie oder ein Paradigma zu verstehen, sondern als eine Perspektive, eine »theoretische Blickhilfe, ein Betrachtungswinkel, von dem aus kulturelle Phänomene angesehen werden (können)« (ebd.: 4).

Der Begriff ›performativ‹ geht ursprünglich auf John L. Austin (1981 [1962]: 29) zurück, der in seiner berühmten Sprechakttheorie die Entdeckung machte, dass Sprech-

6 Das heißt nicht, dass die performativen Spuren sich nicht anhand eines Videomaterials (wie von Deppermann (2013) vorgeschlagen) auswerten lassen würden. Sicherlich kann der Interaktionsprozess als Datenspur festgehalten werden, jedoch sollte eine Aufzeichnung nicht darüber hinwegtäuschen, dass auch sie eine ganz bestimmte Performanz hervorbringt – nämlich für eine laufende Kamera. Diese ist deswegen nicht weniger ›authentisch‹, jedoch müssen die Schwierigkeiten und Grenzen, die ein Gespräch unter dem unausweichlichen Blick eines Kameraobjektivs mit sich bringt, mitbedacht und reflektiert werden.

akte nicht nur dazu dienen, etwas zu beschreiben oder zu behaupten, sondern dass durch diese auch Handlungen vollzogen werden können: »Wenn ich vor dem Standesbeamten oder am Altar sage ›Ja‹, dann berichte ich nicht, daß ich die Ehe schließe; ich schließe sie.« Diese Sprechakte sind durch zwei Merkmale gekennzeichnet: »[S]ie sind *selbstreferenziell*, insofern sie das bedeuten, was sie tun, und sie sind *wirklichkeitskonstituierend*, indem sie die soziale Wirklichkeit herstellen, von der sie sprechen« (Fischer-Lichte 2004: 32, eigene Herv.). Ohne ausdrücklich Bezug auf Austin zu nehmen, überführte Judith Butler den Begriff des Performativen in die Kulturphilosophie und wendete ihn auf körperliche Handlungen an (vgl. Fischer-Lichte 2004: 27). Mit ihrem Ansatz arbeitete sie heraus, dass Geschlechtsidentität (*gender*) nicht ontologisch oder gar biologisch gegeben ist, sondern performativ erzeugt wird: »[G]ender is in no way a stable identity or locus of agency from which various acts proceed; rather, it is an identity tenuously constituted in time – an identity instituted through a *stylized repetition of acts*« (Butler 1990: 270, Herv. i. O.). Im Zentrum performativer Prozesse steht dabei die transformative Kraft. Während nach der austinschen Sprechakttheorie durch das Aussprechen eines bestimmten Satzes eine neue soziale ›Wirklichkeit‹ vollzogen wird, besteht die transformative Kraft bei Butler durch das Herausbilden einer Identität, die durch die beständige Wiederholung stilisierter Handlungen hervorgebracht wird und so eine Dynamik in Gang setzt und ebenso dazu beiträgt, eine soziale ›Wirklichkeit‹ zu konstituieren (vgl. Fischer-Lichte 2012: 41f., 113). Die mit Austin und Butler einhergehende performative Wende innerhalb des *Cultural Turn* kann als Korrektur der Leitmetapher ›Kultur als Text‹⁷ aufgefasst werden (vgl. Volbers 2014: 15).

Um mich der Begrifflichkeit des Performativen anzunähern, nehme ich eine theaterwissenschaftstheoretische Perspektive ein, denn der Blick aus dieser Disziplin kann Performativität ein anschauliches Gerüst verleihen. Erika Fischer-Lichte (2012) beginnt in ihrer Einführung zur Performativität mit einem Vorspiel aus dem Theater. Sie beschreibt Max Reinhardts Inszenierung von *Elektra* Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts im *Kleinen Theater Berlin*. So unterschiedlich die heftigen Kritiken im Positiven wie Negativen auch ausfielen, hatten sie eines gemein: Sie alle verwiesen auf die ungeheure und ungewöhnliche *Wirkung* auf das Publikum: »Gräßlich, sagen die Leute, zusammenschauernd« (Herrmann Bahr über *Elektra* 1903, zitiert in Fischer-Lichte 2012: 9). Während den Zuschauenden durch die sogenannte vierte Wand, die Abgrenzung zwischen Bühnenraum und Publikum, sonst die Möglichkeit einer Illusion geboten wird, bricht eine Schauspielerin durch ihren körperlichen Einsatz radikal mit der damaligen Norm der Schauspielkunst (vgl. Fischer-Lichte 2012: 9-13).

7 Sinnzusammenhänge, Handlungen und Wahrnehmungen setzen dieser Auffassung nach ein implizites, unhinterfragtes Netz von Bedeutungen voraus. Bedeutungszusammenhänge liegen demnach als objektivierbare Ausdrucksformen vor, die ihre Untersuchung möglich machen (vgl. Fischer-Lichte 2004: 36; Volbers 2014: 13f.). Jörg Volbers weist jedoch darauf hin, dass die Textmetapher nicht als eine essenzialistische missverstanden werden sollte. Sie bedeutet nämlich nicht, dass kulturelle Phänomene Texte *sind*. »Vielmehr wird der Zugriff auf eine Kultur in ihrer ganzen Bandbreite – von Handlungen, Praktiken, Stilisierungen, Bildern bis hin zu Texten im eigentlichen Verständnis – am Leitbegriff des Verstehens von Sinnzusammenhängen orientiert« (Volbers 2014: 14). Es stellt sich also nun die Frage, wie die isolierte Ebene der Bedeutung von Zeichen mit den von Akteur:innen vollzogenen konkreten Handlungen zusammenhängt (vgl. ebd.: 15).

Anstatt den Zuschauern durch entsprechenden Einsatz theatraler Zeichen die Bedeutungen eines vorgegebenen Textes zu übermitteln, die diese entziffern und verstehen sollten, widerfuhr die Aufführung ihnen wie ein schockartiges Naturereignis, das ihre Nerven und Sinne strapazierte. Statt eine Illusion von Wirklichkeit zu schaffen, in die die Zuschauer sich in ihrer Phantasie hineinversetzen und einfühlen konnten, brachte die Aufführung sich selbst als eine Wirklichkeit hervor, die von den Zuschauern leiblich als ›folternd‹ erfahren wurde. (Ebd.: 13)

Max Herrmann stellte – vermutlich inspiriert von Reinhardts Inszenierung – die These auf, dass es erst das Publikum sei, welches eine Aufführung mit hervorbringe, und die Aufführung ein Spiel sei, welches sich *zwischen* Darstellenden und Publikum ereigne. Er verschob damit den Fokus vom Text hin zum Aufführungscharakter von Theater, betonte das Miterleben leiblich anwesender Körper im Raum und postulierte damit die Gründung einer neuen Wissenschaft – der Theaterwissenschaft (vgl. Fischer-Lichte 2012: 19–21). Die Begriffe Theatralität und Performativität bilden seit jeher Grundbegriffe der Disziplin. Während Theatralität beschreibt, »dass das in Erscheinung Tretende von anderen wahrgenommen werden soll, lässt sich als performativ auffassen, *auf welche Weise* und *als was* es jeweils wahrgenommen wird« (ebd.: 65, Herv. i. O.).⁸ Dabei steht in der Performance-Kunst, anders als in der traditionellen theatralen Kunst, der *Vollzug* von Handlungen und nicht die referenzielle Dimension, also die *Darstellung* von Handlungen und das Erzeugen von Bedeutung im Vordergrund (vgl. Balme 2008: 173). *Elektra* übte eine bislang ungekannte Wirkung auf das Publikum aus, welche es ermöglichte, die performative Dimension überhaupt erst zu benennen beziehungsweise zu begreifen. Um die performativen Mechanismen zu verstehen, ist demnach ein Blick auf den Begriff der Aufführung hilfreich, denn gerade die Aufführung ermöglicht es, die »spezifischen Qualitäten des Performativen besser zu erfassen« (Fischer-Lichte 2012: 54), da Performativität und Aufführung eng miteinander verwoben sind und nach ähnlichen Prinzipien funktionieren (vgl. ebd.: 51). Butler vergleicht ebenfalls die Verkörperungsbedingungen mit jenen einer Theateraufführung, da die Akte, mit denen Geschlecht hervorgebracht wird, wie im Theater aufgeführt werden. Die Verkörperung von Identität erfolgt ähnlich der Inszenierung eines vorgegebenen Textes, da ein und derselbe Text auf unterschiedliche Weise zur Aufführung gebracht werden kann (vgl. Fischer-Lichte 2004: 39).

Während unter dem Begriff der Inszenierung eine im Vorfeld festgelegte Dauer sowie Art und Weise der Darstellung gefasst wird, wird unter dem Begriff der Aufführung auch all das subsumiert, was sich dem im Vorfeld Festgelegten entzieht, beziehungsweise all das, was erst in deren Verlauf in Erscheinung tritt.

Eine Aufführung bringt den Faktor der Zeit und den Zuschauer wie Akteure gleichermaßen umfassenden Raum in eine unauflösbare Beziehung. Alles sich im Raum befin-

8 Die Fragen ›Auf welche Weise?‹ und ›Als was?‹ haben auch in der Krise der Repräsentation und der daran anschließenden *Writing-Culture*-Debatte das unhinterfragte ›Gegebene‹ abgelöst. So gesehen könnte man auch Forschung, die Prozesse der Repräsentation ausklammert, mit dem Begriff der Theatralität verknüpfen und Forschung, die sich mit den Mechanismen ihrer Repräsentation auseinandersetzt, mit dem Begriff der Performativität.

dende Materielle ist zunächst und vor jeder Semiotisierung an die absolute Gegenwart seines Erscheinens und damit an das Prinzip der Vergänglichkeit und Flüchtigkeit gebunden. (Brincken/Engelhardt 2008: 111)

Die Zuschauenden, die sich eine Inszenierung mehrmals ansehen, werden sich nie in exakt der gleichen Aufführung wiederfinden, denn Vergänglichkeit und Flüchtigkeit gelten als Kernelemente derselben. Die Zuschauenden sind dabei selbst Teil dieses Prozesses (vgl. Fischer-Lichte 2004: 270). Die Wechselwirkung zwischen allen Beteiligten nennt sich leibliche Ko-Präsenz: »Die Aufführung als ein ko-präsentischer Prozess erzeugt sich sozusagen selbst, bzw. ihre eigene Wirklichkeit als eine autopoietische Feedbackschleife« (Fischer-Lichte 2012: 54). Eine Inszenierung ohne Publikum bringt eine andere ›Wirklichkeit‹ hervor. Die Schauspielerin Sandra Hüller beschreibt dies in einem Interview treffend, als sie aufgrund der Corona-Pandemie im März und April 2020 nicht vor Publikum auftreten durfte und ihr Spiel lediglich aufgezeichnet wurde: »Wir haben wirklich nur füreinander gespielt. [...] Es fühlte sich an wie auf einem anderen Planeten: sehr speziell, intim und einsam. Ich dachte immer an den kleinen Prinzen. Es war, als stünde man auf einem einzelnen Planeten« (Sojitrwalla 2020). So ist der Raum, in dem sich eine Aufführung vollzieht, nicht als ein architektonischer zu begreifen, sondern als ein instabiler, in Fluktuation begriffener beweglicher und bewegter Raum – ein eigener Planet –, denn auch die Materialität des Raumes wird erst in der Aufführung performativ erzeugt und durch das Publikum mit hervorgebracht. Zudem kann er als immersiver Raum wirken, da er durch einen spezifischen Lichteinfall, einen Geruch, eine Melodie etwas ausstrahlt, eine Atmosphäre erzeugt und diese allmählich zu verändern vermag: »Atmosphären sind *per se* flüchtig. Jeder Versuch, ihnen Dauer zu verleihen, schlägt notwendigerweise fehl« (Fischer-Lichte 2012: 59, Herv. i. O.). Die im Raum Anwesenden stehen dieser Atmosphäre nicht losgelöst und mit Distanz gegenüber, sondern sie sind von ihr umfungen und können durch Reaktionen dazu beitragen, sie zu verstärken oder gar zu brechen, zum Verschwinden zu bringen und den Raum als einen anderen neu hervorzubringen (vgl. ebd.: 58-60). Im Gegensatz zur Räumlichkeit scheint Körperlichkeit direkt greifbar zu sein, da sich ihre Materialität in einem Körper mit seinen klar umrissenen Grenzen manifestiert. Jedoch ist auch diese von einer transitorischen Flüchtigkeit gezeichnet, da das Werk der Schauspieler:innen nicht von ihnen abgelöst werden kann – vielmehr befindet er sich immer im Werden: »Mit jedem Atemzug, jedem Lidschlag, jeder Bewegung bringt er sich neu hervor, wird ein anderer« (ebd.: 61). Genauso verhält es sich mit Lautlichkeit, denn nichts ist so flüchtig wie ein verklingender Laut. Lautlichkeit erzeugt immer auch Räumlichkeit und im Fall von Stimmlichkeit auch Körperlichkeit. All diese Aspekte werden durch einen Rhythmus bestimmt (vgl. ebd.: 62-65).

Es ist also der Ereignischarakter einer jeden Aufführung, ihre Vergänglichkeit und Flüchtigkeit, die sich sowohl in der Räumlichkeit, der Körperlichkeit, der Lautlichkeit spiegeln und erst durch die leibliche Ko-Präsenz anwesender Darstellenden und Zuschauenden entfaltet werden.

So wird die Wirklichkeit eines spezifischen Raums für uns dadurch hervorgebracht, dass wir uns in ihm und durch ihn hindurch bewegen, unsere Blicke schweifen lassen und wieder fokussieren, auf die Laute achten, die in ihm zu hören sind oder sie nur als

Hintergrundgeräusch wahrnehmen, den Geruch einatmen, Gegenstände betasten, die Atmosphäre leiblich erspüren. (Fischer-Lichte 2012: 103)

Darin liegt die Performativität einer jeden Aufführung. Letztlich lassen sich diese Kriterien auch auf eine Interviewsituation übertragen. Ein Interview als Aufführung zu denken bedeutet, es als ein Ereignis zu erfassen, welches über das Transkript des Gesagten hinausweist. Das Interview mag in einem Café stattfinden oder in einem privaten Raum, einem Wohnzimmer, einer Küche. Eine Erzählung wird in Gang gesetzt, stockend, durchbrochen von klirrenden Tassen und Gläsern, oder auch fließend, alle Hintergrundgeräusche ausblendend, durch Erinnerungen flanierend. Die Zeit fließt zäh dahin, nervöses Lachen, unsichere Blicke – oder das Erzählte geht ganz in Anekdoten und Geschichten von damals auf. Die transformatorische Kraft entsteht erst durch die Ko-Präsenz, durch das, was *zwischen* den Befragten und mir als Forscherin entsteht und dadurch eine spezifische Dynamik entfaltet. Die Performativität in der Interviewsituation entsteht demnach in einem Wechselspiel zwischen Planbarkeit und Emergenz (vgl. Fischer-Lichte 2012: 77). Es ist das Unvorhersehbare, wie auch in Theateraufführungen, welches unvermittelt etwas zutage befördert, was sich der vorherigen Planung entzieht. Und doch ist der Rahmen einer Aufführung oder eines Interviews nicht willkürlich gesetzt, sondern gibt ein bestimmtes Setting bereits vor. Die Emergenz der Interviewsituation entsteht in eben jenem Wechselspiel von Vergänglichkeit und Flüchtigkeit eines Gesprächs. Diesen Momenten nachspürend werde ich im Folgenden das Interview jenseits seiner methodologischen Kontrolle beleuchten.

2.3. Das Interview jenseits methodologischer Kontrolle

Während Rosenthal in Anlehnung an Schütze konkrete Handlungsimplicationen für die Führung und Auswertung eines biografisch-narrativen Interviews herausstellt, verweisen Deppermann und Lucius-Hoene insbesondere auf den interaktiven Charakter der Interviewsituation, welcher zwar den Ansatz, Interviews als von den Zuhörenden abgelöste Textsegmente zu analysieren, erweitert, aber dennoch bemüht ist, das Interview anhand von manifesten Datenspuren, also Texten, Transkripten, Mitschnitten, analytisch handhabbar zu machen. Bei der Erfassung der performativen Dimension unter Rückgriff auf eine theaterwissenschaftliche Perspektive, gilt es, den Blick gerade auf all jene Aspekte zu richten, die sich methodologischer Kontrolle und Planbarkeit entziehen. Denn auch unter Einbezug noch so vieler methodologischer Schriften, die darum bemüht sind, jeden Effekt zu kontrollieren und als Datenspur zu lesen, wird es immer ein wesentliches Manko geben, so formuliert Bourdieu (1997a: 779):

Jedenfalls scheint es mir, daß diesen Schriften etwas entgeht, was diejenigen Forscher immer gewußt und getan haben, die ihren Gegenstand mit größtem Respekt behandelt haben und einen Blick hatten für die quasi unendlichen Subtilitäten der Strategien, die die gesellschaftlichen Akteure in ihrem gewöhnlichen Alltagsleben anwenden.

Diese quasi unendlichen Subtilitäten werden nie in ihrer Gesamtheit analytisch erfassbar sein, sonst wären sie weder unendlich noch besonders subtil. Es gilt also anzuerkennen, dass jede Interviewsituation immer eine soziale Beziehung darstellt, und es

gilt, all die verschiedenen Parameter, die wirksam werden, und die damit einhergehenden Verzerrungen zu erkennen »und dies eben genau in der Ausübung einer Praxis, die reflektiert und methodisch sein kann, ohne die Anwendung einer Methode oder die praktische Umsetzung einer theoretischen Reflexion zu sein« (Bourdieu 1997a: 780). So betont auch Atkinson (2012: 120), dass das lebensgeschichtliche Interview⁹ eines sei, welches methodisch vorbereitet und welchem sich wissenschaftlich angenähert werden könne – jedoch sei seine Realisierbarkeit ein kunstvoller Akt und damit »more than a methodology. It is a way of being in relationship with another that is rarely found in today's harried world« (ebd.: 125). Ähnlich wie bei einer Theateraufführung ist es der Ereignischarakter des Interviews, das Aufeinandertreffen von Darsteller:in und Publikum, von Fragenden und Befragten, das In-Beziehung-Sein, welches eine performative Kraft in Gang setzen kann. Es ist also etwas jenseits theoretischer und methodischer Kontrolle, etwas, das in der Komplexität unüberschaubarer Ebenen sozialer Interaktion zum Tragen kommt, das sich gleichzeitig vorgefertigtem methodologischem ›Werkzeug‹ entzieht.

2.3.1. Was mich betroffen macht

»Gibt es ein Mehr oder ein Anderes an Erkenntnis, wenn bei der Analyse nicht nur auf das Auslegen und Verstehen des Gesprochenen rekurriert wird [...]?« (Demmer 2016: Abs. [2]). Christine Demmer sucht in der Repräsentation ihrer an biografisch-narrativen Interviews angelegten empirischen Forschung nach alternativen Ausdrucksmodi. Sie weist darauf hin, dass es zwar dazugehöre, ein Gedächtnis- oder Interviewprotokoll anzufertigen, welches über das Interviewtranskript hinausweist, jedoch gebe es hierzu weder konkrete Anweisungen, geschweige denn einen Konsens darüber, welchen Stellenwert solch ein Material im Auswertungsprozess einzunehmen habe. Die Interaktion in der Interviewsituation wird demnach meist wenig systematisch als Erkenntnisgewinn genutzt und »die Hervorbringung des Interviews als Interaktionsgeschehen zwischen körperlich und leiblich wahrnehmenden und miteinander agierenden AkteurInnen [bleibt] weitgehend unberücksichtigt« (ebd.: Abs. [1]). Durch die Transkription des Interviews entsteht ein neuer Text, der unabhängig von der eigentlichen Interviewsituation besteht – bereinigt von der verkörperten, eigenleiblichen Erfahrung des Gesprächs (vgl. Ellingson 2012: 530). Demmer (2016: Abs. [3]) plädiert demnach für die Ausweitung der Analyse über das Gesprochene hinaus und eine Interpretation des »eigenleiblichen Spürens«, welches die Textauswertung zusätzlich ausdifferenzieren könne. In Rückgriff auf (leib-)phänomenologische Denkstrukturen argumentiert sie, dass alles Subjektive, was nur von innen heraus wahrnehmbar ist, »was mich betroffen macht« (ebd.: Abs. [6]), ein leibliches Verstehen und Kommunizieren ist, welches situativ und flüchtig ist. Ihr performativer Ansatz legt so den Fokus auf die leibliche Ko-Präsenz in der Interviewsituation, auf

9 Atkinson bezieht sich hier auf das *Life Story Interview*, welches tatsächlich die gesamte Lebensgeschichte abdecken soll (vgl. Atkinson 2012).

die ihr innenwohnende sinnliche Erkenntnis, und beschreitet ein bisher noch recht unterbeleuchtetes Feld in der qualitativen Sozialforschung.¹⁰

Grundlage der Erkenntnisgenerierung ist das verschriftlichte Gesprochene, wohingegen körperlich-sinnliche Präsentations- und Verstehensabläufe, die die Erzählung und Befragung begleiten, nicht systematisch verfolgt werden. Vielmehr werden sie im Forschungsprozess aufgrund von Übersetzungsleistungen z.B. von der Audiodatei zum Transkript sukzessive reduziert und tendenziell verschleiert. (Ebd.: Abs. [11])

Einen Diskurs über die Bedeutung von Körperlichkeit in der empirischen Forschung gibt es durchaus. Dieser rekurriert häufig auf leibphänomenologische Perspektiven und macht den Leib in seinen körperlichen Funktionen zum Gegenstand. Demmer (2016) thematisiert beispielsweise einen als ekelregend empfundenen Geruch während einer Interviewsituation. Laura Ellingson (2012) reflektiert ganz grundsätzlich die verkörperte Erfahrung im Prozess der Interviewführung wie Auswertung. Bettina Dausien (1999) fokussiert die Geschlechtlichkeit im Sinne eines *doing gender* in der biografischen Erzählung. Es existiert zudem eine Reihe von Publikationen, die beispielsweise den kranken oder gesunden Körper in die Analyse mit einbinden (vgl. Alheit et al. 1999) oder leibliches Spüren und körperlichen Einsatz der Forschenden zum Thema haben (vgl. überblickartig Breuer/Muckel/Dieris 2019: 98-103; vgl. auch Kubes 2018: 43-54).

Hier ist anzumerken, dass Sinnlichkeit häufig mit körperlich veräußerten Symptomen gleichgesetzt wird, wie bei einer Sinneswahrnehmung – mit Augen, Ohren, Nase und so weiter (vgl. überblickartig: Arantes/Rieger 2014; und kritisch dazu: Bendix 2006). Die vermeintlich eindeutig beschreibbaren körperlichen Symptome werden so zu einer erfassbaren Datenspur. Nina Szogs (2014: 252) plädiert jedoch für ein In-eins-Setzen von »Emotionen/Körper/Sinne«, da diese nicht getrennt voneinander gedacht werden können. Dieser Perspektive möchte ich mich anschließen und Sinnlichkeit, Subjektivität, Emotionen, Körperlichkeit in aller Vagheit an einem Ort belassen, von dem aus ein Sich-ergreifen- oder ein Sich-irritieren-Lassen stattfindet. Denn die Performanz einer Interviewsituation ist von all diesen Ebenen durchdrungen. Demnach lenke ich den Fokus nicht auf die Körperlichkeit des Gegenübers oder auf meine physisch zum Ausdruck kommenden Symptome, sondern möchte auf eine sinnliche Wahrnehmungsebene abzielen, nämlich auf das Spüren einer Stimmung, in welche Emotionen, Körper und Sinne hineinwirken. Es ist das Einlassen auf eine Atmosphäre oder – um mit Anke Abraham (2002: 203) zu sprechen – die Entwicklung »ein[es] Sensorium[s] für die Stimmung und Gestimmtheit des Gegenübers«, ohne diese allein bei den:der anderen zu verorten und zuzuschreiben. Natürlich ist dies eine Ebene, die methodologisch

10 Es sei jedoch darauf verwiesen, dass bereits in den 1980er Jahren sowohl im deutschen als auch im englischen Sprachraum vermehrt der Einbezug sensorischer Wahrnehmungen in der (Feld-)Forschung gefordert wurde (vgl. Kubes 2018: 43-52). Auch Stephanie Bethmann (2019: 122) erläutert, dass gerade in den letzten Jahren performative Ansätze in den Sozialwissenschaften dazu beigetragen haben, dass die Ko-Konstruktion von Daten umfassender reflektiert wird, und dennoch würde in den seltensten Fällen in Publikationen deutlich, »ob und wie soziale Arrangements in der Forschung und das eigene Forschungshandeln zum Gegenstand der reflexiven Analyse gemacht werden« (Herv. i. O.).

schwer zugänglich ist, und es existiert dazu bisher keine eigene Forschungsmethodologie, was unter anderem damit begründet werden kann, dass »den *sinnlichen Zugängen* zur Welt [...] in der Wissenschaftsgeschichte das Vertrauen weitgehend entzogen worden [ist]« (Breuer et al. 2019: 94, Herv. i. O.). Jedoch kann die zunehmende Aufwertung der Sinne auch als eine einsichtige Konsequenz aus den Debatten um die Krise der ethnografischen Repräsentation betrachtet werden (vgl. Kubes 2018: 45).

Performative Prozesse vollziehen sich immer im Wechselspiel von Planung und Emergenz (vgl. Fischer-Lichte 2012: 75-77). Wie bei einer Theateraufführung können in der Interviewsituation Phänomene auftauchen, die dem Gespräch eine nicht intendierte Wendung geben können. Dem Unvorhersehbaren überhaupt nachgehen zu können bedeutet, dem Nicht-Planbaren des Interviews einen Raum zu geben. Demmer (2016: Abs. [17]) stellt sich dem Versuch und möchte »ergebnisoffen explorieren, wohin der Erkenntnispfad führt, wenn das persönliche Spüren thematisiert wird«. Franz Breuer und et al. (2019: 94) sprechen in dem Zusammenhang von der »Spürsamkeit als *Resonanzraum*«, der als ein »*Ort des Ablesens*« (Herv. i. O.) gedacht werden kann. Es scheint wenig verwunderlich, dass ein Bedürfnis besteht, die so benannte »Spürsamkeit« als einen Text zu konzeptualisieren, der an einem Ort im Bewusstsein gelagert wird, welchen es lediglich zugänglich zu machen gilt. Aber ist die »Spürsamkeit« tatsächlich ein solches Textfragment, welches einfach abgelesen werden kann? Ist es nicht auch manchmal ein widerständiges Potenzial, welches flüchtig ist und sich einer textuellen Verarbeitung entziehen kann? Oder diese erschweren kann? Wäre es nicht erkenntnisreicher, die »Spürsamkeit als Resonanzraum« als eine zusätzliche Ebene anzuerkennen, auf die sich Forschende jenseits manifester Daten überhaupt erst einmal einlassen, in sie hineinspüren müssen, und deren Verschriftlichung auch misslingen kann? Fischer-Lichte charakterisiert die Wahrnehmung selbst als einen performativen Prozess. Sie oszilliert zwischen zwei Ordnungen: Die Wahrnehmung gleitet immer wieder zwischen der Ebene der phänomenalen Erscheinungen und der damit einhergehenden affektiven Reaktionen und deren Zeichenhaftigkeit, deren Repräsentation, hin und her. Die Wahrnehmung ist demnach nie komplett intentional steuer- oder kontrollierbar (vgl. Fischer Lichte 2012: 102). Aus diesem Grund muss ihre Unkontrollierbarkeit, ihr Hang, einmal etwas zu übersehen oder misszudeuten, in die Reflexion einbezogen werden: »Das Umspringen der Wahrnehmung ist nicht in die Verfügungsgewalt des wahrnehmenden Subjekts gegeben. Es stößt ihm zu – es muss sich von ihm bestimmen lassen« (ebd.).

Etwas methodologisch im Unklaren zu belassen, bietet sicherlich Angriffsfläche, jedoch halte ich mich an Jo Reichertz' (2019: Abs. [15]) Reflexionen über Gütesicherung in der qualitativen Sozialforschung und schließe mich der Überlegung an, dass »es auch keine exakte Beschreibung des richtigen Forschens geben [kann] und jede Art sozialwissenschaftlichen Forschens und Deutens [...] eine Art *Kunstlehre* [ist]« (Herv. i. O.). Es handelt sich daher weniger um manifeste Daten, sondern vielmehr um eine Spur, die meinen unvorhersehbaren wie »chaotischen« Wahrnehmungsprozessen (vgl. Fischer-Lichte 2012: 102) unterliegt und wichtige Aspekte beleuchtet und sich diese im Sinne einer erweiterten Erkenntnis zunutze machen kann (vgl. Abraham 2002: 203). Die räumliche Atmosphäre, die Flüchtigkeit eines verklingenden nervösen Lachens, die Vergänglichkeit eines kurzen Moments der Irritation – die Performativität einer In-

szenierung auf der Bühne oder eines Interviews in einer Wohnküche. Diese erzeugte Wirkung dem Versuch einer Verschriftlichung preiszugeben, wirft nicht nur ein zusätzliches Licht auf die Interviewsituation, sondern legt auch die eigenen (un-)bewussten Vorgehenspraktiken offen, die die Interviewführung und -auswertung beeinflusst haben. Die Transparenz meiner Einflussnahme auf das Gespräch richtet den Fokus auf das *Dazwischen* und markiert den Versuch, eine auktoriale Erzählweise zu umgehen. Im Folgenden werde ich mich Diskussionen um stark selbstreflexive Ansätze widmen, um dann davon ausgehend die Interviewbegegnung und ihre subtilen Feinheiten zu reflektieren. Vermutlich wird es nie möglich sein, eine abgeschlossene und konsistente Forschungsmethodologie zu entwickeln, die auf diese Ebene(n) abzielt, vielleicht ist das auch nicht nötig, um auf das zu verweisen, was schon immer da war und immer da sein wird – nämlich das, was betroffen macht, was bewegt, was irritiert unter den feinen Spuren des Spürens jenseits methodologischer Kontrolle.

2.3.2. Emotionalität und Selbstreflexivität als Analysegegenstand

Wer ist also das Subjekt, welches in die Interaktion eintritt, welches einen Teil der sozialen Beziehung ausmacht? »[T]here is an implicit assumption that we are investigating something ›outside‹ ourselves«, beginnt Charlotte Aull Davies die Einführung in ihr Werk zu reflexiver Ethnografie und hält fest: »All researchers are to some degree connected to, a part of, the object of their research« (Davies 1999: 3). Marion Linska verweist jedoch auf die vielseitige Kritik, die selbstreflexiven Ansätzen in der qualitativen Sozialforschung entgegenschlägt – »I get tired of reflexive anthropology, me, me, me [...]« (Jackson zitiert nach Linska 2012: 110) –, betont aber, dass (selbst-)reflexive Forschung im gegenwärtigen wissenschaftlichen Diskurs keiner grundlegenden Infragestellung gegenübersteht, sondern dass es insbesondere deren Umsetzung ist, die kontrovers diskutiert würde (vgl. Linska 2012: 113). Auch Jo Reichertz analysiert, wie das Reden über Forscher:innensubjektivität nach wie vor als tabuisierter Sachverhalt in den Sozialwissenschaften gehandhabt wird, wobei es eben nicht darum gehe, *ob* Forscher:innensubjektivität eine Rolle spiele, dies sei schließlich unstrittig, es gehe vielmehr darum, *wie* darüber diskutiert oder – gerade im Fall der soziologischen Kommunikation – darüber geschwiegen würde (vgl. Reichertz 2015: Abs. [7]). So stelle zwar die Reflexion der eigenen Person und Positionierung während des gesamten Forschungsprozesses mittlerweile einen *common sense* dar, jedoch würde das *Wie*, *Was* und *Wie weit* bisher »im stillschweigenden Konsens ›vergessen‹« (Linska 2012: 119, Herv. i. O.).¹¹ Grundsätzlich würden Emotionen oder Gefühle »keine Grundbegriffe der qualitativen Sozialforschung deutscher Tradition« (Geimer 2011: 313) darstellen.¹² Dabei sind

11 Marion Linska zeichnet dabei eindrücklich nach, wie die Selbstreflexion in der Kultur- und Sozialanthropologie – insbesondere ausgelöst durch die Krise der Repräsentation und die Publikation von George Devereux' ethnopschoanalytischem Ansatz – intensiv diskutiert wurde und mittlerweile einen festen Bestandteil der qualitativen Sozialforschung darstellt (vgl. Linska 2012).

12 Stephanie Bethmann und Debora Niermann (2015) analysieren, dass die qualitative Sozialforschung im deutschsprachigen Raum insbesondere eher durch analytische Distanz und methodologische Strenge gekennzeichnet sei, wohingegen in den USA tendenziell die persönlich-körperliche Involvierung der Forschenden im Feld eine zentrale Erkenntnisquelle darstelle.

Forschende »immer schon von der Wirklichkeit in irgendeiner Weise betroffen, unabhängig davon, wie sehr sie von ihren Betroffenen in der Forschungspraxis Gebrauch machen möchten« (Kaloianov 2014: 123). Sicher sind persönliche Feldnotizen, Memos, Gedächtnisprotokolle, die die Selbstreflexivität der Forschenden einbeziehen, seit Langem unangefochtener Bestandteil sozialwissenschaftlicher Forschungen. Es bleibt jedoch die Frage, welchen Stellenwert diese in der Reflexion einnehmen und *wie* diese analytisch rückgebunden werden können.

Nach Almut Sülzle ist es gerade die Ethnografie, die es ermögliche, *über* als auch *mit* Gefühlen zu forschen. Es können die eigenen sein, über die der:die Forscher:in stolpert, und sie können anregen – werden sie denn als solche ernst genommen –, die Interaktion unter neuer Perspektive zu reflektieren (vgl. Sülzle 2017: 116). Zwar ist im Zuge des *Reflexive Turn* in den 1980er Jahren die Reflexion der eigenen Positioniertheit zentraler Bestandteil ethnografischer Forschung geworden, jedoch wurde die emotionale Involviertheit, das eigene individuelle Befinden im Feld weitgehend übersehen (vgl. Davies 2010: 1). In migrantischen oder migrantisierten Kontexten findet die Berücksichtigung von Emotionen¹³ noch heute hauptsächlich durch eine pathologisierende Linse statt und wird somit meist bei ›den anderen‹ verortet (vgl. Albrecht 2017: 3). Die Autoethnografie hingegen stellt einen stark selbstreflexiven Ansatz dar (vgl. Ploder/Stadelbauer 2017), welcher dafür plädiert, einen distanzierten Beobachter:innenmodus zugunsten der Übernahme einer intimen, emotional-persönlichen Beteiligung und Involviertheit aufzugeben (vgl. Ellis/Bochner 2006: 433). Als Methode stellt sie die kanonischen Konventionen, Forschung zu betreiben, infrage, indem sie die Reflexion der persönlichen Erfahrung und deren Einfluss auf den Forschungsprozess in den Fokus rückt (vgl. Ellis/Adams/Bochner 2017: 345; Ellis 1999). Doch auch abseits explizit autoethnografischer Studien existiert eine Reihe neuerer Forschungen, welche die forschereigene Emotionalität in den Fokus rücken (vgl. Davies/Spencer 2010; Stodulka/Dinkelaker/Thajib 2019; Liebal/Lubrich/Stodulka 2019; Lubrich/Stodulka 2019). Dennoch würden forschungsbegleitete Irritationen, Emotionen oder auch sinnliche Wahrnehmungen häufig als peinlich empfunden, auf eigene methodische Fehler zurückgeführt und dethematisiert (vgl. Sülzle 2017: 127). So spitzt Ruth Behar (1997: 16) treffend zu: »Emotion has only recently gotten a foot inside the academy and we still don't know whether we want to give it a seminar room, a lecture hall, or just a closet we can air out now and then.«

Nun handelt es sich in der Interviewbegegnung auch immer um einen »relationale[n] Prozess« (Sülzle 2017: 117), in dem die Person des:der Forschenden nur eine Hälfte eines Paares darstellt, und es wäre vermessen, nur die eigenen Empfindungen zu thematisieren, beziehungsweise würde dies zu der vielleicht viel befürchteten »Vernebelung des Denkens« führen (vgl. Reichertz 2015: Abs. [50]). »Biographische Arbeit ist nie eine rein kognitive Rekapitulation von Gewesenem, sondern immer auch ›Gefühlsarbeit‹« (Abraham 2002: 255), denn es sind die an Erinnerungen geknüpften Gefühle, die

13 Yvonne Albrecht (2017) diskutiert unterschiedliche Emotionsmodelle und erläutert, warum sie sich dazu entscheidet, nicht zwischen Emotion und Gefühl zu unterscheiden. Emotionen beinhalten somit sowohl eine aktiv gestaltbare Dimension als auch eine passive Dimension, denn sie können unvermittelt entstehen. Sie sind manchmal veränderbar und manchmal doch körperlich beschränkt (vgl. ebd.: 49-92).

in der Erzählung wiedererlebt werden können, oder solche, die durch die Interview-situation an sich erst ausgelöst werden: »Insofern ist Erinnerungsarbeit immer auch partiell bedrohlich und sie ist sehr oft auch schmerzlich« (ebd.: 256). Die subjektive Spürsamkeit als Resonanzraum zu reflektieren, meint somit nicht die in narzisstischer Manier um sich selbst kreisende Nabelschau, sondern die Empfindungen im Dialog auf das Gegenüber gerichtet zu erfassen. Das heißt, sowohl die eigene Irritation und Betroffenheit nicht einfach beiseite zu schieben, als auch die empfundene Stimmung der Gesprächspartner:innen auf- und anzunehmen und damit nicht eisern an im Vorfeld festgelegten methodischen Vorgehen festzuhalten, wenn dies zu einer unangenehmen Situation für Gesprächspartner:innen führen kann. Momente der Irritation, der Zugewandtheit oder Zurückweisung können die rein textuelle Ebene des (transkribierten) Gesagten ausdifferenzieren, kontrastieren oder ergänzen. Es geht mir dabei darum, durch die (Selbst-)Beobachtungen und die Beschreibung der eigenen Empfindungen den Gefühlsraum meines Untersuchungsgegenstands, nämlich das Sprechen über Illegalisierung und das Nachdenken über Statuslosigkeit, zu verstehen und beschreibbar zu machen (vgl. Sülzle 2017: 126). Ungeschicklichkeiten oder Unachtsamkeiten der Forschenden in Forschungskontexten werden dabei bisweilen kaum thematisiert. Dabei birgt es auch ein Potenzial, »eine möglicherweise unorthodoxe Anwendung von Methoden seitens der Forschenden nicht als Fehler zu sehen, sondern vielmehr den Versuch zu unternehmen zu verstehen, wie es kommt, dass die Forscher:in in einer Situation anders handelt, als es das Lehrbuch oder sie selbst erwartet« (ebd.: 128). Paradoxerweise wird stark selbstreflexiven Ansätzen immer eine Form von Selbstüberhöhung vorgeworfen oder gar ein Narzissmus, der das zu untersuchende Feld oder Subjekt in den Schatten drängt. Ich möchte dafür plädieren, dass selbstreflexive Ansätze genau das Gegenteil bewirken können: Sie können gesellschaftliche Machtasymmetrien, die in die Forschungsbeziehungen eingeschrieben sind, sichtbar machen und somit die feinen Mechanismen der Zuschreibung, Kategorisierungen und Denkmuster reflektieren, denen alle Forschenden unterliegen und welche jeden Deutungsversuch einfärben, freilegen. So wird das Subjekt erst aus dem Schatten eines vermeintlich ›neutralen‹ Forscher:innenblicks befreit.

2.3.3. Die Subtilitäten der Interaktion

Werner Schiffauer (2002) differenziert zwischen der Interaktionssituation im Alltag und der ethnografischen Forschung, indem er im Alltagsgeschehen das gegenseitige Verständnis dem Verstehen überordnet, wohingegen der:die Forschende im ethnografischen Setting immer wieder Andersheit herstellen muss, um zu verstehen. »Es verhält sich nämlich so, daß man erst in der künstlichen Verfremdung die Bausteine [...] erhält, aus denen man dann ›das Weltbild der anderen‹ zusammensetzen kann« (Schiffauer 2002: 239). Im Alltag hingegen kann das verstehende Nachfragen hinderlich sein, denn

[n]ur wenn man an pragmatischen Punkten die Nachfrage abbricht, zerfällt die Welt nicht in lauter Sonderfälle. Nur dann bewegt man sich in ›einer Welt‹, in der die gleichen Rationalitätsregeln gelten, in der man das Verhalten des anderen danach beurteilen kann, ob es vernünftig oder unvernünftig ist, in der man sich streiten und auseinander setzen kann. (Ebd.: 234, Herv. i. O.)

Dem möchte ich eine alternative Auffassung gegenüberstellen: Im Interview ist das Verständnis nicht dem Verstehen untergeordnet, sondern interagiert mit diesem in einem wechselseitigen Prozess der Abwägung und Aushandlung. Eine vertrauensvolle Gesprächssituation setzt ein Verständnis voraus, welches nicht immer wieder durch Nicht-Verstehen irritiert werden sollte, da durch die permanente Erschütterung auch die Interviewsituation an sich in Unverständnis generierende Momente zerfallen kann. Gerade wenn es um tabuisierte Themen geht, um gesellschaftlich kriminalisierte Praktiken, ist das Herstellen dieser *einen* gemeinsamen Welt – und mag diese auch immer eine Utopie sein – unumgänglich. Denn das, was Schiffauer (2002: 242) für die Arbeit von Ethnolog:innen als notwendig erachtet – den:die andere:n zum:r anderen zu machen, um zu verstehen –, möchte ich mit Martin Sökefeld (2004: 25) problematisieren, ist doch immer eine hegemoniale Strategie, Differenz und damit Ungleichheit herzustellen. Grundsätzlich ist zu hinterfragen, ob eine »künstliche Dummheit« nicht dazu beiträgt, eine »methodische Fremdheitshaltung zu kultivieren«, denn es sind ja gerade »jene Momente der Positionierung, der Standortbestimmung, die in Relation zu den ›Beforschten‹ oftmals vom Ethnographen unbemerkt oder unkontrolliert den Forschungsprozess bestimmen« (Lemke 2014: 63). Dem liegt wohl auch die Annahme einer »epistemologischen Barriere« (Sökefeld 2002: 91), die zwischen Forscher:innen und Beforschten bestehe, zugrunde.¹⁴

Menschen nach ihren Erfahrungen ohne Aufenthaltsstatus zu befragen bedeutet, sie »von vornherein in Bezug auf eine Identität« anzusprechen, die wiederum »bestimmte Relevanzen und Erwartungen setzt, welche sich aber eventuell vollkommen von denen, die für die Betroffenen im Alltagsleben jenseits des Interviews handlungsleitend sind, unterscheiden« (Deppermann 2013: Abs. [7]). Es bedeutet, sie als Illegalisierte von vornherein zu *positionieren* (ausführlicher werde ich hierzu in Kapitel III. 3.1 eingehen). Aus diesem Grund möchte ich Sökefelds (2002: 92) Überlegungen folgen, der resümiert:

Die Verfremdung des Feldforschers, der gesellschaftliche Selbstverständlichkeiten freilegen will, muß also genau umgekehrt ansetzen. Sie muß die zugeschriebene Fremdheit in Frage stellen und Nähe, Ähnlichkeit, vielleicht sogar Gleichheit ermöglichen.

Doch wie können wir diese Nähe und Gleichheit herstellen? Während Gayatri Chakravorty Spivak (2016: 42) von einer »epistemischen Gewalt« spricht, die sich darin äußert, »das koloniale Subjekt als Anderes zu konstituieren«, greift Bourdieu (1997a: 782) auf die Formulierung der »symbolische[n] Gewalt« zurück, die in einer Interviewbeziehung zur Ausübung kommen kann. Es sei daher wichtig, eine Beziehung des aktiven und methodischen Zuhörens zu schaffen, eine, die »vom reinen Laissez-faire des nicht-direktiven Interviews genauso weit entfernt ist wie vom Dirigismus eines Fragebogens« (Bourdieu 1997a: 782). Folgen wir nun Bourdieu und Sökefeld, dem Soziologen und dem Ethnologen, die hier mehr zufällig aufeinandertreffen, aber sich in ihren wesentlichen Punkten

14 Martin Sökefeld (2002: 91) begründet diese dadurch, dass im konventionellen Verständnis einer Feldforschung Forschende als aktive Akteur:innen das Forschungsgeschehen bestimmen, wohingegen die ›Erforschten‹ passiv bleiben. Andersherum handeln die ›Erforschten‹ in ihrem gewohnten Umfeld, während der:die Forscher:in sich hier lediglich passiv verhält und beobachtet.

tatsächlich berühren, ist wohl eine doppelte Reflexion vonnöten. Zum einen gilt es, pauschale Zuschreibungen und die implizite epistemologische Barriere nicht als Prämisse für die Forschung vorauszusetzen, sondern sie vielmehr zum Gegenstand der Analyse zu machen (vgl. Sökefeld 2002: 93).¹⁵ Somit muss auch die Positionierung des:der Forschenden Teil der Objektivierung sein:

Nur in dem Maße, wie er fähig ist, sich selbst zu objektivieren, kann er an dem Platz bleiben, der unauslöschlich der seine in der gesellschaftlichen Welt ist, und sich gleichzeitig gedanklich an den Ort begeben, an dem sich sein Objekt befindet (welches, zumindest in gewisser Weise, auch ein alter ego ist), und so dessen Standpunkt einnehmen, das heißt verstehen, daß er, wäre er, wie man so schön sagt, an dessen Stelle, zweifellos wie jener sein und denken würde. (Bourdieu 1997a: 802)

Zum anderen bedarf es einer »Haltung des sich rückhaltlos der befragten Person zur Verfügung-Stellens, des sich der Einzigartigkeit ihrer besonderen Geschichte Unterwerfens« (ebd.: 782). Damit verschränken sich die methodisch-analytische Ebene, die eine Auflösung jener epistemologischen Barriere forciert, und die emotionale Ebene eines jeden Gesprächs, die eine Atmosphäre der Anerkennung, der Wertschätzung und des zugewandten Zuhörens befürwortet. Die Ähnlichkeit oder Gleichheit innerhalb einer Forschungsbeziehung – wenn auch die gesellschaftliche Kluft noch so groß sein mag – kann dann zum Vorschein treten, denn so

kann er [der Forscher] ihm dennoch das Gefühl geben, mit gutem Recht das zu sein, was er ist, wenn er ihm durch seinen Tonfall und vor allem durch den Inhalt seiner Fragen vermittelt, daß er sich *gedanklich in ihn hineinversetzen* kann, ohne jedoch dabei so zu tun, als bestehe die gesellschaftliche Distanz zwischen ihnen nicht. (Ebd.: 786, Herv. i. O.)

Natürlich mag es in vielen Fällen zutreffen, dass ein wertschätzendes Zuhören als bereichernd für die Befragten empfunden wird, aber es existieren überraschend wenige methodologische Reflexionen, die darauf eingehen, wie Situationen gehandhabt werden können, wenn dies offensichtlich nicht der Fall ist. Mir scheint, dass die manchmal unhinterfragte Feststellung, dass die interviewte Person »auf Offenheit, Interesse, wohlwollende Akzeptanz und emotionales Mitschwingen [trifft]« (Lucius-Hoene 2010: 158) beziehungsweise dass biografisches Erzählen auch eine therapeutische Funktion oder heilsame Wirkung beinhaltet (vgl. Rosenthal 1995: 167-172), eine Art Rechtfertigungsstrategie für den:die Forscher:in darstellen kann, um das systematische Vordringen in die Privatsphäre des Gegenübers zu legitimieren. So fragt sich auch Anke Abraham (2002: 261): »Darf ich das überhaupt alles wissen? Habe ich ein Recht, so tief in das Leben anderer Menschen einzudringen?« Und sie beschreibt die Skrupel, am Schicksal eines Menschen teilzunehmen und ihn dann wieder alleinzulassen. Es bleiben eine Ohnmacht und Enttäuschung, denn dies sei »der Tribut, den man zahlen muss. Doch

15 Sökefeld bezieht sich in dem Punkt tatsächlich auf Bourdieu, grenzt sich jedoch auch ab, da er kritisiert, dass Bourdieus Konzeption wiederum die epistemologische Differenz festschreibt, da er von der *theoretischen* Logik der Forschenden und der *praktischen* Logik der Untersuchten ausgeht und der:m jeweils anderen diese somit abspricht (vgl. Sökefeld 2002: 93, Fußnote 8).

ohne Skrupel und *ohne* Frustration wäre diese Form der Wissenschaft im Wortsinne ›Skrupel-los« (ebd., Herv. i. O.).

Meine Rolle in der Interviewsituation sehe ich demnach nicht als eine rein verstehende, sondern als eine, die dem Verständnis in einigen Situationen Vorrang gibt. Da war zum Beispiel das lange Schweigen, das Ringen mit Erinnerungen, nicht in Worte fassbare Erinnerungen, und je länger ich das Schweigen ertrug, desto mehr schien es mir, dass er, Phileas, mir entgleitet, sein Blick abgewandt. Der Raum der Gestaltungsfreiheit, den Rosenthal für unabdingbar hervorhebt, wird zu einer Kluft zwischen uns, zu etwas Trennendem. Denn die Bilder oder Gedanken können oder wollen sich nicht zu Worten formen, nicht für mich, nicht in der Situation. Ich habe das Tonbandgerät abgeschaltet, wir haben Kaffee getrunken und ich habe etwas von mir erzählt, irgendetwas, weil ich mich selbst nicht mehr ertragen konnte als diejenige, die so selbstverständlich eine Erzählung eingefordert hat (vgl. Kapitel IV. 8). Eine Interviewsituation – und auch bei der Bemühung, diese als Gespräch zu betiteln – darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass es sich dabei immer um eine von Asymmetrien geprägte Beziehung handelt. Das Interview als interaktiven Ort zu betrachten, als eine soziale Beziehung, als ein Gespräch, als ein Ort sinnlicher Wahrnehmung bedeutet demnach auch, es als Ort der Missverständnisse, der Ungereimtheiten, des ›Scheiterns‹ kritisch in den Blick zu nehmen, und damit meine ich nicht das Scheitern meiner Gesprächspartner:innen, sondern mein eigenes in der Rolle der Forscherin. Meine Rolle möchte ich demnach darin sehen, die dialogisch-performative Ebene durch die Reflexion meiner eigenen Gesprächslenkung, durch die Beleuchtung stagnierender, nicht nach Lehrbuch verlaufender Gesprächssequenzen offenzulegen und damit einhergehend den Gestimmtheiten (meiner eigenen, wie auch denen meines Gegenübers) nachzuspüren. Dabei wird die (Selbst-)Darstellung, das Erzählen, das Ausweichen, das Erfinden narrativer Rollen erst gegenüber mir ausgehandelt und all die unausgesprochenen Feinheiten über das vorsichtige Herantasten oder Herausfordern – Was ist erlaubt? Was ist sagbar? Was ist wohl meine Haltung dazu? – sind das leise, aber konstante Hintergrundrauschen, welches jedes Interview zeichnet.

2.4. Zusammenfassung: Ebenen des Performativen im biografisch-narrativen Interview

Ich habe eingangs in Kapitel III. 2.1 das biografisch-narrative Interview in der Weiterentwicklung Rosenthals skizziert. In Anlehnung an Schütze gibt sie konkrete methodische Handlungsimplicationen sowohl für die Interviewführung als auch deren Auswertung vor. Neben spezifischen Kompetenzen in der Gesprächsführung bedarf es in der Analyse klarer Vorgaben, um die Erzählung nicht in Kategorien zerfallen zu lassen.¹⁶ Dabei geht es ihr insbesondere darum, die erzählte und erlebte Lebensgeschichte getrennt voneinander zu analysieren und durch ein sequenzielles, rekonstruktives wie

16 Viele Studien, die in Anlehnung an Rosenthal ihr empirisches Datenmaterial anhand biografisch-narrativer Interviews erheben, weichen spätestens in der Auswertung jedoch stark von ihren Vorgaben ab.

kontrastiv angelegtes abduktives Verfahren eine Analyse möglichst nah an der tatsächlich erlebten Lebensgeschichte zu ermöglichen. Kaum Beachtung findet hier jedoch der situative Moment der Erzähleentwicklung (vgl. Kapitel III. 2.2.). Deppermann plädiert dieses Manko aufgreifend sowohl für eine Fokusverschiebung in der Interviewführung wie -analyse auf den Interaktionsprozess als auch für konkrete methodologische Vorgehensweisen, die dieser Perspektive Rechnung tragen. Dies begründet er unter anderem damit, dass es verkürzt wäre, Erzählungen lediglich als Erfahrungsaufschichtungen zu verstehen und die isoliert herausgelösten Aussagen der Interviewten als statische Selbstkonzepte zu betrachten. Er kritisiert daran anschließend die normativ anmutenden handlungspraktischen Implikationen vieler Konzepte, die beispielsweise unter anderem erzählförderliche Fragen, ›Neutralität‹ oder Empathie fordern, ohne genau zu explizieren, dass es vollkommen unklar ist, ob diese überhaupt einem situierten Interviewhandeln entsprechen (vgl. Deppermann 2013: Abs. [28]). Um interaktionale Strukturen der Interviewführung nachzuzeichnen, schlägt er neben Videomitschnitten auch vor, sämtliche Prozesse der Kontaktaufnahme in die Analyse einzuschließen. Das Interview wird so zu einem Raum, welcher eine eigene ›Wirklichkeit‹ herstellt, wobei die Analyse der performativen Sinndimensionen die sozialen Wirklichkeiten im Forschungsprozess selbst greifbar machen kann: »Diese Wirklichkeit besteht primär in einer sozialen Beziehung, welche durch Selbst- und Fremdpositionierungen der Beteiligten gekennzeichnet ist« (ebd.: Abs. [46]).

Meine Überlegungen, das Interview nicht ausschließlich als klar in Daten ausgedrückten Interaktionsprozess zu betrachten, führen zu der Frage nach den performativen Spuren eines jeden Gesprächs und nach dessen Greifbarkeit. Performativität »bezeichnet bestimmte symbolische Handlungen, die nicht etwas Vorgegebenes ausdrücken oder repräsentieren, sondern diejenige Wirklichkeit, auf die sie verweisen, erst hervorbringen« (Fischer-Lichte 2012: 44). Eine theaterwissenschaftstheoretische Perspektive legt die Bezugnahme zum Aufführungscharakter einer Interviewsituation nahe und verdeutlicht so ihre Vergänglichkeit und Flüchtigkeit: »Übereinstimmung besteht bei allen hier angeführten Theoretikern des Performativen und der Aufführung, dass sie ihnen eine transformative Kraft zusprechen« (ebd.: 51). Die performativ erzeugte transformative Kraft einer Aufführung beziehungsweise eines Interviews entsteht in den atmosphärischen, lautlichen, körperlichen und rhythmischen situativen Feinheiten, die sich methodologischer Kontrolle weitgehend entziehen oder gerade in dem ambivalenten Wechselspiel zwischen Planung und Emergenz zum Vorschein kommen. Das bedeutet jedoch nicht, dass sie sich nicht reflektieren und methodologisch einbinden lassen.

In Kapitel III. 2.3 habe ich empirische Arbeiten, die sich solchen Aspekten widmen, beispielsweise unter Rückgriff auf leibphänomenologische Denkstrukturen oder sensorische sowie intersubjektive Wahrnehmungen skizziert. Ich habe daran anknüpfend die Frage aufgeworfen, ob Deutungsebenen, die über das Transkript des Gesagten hinausweisen, einen Bedeutungsüberhang darstellen, welcher sich einer textuellen Erfassung entzieht und eben nicht als ein frei zugänglicher Ort der Datengenerierung oder als ein ›Ort des Ablesens‹ konzipiert werden kann. Dem nachgehend betrachte ich zunächst die Ebene der forschereigenen Subjektivität, um dann davon ausgehend subtile Feinheiten der Interaktion zu beleuchten. Zwar gibt es eine ganze Bandbreite an

empirischen Ansätzen, die Selbstreflexivität und forschereigene Emotionalität zu ihrem Analysegegenstand erheben, jedoch haftet ihnen immer noch der Vorwurf einer Nabelschau an. Die eigenen Empfindungen, die Vielzahl subjektiver Eindrücke – dazu zählen auch Momente der Irritation sowie die Flüchtigkeit einer Atmosphäre – schreibend zu erfassen, bedeutet meiner Ansicht nach jedoch gerade nicht, sich in der Rolle der Forschenden in den Mittelpunkt zu rücken, sondern vielmehr die Subtilitäten der Interaktionen transparent zu machen, das eigene ›Scheitern‹ offenzulegen und so erweiterte Sinndimensionen aufzuzeigen. Mit ›Scheitern‹ meine ich in dem Zusammenhang all das, was einem Methoden-Lehrbuch widerspricht, häufig als ›Fehler‹ der Forschenden eingeordnet wird und deshalb meist keinen Platz in wissenschaftlichen Publikationen findet. Über den Verlust eines Aufenthaltsstatus zu sprechen, ist keine objektivierbare Tatsachenbeschreibung, sondern knüpft an einen emotionalen Raum aus Angst, Scham, Stolz und normativen Vorstellungen von vermeintlich ›Richtigem‹ und ›Falschem‹ an. Als Forscherin stehe ich diesem Raum nicht losgelöst gegenüber, sondern bin in diesen hineingewoben. Ich muss Teil der Objektivierung sein und dies kann nur in einer Praxis funktionieren, die das Fluide, Vergängliche, das schwer Greifbare jenseits der Darstellung entschlüsselbarer Codes miteinbezieht.

Um die spezifischen Eigenheiten des Performativen herauszuarbeiten, werde ich im Folgenden eine postkolonial informierte Perspektive diskutieren und als eine theoretisch fundierte analytische Stütze vorschlagen, um den performativen Aushandlungsprozess methodisch rückzubinden und strukturelle Machtasymmetrien sowie offene und latente Prozesse der Zuschreibung sichtbar zu machen. Performativität kann jedoch auch im Akt des Lesens entstehen, indem ein Text das erzeugt, von dem er spricht, was noch nicht ist. So kann durch das Einbinden von Interviewpassagen in der Auswertung ein erneuter performativer Prozess losgetreten werden – nämlich im Lesenden (vgl. Fischer-Lichte 2012: 137). Denn das Lesen ist eine visuelle Wahrnehmung, die aufs Engste mit »kognitiven, imaginativen, memorialen und emotionalen Aktivitäten verwoben ist« (Fischer-Lichte 2012: 138). So werde ich nachfolgend die *Performative Social Science* als eine Perspektive diskutieren, die als methodisch fundierte Stütze das performative Potenzial in der Auswertung evokativ freilegen kann.

3. Interviewführung und -Auswertung im machtdiskursiven Raum der Begegnung

Das Interview als Interaktion zu lesen und es als einen Ort der gemeinsamen Sinnkonstruktion zu konzeptualisieren bedeutet, es aus den Fängen der manifesten Datenspuren zu befreien und die Perspektive auf die in Gesprächssituationen inhärenten, vielschichtigen Ebenen zwischenmenschlicher Aushandlungsprozesse zu legen. Jedoch lässt sich das, was sich methodologischer Kontrolle entzieht, nicht methodisch kontrolliert theoretisieren. Um diese Feststellung nicht einer methodischen Beliebigkeit preiszugeben, möchte ich zwei Perspektiven als analytische Stützpunkte vorschlagen, die am Beispiel meiner Forschung helfen sollen, die latenten Bedeutungsgehalte in interaktionalen Aushandlungsprozessen zu versprachlichen und die in Interviewsituationen inhärente Performativität freizulegen. Die durch die Krise der Repräsentation mitun-

ter aufgeworfene und immer noch präsenste Frage nach der (Un-)Möglichkeit einer ›authentischen‹ Darstellung der Stimmen der ›Beforschten‹ hat den Wissenschaftsbegriff immer wieder in Bedrängnis gebracht. Eine postkoloniale Perspektive, die empirisch wirksam werden soll, rekurriert auf eben diese Fragestellung, indem sie das *Wie* der Ergebnisrepräsentation im dominanten Diskurs radikal hinterfragt (Kapitel III. 3.1). Der Ansatz der *Performative Social Science* könnte eine mögliche methodische Antwort darauf sein, da er die Grenzen des wissenschaftlichen Texts herausfordert, indem eine zweite subversive Ebene in den Forschungsprozess miteinbezogen wird, die neue Perspektiven auf Phänomene eröffnen kann, welche in ›klassischen‹ Formaten nicht transportiert werden können (vgl. Ploder 2009: Abs. [49]). Die *Performative Social Science* stellt damit einen Ansatz dar, der postkoloniale Diskurse aufgreifend einer migrationsforschungskritischen und reflexiven Perspektive gerecht wird und der von Andrea Ploder so benannten verspäteten Repräsentationskrise in der Migrationsforschung, welche die ›alten‹ Fragen der ethnologischen Repräsentationskrise erneut stellt (vgl. Ploder 2013: 145), entschlossen entgegentritt (Kapitel III. 3.2).

3.1. Eine postkolonial informierte Perspektive als theoretisch fundierte analytische Stütze

Eine postkolonial informierte Perspektive einzunehmen bedeutet, die Effekte des Kolonialismus nicht ausschließlich im ›Woanders‹ zu verorten, sondern genauso Situationen in Deutschland zu adressieren (vgl. Tuidel/Lutz 2018: 106). Auch die Universität ist ein Ort des Privilegs und das Wissen, welches dort produziert wird, wird immer von einem dominanten Standpunkt aus konzeptualisiert, welcher von einer zugrunde liegenden Subjekt-Objekt-Dichotomie geprägt ist (vgl. Alonso Bejarano et al. 2019: 7f.). Das heißt auch, »dass Migrationswissenschaft sich selbst nicht als distanziert von dem, was sie analysiert, verstehen kann, sondern ihr eigenes Involviertsein in den Gegenstand und in seine wissenschaftlichen Repräsentationen zu reflektieren hat« (Mecheril/Messerschmidt 2013: 141). Dies entspricht im Wesentlichen Marie Hoppes (2018: 119) Forderung, »Forschung als sozial folgenreich anzuerkennen und zuallererst den Menschen *als* Menschen und nicht als Subjekt der Forschung zu sehen« (Herv. i. O.).

In das Zusammentreffen in der Interviewsituation und die gemeinsame Herstellung einer biografischen Erzählung dringt alles ein, was in beide Gesprächspartner:innen und im gesellschaftlichen Raum eingeschrieben ist: hierarchische Machtstrukturen, sinnliche Eindrücke, Ängste (vgl. Bukow/Spindler 2006: 20; Hoppe 2018: 112), oder um es mit Bourdieu (1989: 14) auszudrücken: »Wenn also ein Franzose mit einem Algerier spricht, so sind das letzten Endes nicht zwei Leute, die miteinander reden, sondern es ist Frankreich, das mit Algerien spricht, es sind zwei Geschichten, die miteinander sprechen, es ist die ganze Kolonisation, die ganze Geschichte eines zugleich ökonomischen, kulturellen Herrschaftsverhältnisses.« Umso verwunderlicher mag es erscheinen, dass auch in jüngster Zeit die Rolle und Positionierung der Forschenden des globalen Nordens aus einer postkolonial informierten Perspektive in der Analyse bisweilen kaum oder keine Berücksichtigung findet (vgl. Hoppe 2018: 114). Die Entwicklung einer postkolonialen Biografieforschung steckt so gesehen noch in den Kinderschuhen, da diese sowohl im deutschsprachigen als auch im internationalen Raum weitgehend ver-

nachlässigt wurde. Hier besteht gegenwärtig eine Forschungslücke (vgl. Lutz 2010: 118; Tuider/Lutz 2018: 107).¹⁷ Zudem findet ein reflexives forschungsethisches Herangehen in biografieanalytischen empirischen Studien meist wenig Beachtung, obwohl es gerade hier einer sensiblen Vorgehensweise sowohl in der Datenerhebung als auch in der Auswertung bedürfte (vgl. Siouti 2018a: Abs. [2]). Das beinhaltet meines Erachtens auch eine reflexive Beschreibung der methodischen Herangehensweise und eine kritische Reflexion der methodologischen Darlegung. Dies aus einer postkolonial informierten Perspektive zu tun bedeutet gleichwohl, einen die eigenen Privilegien reflektierenden, selbstkritischen und diskursiven Raum zu eröffnen. Dabei geht es mir – um mit Serpil Polat (2017: 195) zu sprechen – um eine »dialogische Suchbewegung zwischen Theorie und Empirie«, in die meine eigene Positioniertheit eingeschrieben ist. Denn durch die Nicht-Markierung der Forscher:innen-Situierung werden Machtverhältnisse sowie privilegierte Machtpositionen im Feld nicht wahrgenommen (vgl. Tuider/Lutz 2018: 109).

Der konsequente machtkritische Einbezug von Positioniertheiten geht über das ›Selbstbekenntnis‹ »Ich als weiße_r, deutsche_r heterosexuelle_r Frau/Mann« weit hinaus. Vielmehr ist damit das Einlassen auf ambivalente Bedeutungen, unsicheres Terrain und eine dekonstruierende Infragestellung an jeder Etappe des Forschungsprozesses gemeint. (Tuider/Lutz 2018: 109)

Nun stellt sich die Frage, wie mittels der Biografieforschung das durch das ›imperiale Projekt‹ Produzierte und das als das ›andere‹ Konstituierte dechiffriert werden kann, ohne hegemoniale Strukturen fortzuschreiben (vgl. Lutz 2010: 118). Eine postkolonial informierte Perspektive bietet zwar nicht die Möglichkeit, hegemonialen Strukturen komplett zu entkommen, aber sie kann dazu beitragen, die Prozesse des *Otherings* zu hinterfragen, den zugrunde liegenden dominanten Diskurs sichtbar zu machen und dabei die Performativität einer Interviewsituation und deren widerständiges Potenzial freizulegen.

3.1.1. Sprechen

Spivak (2016) kommt in ihrem viel diskutierten Essay *Can the Subaltern Speak?* zu dem Schluss, dass die ›Subalterne‹¹⁸ nicht sprechen könne. In ihrer Analyse bezieht sich

17 Das heißt nicht, dass Biografieforschung keiner grundsätzlichen Weiterentwicklung gegenübersteht. Irini Siouti (2018b: 224) zeigt auf, wie die biografische Migrationsforschung in den letzten Jahren vermehrt durch transnationale wie postkoloniale Perspektiven weiterentwickelt wurde. Elisabeth Tuider und Helma Lutz (2018: 109f.) liefern eine Zusammenfassung über Publikationen, die postkoloniale Perspektiven in der deutschsprachigen Biografieforschung reflektieren.

18 Spivak bezieht ihren Begriff aus der theoretischen Ausarbeitung Gramscis, wonach Subalterne diejenigen sind, die keiner hegemonialen Klasse angehören. Es ist eine fragmentierte Gruppe, die sich durch strukturelle ökonomische Ausgrenzung und mangelnde Autonomie auszeichnet und welche für die Politik von untergeordnetem Interesse ist (vgl. Castro Varela/Dhawana 2015: 186f.). In Anlehnung an Derridas Einteilung in ›dominante ausländische wie einheimische Gruppen‹ und davon abgesetzt das ›Volk‹ beziehungsweise ›subalterne Klassen‹ verweist Spivak auf die Heterogenität des subalternen Subjekts, da sich die ›subalterne Klasse‹ je nach Gebiet und regionaler, ökonomischer wie sozialer Entwicklung unterschiedlich zusammensetzt. Sie kritisiert zugleich jedoch das essenzialistische Programm, welches die Subalterne als »eine *Abweichung* von einem *Ideal* – dem Volk oder den Subalternen –, das seinerseits als Differenz zur Elite definiert ist« (Spivak

Spivak auf die ›subalterne Frau‹, da sie hier eine besondere Problematik verortet: »Es ist klar, dass arm, schwarz und weiblich sein heißt: es dreifach abbekommen« (Spivak 2016: 74), denn »[d]ie Frau ist doppelt in den Schatten gerückt« (ebd.: 59). Spivak skizziert ihre Überlegungen anhand einer Analyse der Witwenverbrennung beziehungsweise Witwenselbstopferung in Indien (vgl. ebd.: 80-98). Der ritualisierte Brauch war weder kasten- noch klassenspezifisch und besagte, dass die Hindu-Witwe auf den Scheiterhaufen des toten Mannes zu steigen hat, um sich auf diesem selbst zu opfern. Der Ritus wurde jedoch von den Briten abgeschafft, was das Narrativ von »weißen Männern, die braune Frauen vor braunen Männern retten« (ebd.: 81), etablierte. In dieser Erzählung wurden die Frauen jedoch, so Spivak (2016: 98), einer weitaus größeren ideologischen Vereinnahmung unterworfen, eben der »absolute[n] Identifikation *innerhalb der diskursiven Praxis* des Gute-Ehefrau-Seins mit der Selbstopferung« (Herv. i. O.), und auf der anderen Seite wiederum stand die »hinduistische Manipulation«, welche den freien Willen der Frau paradoxerweise in der Selbstopferung angesiedelt hatte, indem dieses Vorgehen als ehrwürdig galt (vgl. ebd.: 93). Die Witwen wurden so »durch eine Art diskursiver Zwickmühle zum Schweigen gebracht« (Steyerl 2016: 12).

Zwischen Patriarchat und Imperialismus, Subjektkonstituierung und Objektformierung, verschwindet die Figur der Frau, und zwar nicht in ein unberührtes Nichts hinein, sondern in eine gewaltförmige Pendelbewegung, die in der verschobenen Gestaltwerdung der zwischen Tradition und Modernisierung gefangenen ›Frau der Dritten Welt‹ besteht. (Spivak 2016: 101)

Anschließend verdichtet Spivak ihre Analyse anhand eines konkreten Falls, dem verübten Selbstmord einer Frau, Bhuvaneswari Bhaduri, im Jahre 1926, welcher Rätsel aufgab. Sie erhängte sich in der Wohnung ihres Vaters zu einer Zeit, als sie menstruierte, und zeigte damit auf, dass es sich hier um keinen Fall unerlaubter Schwangerschaft handeln konnte. In dem Wissen, dass ihr Selbstmord als verbotene Leidenschaft gelesen würde, wartete Bhaduri also auf den Beginn ihrer Menstruation, »um durch die physiologische Einschreibung ihres Körpers eine Verschiebung [...] der an den einzelnen Mann gebundenen Gefangenschaft dieses Körpers [...] zu bewirken« (Spivak 2016: 104). Durch ihr bewusstes Warten auf die Menstruation erwirkte sie auch eine Umkehrung des Verbots, das menstruierenden Witwen das Recht absprach, sich selbst zu opfern. Spivak (2016: 104-106) verortet hier eine interventionistische Umschreibung des Witwenopfers, welches jedoch nicht als solches gehört oder gelesen wurde. Die Subalterne könne demnach nicht sprechen. Dieser Satz wurde jedoch vielfach missverstanden, da

2016: 51, Herv. i. O.), markiert (vgl. ebd.: 49-51). Meine Gesprächspartner:innen gehören nicht im spivakschen Sinne der ›Subalterne‹ an beziehungsweise ist dies nicht durchweg der Fall. Zwar sind sie in der Zeitspanne ohne Aufenthaltsstatus faktisch beinahe von allen Rechts- und Teilhabe-Ansprüchen an der Gesellschaft ausgeschlossen – jedoch divergiert die individuelle sozioökonomische Situation massiv, welche wiederum Einfluss auf das Reden oder Sprechen nimmt. Auch wenn ich also keine Gleichsetzung meiner Gesprächspartner:innen mit der von Spivak gemeinten ›Subalterne‹ vornehme, erachte ich ihre analytische Differenzierung von Reden und Sprechen als einen wichtigen Anhaltspunkt, da in einem von normativ-politischen Strukturen durchzogenen Diskursfeld durch die Fokussierung auf den Raum des Zuhörens vorherrschende hegemoniale Schief lagen herausgearbeitet werden können.

Kritiker:innen ihn so umdeuteten, als könne die Subalterne nicht *reden*. Mit Sprechen und Reden meint Spivak jedoch völlig unterschiedliche Dinge, wie es in ihrer Analyse deutlich wird. Reden bedeutet in dem Zusammenhang, dass eine Äußerung getätigt wird, und Sprechen verweist erst auf den gelungenen Sprechakt, dass die Äußerung auch als solche verstanden wird. Äußerungen werden zunächst jedoch immer auf die gleiche Art interpretiert, »wie wir historisch alles interpretieren« (ebd.: 126). Die Subalterne könne also durchaus reden, aber eben nicht sprechen, weil zum Sprechen immer das Zuhören gehört und nur so der Sprechakt gelingt (vgl. ebd.: 123-127).

Subalternen Aufstand, und dies ist ein Moment davon, ist ein Bemühen, sich selbst in die Repräsentation einzubringen, und zwar *nicht* entlang der Linien, die von den offiziellen institutionellen Repräsentationsstrukturen vorgegeben werden. Zumeist erreicht er nichts. Das ist das Moment, das ich ›nicht sprechen‹ nenne [...]. (Ebd.: 144f., Herv. i. O.)

Spivak verknüpft also die Frage ›Wer kann sprechen?‹ mit einem ›Wer hört zu?‹ und forciert so für die empirische Analyse einen »*doppelten Reflexionszwang*, sowohl hinsichtlich der Überlegungen, wem eine Stimme gegeben als auch wie zugehört wird« (Tuider/Lutz 2018: 104; Herv. i. O.). Ihre Analysen sind insofern wichtig für eine postkolonial informierte Perspektive, als sie aufzeigen, dass allein das Reden-Lassen in einer Gesprächssituation noch lange kein Sprechen bedeuten muss, dass also der Sprechakt nicht zwingend gelingt, weil die Forschenden ihn womöglich nicht verstehen. Dadurch gerät das Zuhören als analytische Erweiterung in den Blick. Für mein methodisches Vorgehen in der Interviewsituation folgt daraus, auch immer wieder zu spiegeln, was ich wahrnehme und gehört habe, gerade mit dem Bewusstsein, dass ich eben auch ›falsch‹ hören beziehungsweise verstehen kann. Situationen, in denen die Sprache versagt, spielen vor diesem Hintergrund eine wesentliche Rolle, da Sprachlosigkeit auch ein »Abgetrennt-Sein von sprachlicher Einbindung« (Lutz 2010: 128) andeuten kann oder ein Leiden, welches sprachlich nicht fassbar ist, oder einen artikulierten Widerstand darstellen kann (vgl. ebd.: 128). Damit ein Sprechakt gelingt, gilt es demnach, dem Schweigen und der Sprachlosigkeit genauso zuzuhören. So sehe ich mein Anliegen darin, auch die ›misslungenen‹ Interviews – da sie ihrer Narrativität weitgehend beraubt sind – in die Analyse und Ergebnisrepräsentation einzubeziehen, ist es doch ein widerständiges Potenzial, was sich in dem Ausweichen und Widersetzen der von mir angelegten Gesprächsstruktur widerspiegeln kann.

Es bleibt die Frage, wie ein solches Zuhören aber gewährleistet werden kann, wenn »[s]owohl das Sprechen als auch das Hören (sowie Transkribieren, Übersetzen, Rekonstruieren und Publizieren) [...] zutiefst in postkoloniale Machtkonstellationen verstrickte Praktiken des Forschens [sind]« (Tuider/Lutz 2018: 108f.). Oder wie Spivak (2016: 136) formuliert: »Geschichte ist größer als ein persönlich guter Wille.« Allzu häufig kann ein vorgefertigtes Verständnis von biografischer Erzählung dazu führen, nach hegemonialer Logik Lücken in der Erzählung zu schließen. Dabei kann »die Vielfältigkeit der möglichen Bedeutungen und Übersetzungen helfen, einer identitären und essenzialisierenden Fixierung zu entkommen« (Hoppe 2018: 117). Es ist von daher zentral, Sinnlücken, auch nicht Plausibles oder Unverständliches nicht immerfort nach den eigenen Verstehensmustern zu vervollständigen, sondern auszuhalten (vgl. ebd.: 121; Bu-

kow/Spindler 2006: 24)¹⁹ und es ist wohl das, was Spivak (2016: 72; 106) meint, wenn sie Jacques Derrida zitierend formuliert: »[...] die Stimme des anderen in uns *delirieren* zu lassen« (Herv. i. O.).

3.1.2. Positionieren

Um überhaupt sprechen zu können, muss das Individuum eine Subjektposition einnehmen, welche durch diskursive Praktiken hervorgebracht wird (vgl. Spies 2018: 540). Bereits seit den frühen Anfängen der Biografieforschung wurde auf Grundlage kulturalisierender Skripte Migrationserfahrung als Fremdheits- oder Krisenerfahrung festgeschrieben und dieses Stigma spiegelt sich noch in heutigen Analysen von Migrationsbiografien. So insistiert die Anrufung des Subjekts meist auf einer Markierung, welche eine normative Zuschreibung beinhaltet. Damit wird a priori eine Abweichung von der Norm, von der ›Normalbiografie‹, identifiziert (vgl. Lutz 2010: 123f.). Diese Vorstellungen von Normalität gehen als reflektierte oder nicht reflektierte Annahmen in die Datenerhebung ein, wobei die Imagination von ›Normalität‹ immer mit einer Normativität einhergeht (vgl. Dausien/Mecheril 2006: 159f.). Gerade im Kontext illegalisierter Migration wirkt eine normative Deutungsfolie in die Forschung hinein, wie ich in meiner theoretischen Spurenlegung aufgezeigt habe. In einem solchen Diskurs »droht jede Form von Bilanzierung sich in polarisierten Extremen zu verstricken: Entweder wird der Erfolg oder der Verlust herausgestellt, entweder ist man Verlierer oder Gewinner« (Lutz 2010: 125), immer ist es etwas abseits der Norm, »eine Unordentlichkeit, die erklärt beziehungsweise auf die Bezug genommen werden muss« (ebd.). So habe ich gezeigt, wie sich normativ strukturierte polarisierende Figurationen auf einer (Un-)Sichtbarkeitsachse gegenüberstehen (vgl. Kapitel II. 3) und diese auch in der Alltagspraxis eine Wirkmächtigkeit entfalten können, indem Personen als Grenzfiguren positioniert werden (vgl. Kapitel II. 2.1).

Um die Positionierung des Subjekts in die Analyse mit einzubeziehen, gilt es, diese in ihrer doppelten Funktion zu beleuchten: Zum einen wird das Subjekt durch die Zuschreibung einer Biografie automatisch positioniert. Diese erfolgt vor dem Hintergrund dominanter und normativer Ordnungen, die durch scheinbar ›normale‹ und ›nicht-normale‹ Biografien festgeschrieben sind. Und zum anderen wird das Subjekt durch das Zu- und Eingeschriebensein dieser Ordnungen weder als vollkommen unabhängig gefasst – denn es *wird* positioniert –, noch als gänzlich unterworfen angesehen – denn es *positioniert* sich. Im biografischen Sprechen konstituiert sich dieses doppelte Positionierungsverhältnis und somit sind Positionierungen immer in postkoloniale Ordnungen von Differenz eingebettet (vgl. Polat 2017: 195f.). Die Befragten müssen demnach in ihren Beziehungen und Bedingungen wahrgenommen werden, um sie überhaupt als Subjekte wahrzunehmen, »die handlungsfähig sind und zugleich von Ungleichheits- und Machtverhältnissen hervorgebracht werden, an denen eben

19 Bukow und Spindler kritisieren das sogenannte *Fill-in*-Verfahren, so würden in die Biografieforschung häufig unreflektierte, zeitgenössische Annahmen hineingetragen. Wenn beispielsweise Kulturdifferenztheorien Konjunktur haben, werden Sinnlücken mit der zugeschriebenen Ethnizität erklärt beziehungsweise gefüllt, ohne das Zustandekommen dieser öffentlichen Diskurse zu hinterfragen (vgl. Bukow/Spindler 2006: 24).

auch sozialwissenschaftliche Forschung ihren Anteil hat« (Mecheril/Messerschmidt 2013: 148). Vor dem Hintergrund der Anrufungen können also das Sich-ins-Verhältnis-Setzen »als komplexes Spiel zwischen Unterwerfung und Widerstand« (Polat 2017: 201) sowie die Einbindung in einem normativen gesellschaftlichen Diskurs, der auch meine eigenen impliziten Annahmen prägt, sichtbar gemacht werden. Denn das Subjekt kann sich »zu machtvollen Ordnungen und den darin eingelagerten Anrufungen anderer nicht *nicht* verhalten« (ebd.: 200, Herv. i. O.). Die biografische Erzählung als »Artikulation«²⁰ zu fassen bedeutet, das Positionierungsverhältnis und damit einhergehend auch mitzudenken, dass »Diskurse bestimmen, was zu einer bestimmten Zeit sagbar ist und was nicht« (Spies 2018: 538), und so fasst Helma Lutz (2010: 130) treffend zusammen, dass

[j]eder Dissens oder Widerstandsakt [...] sich im Sprachraum des dominanten Diskurses [bewegt] [...] und sich nicht von ihm trennen [kann] [...] und diese Einbindung kann entweder zur Affirmation, das heißt Selbstunterwerfung unter diesen Diskurs führen, [...] aber auch schrittweise zur Verschiebung der diskursiven Formation – oder aber zur offensiven Wendung des Stigmas [...] benutzt werden.

Meine Gesprächspartner:innen wurden dazu angehalten, ihre Lebensgeschichte im Hinblick auf den biografischen Abschnitt ohne Aufenthaltsstatus zu erzählen. Damit wurden sie bereits positioniert als Individuen, die sich ihrerseits nach geltendem Recht strafbar gemacht haben, die aus gesellschaftlicher Perspektive illegalisiert wurden und die diese Erfahrungen gegenüber einer Besitzerin der deutschen Staatsbürgerschaft ohne Migrationserfahrung darlegen. Die doppelte Positionierung findet also nicht nur auf der Hintergrundfolie einer dominanten Ordnung »normaler« und »nicht-normaler« Biografie statt, sondern auch in einem gesellschaftlichen Diskurs von »kriminell« und »nicht-kriminell« sowie auf der hegemonialen Deutungsfolie einer in Nationalstaaten gegliederten Weltordnung, die darin ein »natürliches Tabu« begründet sieht. Das Subjekt kann dabei die Ordnungen sichtbar machen und diese gegebenenfalls aufgreifen, indem es sein eigenes Angerufensein reflexiv und kreativ einbringt (vgl. die Analyse in Polat 2017: 207-210). Die Ambivalenzen der Positionierung in ihrer doppelten Funktion, der Unterwerfung und Widerständigkeit, tragen dabei Züge des Performativen in sich. So formuliert Fischer-Lichte (2012: 87):

Wenn in performativen Prozessen die beteiligten Subjekte sowohl ihren Verlauf mitbestimmen als auch sich von ihm mitbestimmen lassen, ihnen *agency* sowohl verliehen als auch entzogen wird, erscheinen sie einerseits als aktiv Handelnde und zugleich andererseits als passiv die Wirkungen der Handlungen Anderer Erleidende. (Herv. i. O.)

20 Die Beziehung zwischen Subjekt und Diskurs fasst Stuart Hall (2002) als Artikulation (vgl. Tui-der/Lutz 2018: 105; Hall 2002). Artikulieren [englisch: *articulate*] »hat die Bedeutung von ausdrücken, Sprache formen«, aber auch »eine bestimmte Art der Verkopplung, die gelöst werden kann« (Hall 2002: 65). Artikulation meint also eine Verknüpfungsform, die bestehen kann, aber nicht muss, und die auch nicht von Dauer sein muss (vgl. Hall 2002: 65). In einer Artikulation kommen somit Diskurse, Praktiken und Positionen zum Ausdruck beziehungsweise werden im Vorgang der Artikulation erst generiert (vgl. Lutz 2010: 127).

Die aktive Facette des Performativen ist demnach unauflöslich mit dem Nicht-Tun, dem Geschehenlassen verbunden.²¹ Auch Butler hat performative Akte als sowohl traumatisierend und befreiend gefasst (vgl. Fischer-Lichte 2012: 87; Butler 1990). Für meine Analyse bedeutet dies, den Prozess der Anrufung und der damit von mir vorgenommenen Zuschreibung kritisch zu hinterfragen, transparent zu machen und unvorhergesehene und von Ambivalenzen gezeichnete performative Spiel- und Zwischenräume, die in der Interviewsituation erst hervorgebracht werden und darin ein widerständiges Potenzial entfalten können, beschreibbar zu machen. Dabei sollte aber weder die Passivität vor-schnell als machtlose Unterwerfung, noch die Aktivität pauschal als Handlungsmacht dechiffriert werden, um so keine essenzialisierende Typisierung vorzunehmen.

Ein performativer Akt scheint jedoch häufig automatisch als ein Akt des Widerstands gelesen zu werden (vgl. Denzin 2008b: 178, vgl. auch Kapitel III. 3.2.1). Vermutlich deshalb, weil so »ein Durchbrechen des Zirkels gewaltvoller Repräsentationen« (Ploder 2013: 141) ermöglicht werden könne oder – um es euphemistisch zu formulieren – »it can begin to quiet the ghosts of anthropology's coloniality and make ethnography an instrument of subaltern self-empowerment« (Alonso Bejarano et al. 2019: 9). So zielt eine postkolonial informierte Perspektive meist auf den Moment des *Empowerments* der Menschen ab, indem ihre Stimmen Gehör finden (vgl. Ploder 2009: Abs. [23]f.).²² Die Fragen »[W]ie und mit welchem Recht [greifen] wir als Biografieforscher:innen in die Lebens-sphären der Menschen ein [...]? Was bezwecken wir mit unserer Forschung?« (Siouti 2018: Abs. [6]) können jedoch unter einer *Empowerment*-Perspektive dabei allzu leichtfertig abgehandelt werden und ein bestehendes Machtverhältnis verschleiern. Denn so darf diese Perspektive weder dazu beitragen, überall undifferenziert Handlungsmacht hineinzulesen und damit wiederum einem romantisierenden Ideal zu verfallen, noch das Engagement der Forschenden zu überhöhen. Letztlich verzerrt dies eben auch die Tatsache, dass zunächst aus einer hegemonialen, privilegierten Perspektive entschieden wird, welche marginalisierten Stimmen als zu *empowernde* markiert werden (vgl. auch Kapitel III. 3.3).

Die von mir eingebetteten Stimmen werden vordergründig nichts davon haben, lediglich als Stimmen wahrgenommen zu werden, die mir in dieser Zulassungsarbeit zu einem Abschluss verhelfen.²³ Ich halte jedoch die Frage, ob Forschende über Lebensrea-

21 Wie Aspekte des Sein-Lassens oder Sich-Einlassens die Unvorhersehbarkeit und Emergenz performativer Prozesse verstärken, zeichnet Fischer-Lichte anhand eines Beispiels aus der Performance-Kunst nach. Marina Abramović lieferte sich in ihrer Performance *Rhythm 0* buchstäblich dem Publikum aus, indem sie lediglich nur dastand, während auf einem Tisch vor ihr 72 Objekte ausgebreitet lagen, welche das Publikum benutzen konnte, um sie zu »behandeln« – darunter Blumen, Spiegel, Schminke, Peitschen und eine geladene Pistole (vgl. Fischer-Lichte 2012: 89f.).

22 Andrea Ploder diskutiert die Frage, inwieweit ein solches *Empowerment* im Forschungsprozess überhaupt umgesetzt werden kann (Ploder 2009: Abs. [23-27]).

23 Alonso Bejarano et al. (2019) argumentieren in diesem Zusammenhang für eine kollaborative Forschung, die einen konsequenten Einbezug der Menschen aus dem Untersuchungsfeld anstrebt und diese als gleichwertige Wissens-Produzent:innen betrachtet, welche sie in der konsequenten Umsetzung auch als Mitherausgebende der Publikation einbezieht. Siouti (2018) formuliert in abgeschwächter Form, dass im Lichte postkolonialer Theorien mindestens die Notwendigkeit besteht, Ergebnisse an Gesprächspartner:innen rückzumelden. Dem wird häufig entgegengesetzt, dass die Rückgabe von beispielsweise Interviewtranskripten als befremdlich bei den Interviewten

litäten schreiben dürfen, die nicht ihr eigenes Umfeld darstellen, für falsch gestellt, da diese zu einem Trugschluss führt und den analytischen grenzüberschreitenden Blick oder weiterführend das empathische Hineinversetzen in divergierende Lebenslagen unterbindet. An dieser Stelle möchte ich mit Carolin Emcke (2019: 56) argumentieren:

Auch wer mit Privilegien und Status bedacht wurde, qua Geburt, qua Zugehörigkeit zu einer bestimmten Klasse, Kultur, Nation, kann diese Privilegien in Frage stellen. [...] Auch ohne eigene Erfahrung lassen sich die Strukturen und Logiken von Exklusion und Inklusion, von Zugehörigkeit und Nicht-Zugehörigkeit, von Gleichheit und Ungleichheit benennen und kritisieren. Warum sollten sich nicht auch Weiße kritisch zu strukturellem Rassismus äußern dürfen, Heterosexuelle zu Homophobie [...], Männer zu Sexismus? Ich erwarte das sogar von ihnen.

Die Sensibilisierung für eine postkolonial informierte Perspektive kann jedoch auch dazu führen, die Machtlosigkeit der Beforschten gegenüber einem sich immer wieder reproduzierenden Diskurs zu verstärken (vgl. Ploder 2009: Abs. [23]). Hier möchte ich mit Alois Moosmüller (2009: 34) argumentieren, dass postkoloniale Kritik die Tendenz bewirken kann, »ethnologische Theorien ohne empirische Fundierung zu konstruieren«, und das wiederum führe dazu, dass Forschung ideologielastig würde und an Bodenhaftung verliere. Dabei liegt die Stärke eines ethnografischen Herangehens gerade in Nähe des:der Forschenden zum Feld begründet (vgl. ebd.). Daher geht es meines Erachtens weniger um das *ob*, sondern vielmehr um die Frage, *wie* geforscht, analysiert und geschrieben wird. Die von mir eingebetteten Stimmen sind mehrheitlich vom dominanten Diskurs ausgeschlossen. Um diese sicht- und hörbar zu machen, bedarf es also, ihnen einen Raum zuzusprechen, und dieser Raum basiert auf einer empirischen Nähe. Dies sei, so Bourdieu, der politische Akt, etwas an die Öffentlichkeit zu bringen, was normalerweise dort keine Präsenz hat, und Menschen die Möglichkeit zu geben, ihre eigene Sichtweise von sich und der Welt in die öffentliche Sphäre zu tragen und damit auch den Punkt zu markieren, »von dem aus sie sich selbst und die Welt sehen, von dem aus ihr Handeln verständlich und gerechtfertigt ist, und zwar zu allererst für sie selbst« (Bourdieu 1997a: 792). Ob der politische Akt als ein *Empowerment* empfunden wird, liegt nicht an den Forschenden zu beantworten.

Eine postkolonial informierte empirische Forschung kann den Blick für strukturelle epistemische Gewalt und für die Prozesse des *Otherings* schärfen sowie damit einhergehend die Wissensproduktion im hegemonialen Diskurs kritisch beleuchten. Zudem führt dies zu einer Sensibilisierung für das Potenzial der Betroffenen, die sich den Festbeschreibungen entziehen (vgl. Ploder 2009: Abs. [4]). Mein Anliegen ist es dabei, den dialogisch-performativen Deutungsraum verstärkt zu fokussieren, das Sprechen und Zuhören im dominanten Diskurs zu reflektieren und die damit einhergehende Positionierung der Subjekte zu analysieren. Subjekt-Diskurs sowie Sprechen-Positionieren sind eng miteinander verwoben, denn

aufgenommen werden kann (vgl. Siouti 2018: Abs. [13]). Ich habe keine kollaborative Forschung angestrebt, jedoch war es mir im Rahmen meiner Forschung möglich, die Ergebnisse mit zweien meiner Gesprächspartner:innen dialogisch zu reflektieren und eine Rückmeldung einzuholen. Ich werde in der Ergebnisrepräsentation darauf eingehen.

[ü]ber sich selbst sprechen funktioniert nicht ohne Positionierung – und diese Positionierungen verweisen auf Subjektpositionen im Diskurs, aber sie sind (selten) mit diesen identisch, da jede*r Einzelne mehr ist als nur eine Position. (Spies 2018: 543)

Diese Verzahnung drückt sich meines Erachtens auch durch einen von Ambivalenzen durchzogenen performativen Prozess aus, welcher sowohl Mitbestimmung und das Geschehenlassen als auch die ihm inhärente Unvorhersehbarkeit freilegen und sichtbar machen kann. Die Analyse und Reflexion meiner eigenen Positionierung und meiner Einflussnahme auf das Gespräch sowie durch mich kreierte Missverständnisse müssen selbstkritisch offengelegt werden, um »der Normalisierungsversuchung zu widerstehen [und] Dissens und Widerstand ebenso wahrzunehmen wie Einverständnis und Unterwerfung« (Lutz 2010: 130). Insbesondere das Sprechen nicht nur als im Transkript nachgewiesene Rede-Anteile zu betrachten, sondern auch die Sprachlosigkeit hörbar zu machen, das Schweigen mitzudenken und sich dabei immer wieder der unterschiedlichen Positionierungen bewusst zu sein, entfalten wichtige analytische Anhaltspunkte. Ich sehe dieses Vorgehen als einen Weg, um zumindest im Regelwerk der dominanten akademisch-wissenschaftlichen Ordnung an den kleinen Stellschrauben drehend einen machtkritischen, selbstreflexiven Diskurs unterstützend voranzutreiben, welcher es schrittweise ermöglicht, »das Erforschen von und die Wissensproduktion über zu verlassen und stattdessen den *Dialog mit*« (Tuider/Lutz 2018: 109, Herv. i. O.) Gesprächspartner:innen zu suchen.

3.2. *Performative Social Science* als methodisch fundierte evokative Stütze

We have told our tales from the field. Today we understand that we write culture, and that writing is not an innocent practice. We know the world only through our representations of it. (Denzin 2001: 23)

Die Schriften postkolonialer Theorien waren eine Triebfeder, die zur Krise der Repräsentation in den 1970er und 1980er Jahren in der Ethnologie und angrenzenden Disziplinen führte und den ethnografischen Text als das Medium des Festschreibens in den Fokus rückte. Trotz der Sensibilisierung, die daraufhin stattfand, wurden die Implikationen, die aus der Debatte um die Krise der Repräsentation entstanden, für die sozialwissenschaftliche Migrationsforschung lange nicht erkannt. Andrea Ploder (2013: 145f.) schlägt als eine mögliche methodische Innovation, die sie als Krisenbewältigungsstrategie benennt, die *Performative Social Science* vor und spricht in dem Zusammenhang von einer verspäteten Repräsentationskrise, die sich von den Debatten der 1970er Jahre insofern unterscheidet, als neues Material zur Bewältigung zur Verfügung steht. Diese von Norman K. Denzin (2001, 2008a, 2009)²⁴ geprägte Methodologie ist der *Arts*

24 Im vorliegenden Verweis handelt es sich um den gleichen Aufsatz, der erstmals 2001 auf Englisch in einem Journal erschien und 2009 ein Kapitel in Denzins Monografie darstellt. 2008 wurde er in der deutschen Übersetzung in einem von Rainer Winter und Elisabeth Niederer (2008) herausgegebenen Sammelband publiziert. Im Folgenden werde ich mich auf die deutschsprachige Ausgabe beziehen – jedoch immer dann, wenn mir die Übersetzung unzureichend erscheint, auf das englische Original zurückgreifen. Dies hängt maßgeblich mit dem Begriff *Race* zusammen, der im Deutschen mit ›Rasse‹ übersetzt wurde, welchen ich nicht übernehmen möchte. Hier hal-

based Research zuzurechnen und beschreibt eine Trendwende in der qualitativen Sozialforschung, die besonders in den USA präsent ist, wohingegen ihr im deutschsprachigen Raum weit weniger Bedeutung zukommt (vgl. Geimer 2011: 299f.; Winter 2011: Abs. [24]). Denzins Ansatz greift dabei einiges auf, was ich bereits im vorangehenden Kapitel zu einer postkolonial informierten Perspektive, die empirisch wirksam werden soll, beschrieben habe.

Die *Performative Social Science* ist als Sammelbegriff zu verstehen, welcher mehrere Spielarten qualitativer Forschungsmethodologien umfasst. Allen ist jedoch eine gemeinsame Forschungslogik inhärent, »der zufolge Erkenntnis situativ gebunden ist: Sie entsteht (*dialogisch*) in Momenten der Begegnung und kommt in einer *Transformation* zum Ausdruck« (Ploder 2013: 149f., Herv. i. O.). Ziel ist es, den Fokus auf die Momente situativer Erkenntnisse zu legen und kein ontologisches Wissen *über* Beforschte zu produzieren. Es geht darum, Bedeutungsangebote zu machen, ohne abschließende Deutungen zu präsentieren. Dabei werden häufig Disziplin- und Genre Grenzen irritiert, insbesondere die Grenze zwischen Wissenschaft und Kunst (vgl. ebd.: 150). Die Performativität der Forschung rückt also ins Zentrum und erlaubt die Sichtbarmachung des eigenen Standpunktes und die mit ihr einhergehende Relativierung, die eine Verschiebung von Machtverhältnissen ermöglichen kann (vgl. Nestler 2014: 183).

Der vorliegende Aufsatz ist ein utopisches Projekt. Ich bin auf der Suche nach einer neuen interpretativen Form, einer neuen Gestaltung des Interviews, welches ich als reflexives, dialogisches oder performatives Interview bezeichne. (Denzin 2008a: 138)

Mit diesen Worten beginnt Denzin seinen wegweisenden Aufsatz. Darin spiegelt sich bereits das, was die Forschungsmethodologie mit sich bringt, nämlich dass es keine abschließenden methodischen Implikationen geben kann, sondern dass es eine Suche ist, eine, die sich auf keine Begrifflichkeit festlegen will – Ist es reflexiv? Dialogisch? Performativ? – und die einen Versuch darstellt, einem Ideal näherzukommen, welches jedoch nie ganz erreicht werden kann – ein »utopisches Projekt«. Seine Suche umfasst dabei die Hinwendung zur Performativität und den daraus resultierenden politischen Akt, der sich in einer bestimmten Art zu schreiben oder in anderen Formen der künstlerischen Repräsentation niederschlägt. Gerade der US-amerikanische Diskurs ist besonders dadurch geprägt, eigene Kriterien der Validität sowie der Legitimierung zu entwickeln, welche ethischen Maßstäben entsprechen, »die sozialer Gerechtigkeit und einer radikalen progressiven Demokratie verpflichtet sind« (Winter 2011: Abs. [24]). Was genau damit gemeint ist, erläutere ich im Folgenden.

te ich mich an die Ausführung Natasha A. Kellys, die für die deutsche Übersetzung der von ihr herausgegebenen Grundlagentexte *Schwarzer Feminismus* (2019: 13) anmerkt: »[...] verzichten wir [...] ausnahmslos auf eine Übersetzung des Begriffs *Race*. Wir ziehen es vor, den englischen Ausdruck beizubehalten [...], da wir der Meinung sind, dass der Begriff im Deutschen ausschließlich als biologische und damit einhergehend als rassistische und nicht als soziale Kategorie verstanden wird.«

3.2.1. Ein performativer und politischer Akt

Die Performativität ist konstitutiver Bestandteil Denzins Methodologie. Er spricht in dem Zusammenhang von einer gegenwärtigen postexperimentellen, performativen Wende, die durch eine performative Sensibilität gekennzeichnet sei und als Kritik an einer interpretativen Praxis gelesen werden könne, der sich Menschen bereitwillig unterziehen (Denzin 2008a: 140f.).²⁵ Das Interview entsteht laut Denzin erst aus den Ereignissen einer Aufführung heraus, die Informationen in geteilte Erfahrungen transformiert: »Dieses reflexive Projekt setzt voraus, dass Worte und Sprache eine materielle Anwesenheit in der Welt haben; dass Worte auf Menschen Einfluss nehmen. Worte haben Bedeutung« (ebd.: 139). Das Interview als Aufführung zu denken macht »eine Geschichte entsprechend ihrer eigenen Version narrativer Logik« (ebd.: 141) sichtbar:

Das Interview ist eine mögliche Art, die Welt schreibend zu erschaffen und sie dadurch ins Spiel zu bringen. Es ist aber weder ein Spiegel der so genannten Außenwelt, noch ist es ein Fenster zum Innenleben einer Person. Vielmehr ist das Interview ein Simulakrum, eine perfekt verkleinerte und stimmige Welt mit ihrer eigenen Berechtigung. Aus dieser Perspektive betrachtet, funktioniert das Interview als narratives Hilfsmittel, das Personen, sofern diese es wollen, die Möglichkeit gibt, Geschichten über sich selbst zu erzählen. Im Augenblick des Geschichtenerzählens haben ErzählerIn und ZuhörerIn, DarstellerIn und Publikum das gemeinsame Ziel, an einer Erfahrung mitzuwirken, die ihre gemeinsame Identität erkennen lässt. (Ebd.)

Interviews können eine Interpretation der Welt sein, sie können durch ihre Lebensnähe verführen und uns glauben machen, dass die Darbietung die ›reale‹ Welt sichtbar macht, doch, so betont Denzin (2008a: 148), sei dies ein Trugschluss, denn »[e]s gibt keine ursprüngliche Wirklichkeit, die ihre Schatten über die Reproduktion wirft. Es gibt nur Interpretationen und ihre Aufführungen«. Oder anders formuliert: »Jede Aufführung ist zugleich Original und Imitation« (Denzin 2008b: 175). Das bedeutet jedoch nicht, jede Forschung als ein von der Welt abgehobenes Konstrukt zu betrachten, »[s]tattdessen geht es darum, verschiedene Perspektiven auf die Wirklichkeit zu fabrizieren, plurale Wirklichkeiten und vor allem alternative Sicht- und Schreibweisen, die den (bisher) akzeptierten und dominanten wissenschaftlichen ›Wahrheiten‹ widersprechen« (Winter 2011: Abs. [11]), abzubilden.

Erfahrungen können demnach nicht unmittelbar untersucht werden, sondern nur in ihrer performativen Darstellung (vgl. Denzin 2008b: 176), denn »[i]n der Interaktion von Forscher/in und Untersuchten wird die Wirklichkeit geschaffen, über die geforscht wird« (Winter 2011: Abs. [11]). Die Performanz²⁶ zu beleuchten, bedeutet eine Abkehr

25 Denzin geht davon aus, dass wir in einer ›Interviewgesellschaft‹ leben, der mehrere Annahmen zugrunde gelegt werden. Er kritisiert beispielsweise, dass alles Private zu einem öffentlichen Gut wird und nur das private ›Selbst‹ auch als das authentische ›Selbst‹ gelesen wird, worauf qualifizierte Interviewer:innen vermeintlich Zugriff haben. Das reflexive Interview dekonstruiert eben diese Grundannahmen (vgl. hierzu Denzin 2008a: 145).

26 Die Performativität der Interviewaufführung ist hier in Anlehnung an Austins Sprechakttheorie zu denken: Performanz bedeutet in dem Zusammenhang das Handeln mit Worten und steht in einem zirkulären Spannungsverhältnis zur Performativität. Während Performativität auf den Akt

von analytischer Distanz und eine Hinwendung zum Engagement und der Unmittelbarkeit. Es geht um die Konstruktion eines Teilwissens, welches immer unvollständig ist. Aber es kann einen Raum sichtbar machen, wie sich Menschen im globalen machtdiskursiven Gefüge selbst erfahren, beziehungsweise dies für die Lesenden erfahrbar machen (vgl. Denzin 2008b: 180).

Es scheint so, als müssten wir uns vom Mythos der wertfreien Wissenschaft nun endgültig verabschieden, [...] und als bliebe uns nichts anderes übrig als zu erkennen, dass auch Wissenschaft eine politische Praxis ist und dass wir uns [...] für eine Seite entscheiden müssen. (Winter 2011: Abs. [41])

Sein politisches Verständnis entwickelt Denzin vor dem Hintergrund der Annahme, dass wir in einer Kinogesellschaft leben, »in einer aufführungsbestimmten theatralischen Kultur« (Denzin 2008a: 141). Es ist ein voyeuristisches Zeitalter, da eine Präferenz für alles Visuelle bestehe und existierende Ordnungen zwischen Öffentlichem und Privatem zunehmend irritiert würden. Der voyeuristische Blick ist jedoch an eine Machtposition gekoppelt, denn dieser ist strukturiert durch Identität, Ethnizität und Klasse. Durch diesen mächtigen Blick wird ein Beobachtungsobjekt erzeugt (vgl. Nestler 2014: 188f.). Aus diesem Grund ist in einer kritischen Wissenschaft der »Voyeur hinter seinem Deckmantel hervorzuholen« ebd.: 190). Erst durch diese Transparenz können Machteffekte verschoben werden (vgl. ebd.): »Es geht um eine Rückkehr zum Erzählerischen als politischem Akt – um eine Sozialwissenschaft, die gelernt hat, wie man das reflexive, dialogische Interview kritisch anwendet« (Denzin 2008b: 166). Sicherlich gebe es jedoch auch einige Wissenschaftler:innen, die, so Denzin (2008c: 205), die politisierte Agenda der (nordamerikanischen) *Cultural Studies* und das In-den-Vordergrund-Stellen von Fragen sozialer Gerechtigkeit nicht unterschreiben würden.

Seine Suche nach einer Utopie formuliert Denzin vielleicht auch deshalb als einen Aufruf, zu den »Waffen zu greifen«. Dahinter steckt die Annahme, Etabliertes nicht nur zu hinterfragen, sondern auch bekämpfen zu müssen. Seinen Aufruf richtet er an alle Wissenschaftler:innen, die an eine Verbindung zwischen kritischer Forschung und sozialer Gerechtigkeit glauben (vgl. Denzin 2010: 10). Sein Plädoyer: »[Q]ualitative research is not just about method or technique. Inquiry is performative, moral and political. Qualitative research is about making the world visible in ways that implement social justice goals« (Denzin 2013: 392). In einer Vielzahl seiner Werke untersucht er die historisch gewachsenen methodologischen Paradigmen qualitativer Sozialforschung, ihre Transzendierung in der heutigen Zeit, ihre Verbindung zwischen Wissenschaft und Politik und wie Forscher:innen der Veränderung zu sozialer Gerechtigkeit verpflichtet und somit ethisch verantwortlich sind (vgl. Denzin 2007, 2009, 2010; Denzin/Giardina 2010, 2013). Denzin fordert dementsprechend eine Form der Wissenschaft, die sich auf ermächtigende und – in Anlehnung an Bourdieus Forschungen – auf interventio-nistische Weise in die Welt einbringt (vgl. Bourdieu 1997a: 801),²⁷ indem sie durch ihr

der Aufführung, das *Tun* verweist, ist Performanz das *Getane*, die bereits zu Text geronnene Performativität (vgl. Nestler 2014: 185).

27 Am Beispiel von Bourdieus Studien zeigt Rainer Winter (2011) die enge Verzahnung von qualitativer Sozialforschung und sozialer Gerechtigkeit auf, denn so habe Bourdieu mit seinem Forscher:in-

kreatives Potenzial neue Welten kreiert.²⁸ In Anlehnung an Michel Foucault vertritt Denzin (2008b: 178) die These, dass der performative Akt auch immer als ein Akt des Widerstands gelesen werden kann, und so ist Performativität untrennbar mit dem Akt des Politischen verbunden.

Das konkrete methodische Vorgehen der *Performative Social Science* ist darauf ausgerichtet, die Grenze zwischen Wissenschaft und Kunst zu irritieren, denn das Ziel einer performativ-orientierten Forschung ist, »kritisch ermächtigende Texte hervorzubringen [...]. Diese Texte bewirken weit mehr, als das Publikum zu Tränen zu rühren. Sie üben Kritik am Zustand der Welt und geben Anregungen, wie es alternativ sein könnte« (Denzin 2008a: 139). Kunst bietet die Möglichkeit der Repräsentation, aber im gleichen Maße auch der Verkörperung der sinnlichen, emotionalen Evokation. Sie kann die emotionale Involviertheit der Künstler:innen darlegen, aber auch die eigenen Gefühle für die Rezipierenden selbst überhaupt erst zugänglich machen (vgl. Ellis/Bochner 2003: 508). Beispielhaft gelten hier Ethnodramen, die eine Rückvermittlung des Verständnisses der Forschenden vom ›Feld‹ an die ›Beforschten‹ ermöglichen (vgl. Denzin 2008a: 142). Besonders deutlich wird sein Anliegen in den Beschreibungen eines radikalen Theaters für Schwarze, welches diese ermächtigt, eine eigene Identität zu artikulieren, die den dominanten hegemonialen Diskurs irritiert (vgl. Nestler 2014: 184; Denzin 2008b: 172). Das Theater ist dabei keine von der Gesellschaft losgelöste Sphäre, sondern kann als ein Handeln verstanden werden, »das von der Utopie der Möglichkeit einer anderen Gesellschaft geleitet ist und das versucht, im Sinne einer Heterotopie diese Utopie als ›anderen Raum‹ zu verwirklichen« (Nestler 2014: 184).

I imagine a world where race, ethnicity, class, gender and sexual orientation intersect; a world where language and performance empower, and humans can become who they wish to be, free of prejudice, repression and discrimination. (Denzin 2001: 24)

Denzin vertritt demnach ein Wissenschaftsverständnis, welches eine tatsächlich stattfindende Performance möglich macht. Der Einsatz von Aufführungen ist für ihn eine radikaldemokratische Vision (vgl. Denzin 2008b: 179). Denn »[e]ine Vorführung von Möglichkeiten gibt den Marginalisierten eine Stimme, bringt sie wenigstens für einen Augenblick ins politische Zentrum« (ebd.: 185). Er selbst arbeitet mit den stilistischen Mitteln eines aufführungsorientierten Schreibens, welches, so sein Anliegen, Stimmen zum Leben erweckt, indem sie sich von den Buchseiten ablösen und spürbar werden (vgl. Denzin 2008a: 144; sowie seine eigenen Aufführungstexte ebd.: 157-164).

Eine künstlerische Form des Schreibens, ein In-Szene-Setzen ethnografischer Forschung oder gar diese zur Aufführung zu bringen, führt zwangsläufig die Frage nach Maßstäben und Gütekriterien mit sich. Wann ist etwas ausgehend von einer performativen Forschungslogik eine ›gelungene‹ Forschung? Wann ist sie ›gute‹ Forschung (vgl.

nenteam das unsichtbare Elend überhaupt erst sichtbar gemacht (Winter 2011: Abs. [3]f.). Daraus leitet sich eine Verantwortung ab, die Forschende für die von ihnen konstruierten ›Wirklichkeiten‹ über Netzwerke und Menschen tragen (vgl. Winter 2011: Abs. [6]).

28 Denzin begreift die ›Intervention‹ der Forschenden jedoch weitaus radikaler, als es Bourdieu formuliert hat – nämlich durch eine performative, aufführungsorientierte Schreibpraxis, die ich im Folgenden noch diskutiere.

Ploder 2013: 151; Gergen/Gergen 2017: 363)? Kann so jede Form der Verschriftlichung unter dem Paradigma künstlerischer Freiheit legitimiert werden? Auch Denzin verweist auf das Problem, dass gerade die Erstellung von Gütekriterien dazu führen könne, diese Form des Schreibens wiederum zu konventionalisieren. Er plädiert deswegen dafür, nicht nach methodologischer Validität zu fragen, und verweist auf moralische, ethische und politische Kriterien, von der performative Ethnografie geleitet werden sollte. Kritische Forschende sollten ihre eigene politische Position transparent machen und den Stimmen unterschiedlicher Interessenvertreter:innen Gehör schenken, wobei sie Partei für die Marginalisierten ergreifen sollten. Ziel sei es, bei den Lesenden ein kritisches, moralisches und reflexives Bewusstsein zu schaffen (vgl. Denzin 2008c: 208f.). Ploder (2013: 151) kritisiert jedoch, dass Forschung so insbesondere im Hinblick auf ihre Wirkung gemessen werde, was einige Probleme mit sich bringe, denn es liege nicht mehr allein in der Hand des:der Forschenden, ob ihre Forschung »gelingen« ist, und zudem bräuchte es Kriterien, welche Wirkung als wünschenswert gilt und welche nicht. Damit bleibe »[d]ie Ausarbeitung einer tragfähigen Methodologie der PSS [*Performative Social Science*, Anm. d. Verf.] [...] in mehrerlei Hinsicht ein unabgeschlossenes Projekt« (ebd.: 152).

3.2.2. Eine Art zu schreiben

Die performative Dimension hat eine kreative analytische Schreibpraxis hervorgebracht, die Kurzgeschichten, Gedichte, persönliche Essays und kreative Sachliteratur umfasst (vgl. Denzin 2008b: 180): »In all diesen Formen ist ein seiner Rolle sich bewusster, aber auch moralisch und politisch bewusster Schreiber als Aufführender präsent« (Denzin 2008b: 181). Grundlage ist häufig ein Moment der Irritation, der einer normativen Ordnung widerspricht. Die Lesenden sollen berührt und zu einem Perspektivwechsel angeregt werden, der dem beforschten Phänomen eine zusätzliche Ebene verleiht (vgl. Ploder 2013: 150f.). Die Grenzen zwischen »Ich« und dem oder der »anderen« werden fluide – es entstehen Erfahrungen, die Emotionen, Erinnerungen, Wünsche und Verstehen an einem Ort zusammenbringen (vgl. Denzin 2008b: 178). Ziel von performativen Texten ist es, kritische wie ethische Denkanstöße zu initiieren und Unhinterfragtes zu hinterfragen. Diese Art von Texten ist nicht daran interessiert, eine Welt darzustellen, wie sie »wirklich« ist, sondern zu intervenieren und ermächtigend zu wirken (vgl. Winter 2011: Abs. [39]).

Zum literarischen Schreiben in künstlerischen Forschungen gibt es bisher jedoch kaum Publikationen (vgl. Dürig 2020: 17) beziehungsweise sind diese in aller Vagheit formuliert. Dabei erfreut sich kunstbasierte Forschung, dazu zählend kreative Schreibpraxen, immer größerer Beliebtheit (vgl. Ellis/Bochner 2003: 509; Gergen/Gergen 2017: 362). Den »sichersten Boden zwischen den Bewegungen Schreiben und Forschen bietet bislang die Autoethnografie« (Dürig 2020: 24). Evokative wie literarische autoethnografische Schreibweisen sind bisher insbesondere in der Tradition von Carolyn Ellis und Arthur Bochner (1996; 2002; 2016) bekannt, deren Anliegen sich in ihrem simplen wie aussagekräftigen Ausspruch subsumieren lässt: »Ethnography tries to deepen and enlarge our sense of a human community. Literature does this too« (Bochner/Ellis 1996: 18). In eine kreative Schreibpraxis schreibt sich auch die

Feministin Laurel Richardson (1993; 2013; 2016) ein. Ihr zufolge bedeute eine poetische Art zu schreiben »a way out of the numbing and deadening, disaffective, disembodied, schizoid sensibilities characteristic of phallogocentric social science« (Richardson 1993: 705).

Darin lassen sich meines Erachtens zwei Diskursstränge erkennen: zum einen die Annahme, dass Literatur und Ethnografie miteinander zusammenhängen und einander befruchten können, und zum anderen die Ansicht, dass eine kreative Schreibpraxis einen Protest an konventioneller Wissensproduktion darstellt. Ich widme mich zunächst Ersterem: »[I]ch finde, es muss einen Unterschied geben zwischen »ein Buch schreiben« und »eine Doktorarbeit schreiben«, formuliert Regina Dürig (2020: 16). Inwiefern kann sich jedoch eine künstlerische (Schreib-)Praxis in den akademischen Diskurs einfügen? Als Dozentin an einer Kunsthochschule, Autorin und Doktorandin geht sie der Frage nach und reflektiert:

Aber innendrin, im innersten Zimmer, steht eine Schreibmaschine und keine Forschmaschine, sind meine Denkwege die einer Autorin. Lange war das eine Art Schuld eingeständnis: Ich kann nichts anderes als schreibend die Welt sehen, ich kann nichts dafür. Bitte entschuldigen Sie, ich glaub, ich hab mich verwählt. (Dürig 2020: 17)

Und doch greifen beide Bewegungen ineinander – das literarische und das wissenschaftliche Schreiben. So schreibt Dürig zunächst primär literarische Texte, die erst im Akt des Schreibens entstehen, und stellt fest, dass ihnen jedoch nicht ein Erzählen zugrunde liegt, sondern ein Verstehen-Wollen (vgl. Dürig 2020: 17). Ohne dies explizit zu benennen, schreibt sie sich damit in eine performative Forschungslogik ein, indem das Schreiben an sich ein performativer Akt wird, denn dieser ist nicht anders als ein verkörperter zu denken: »Es ist *ein* Körper, der schreibt, ein Körper, in dessen Innerem die Reagenzgläser auf den Laborregalen leise aneinanderklimpern« (ebd.: 32, Herv. i. O.). Eine performative Perspektive auf literarische Texte zu werfen »heißt also, ihre Verfahren offenzulegen, mit denen sie eine neue, ihre eigene, Wirklichkeit konstituieren« (Fischer-Lichte 2012: 145); diese ›Wirklichkeit‹ wird erst im Akt des Schreibens freigelegt, ist sozusagen ein von Emergenzen durchzogener Prozess, da sich erst durch das Hineinschreiben in eine Erfahrung, einen Diskurs, ein Verstehen entwickeln kann, was zuvor noch nicht da war. Das Schreiben ist ein aktiver Prozess, »ein Erinnern, ein Sammeln, ein Finden« (Dürig 2020: 18), wobei das Finden der Sprache auch erst im Schreiben geschieht, »im Immer-wieder-neu-Ansetzen« (ebd.: 18). Und gleichzeitig ist der Prozess kein an sich unvorhersehbarer, denn das Nachdenken findet in der Sprache selbst statt, »in einer Sprache, in der ein Bewusstsein für sich selbst und die Tatsache vorhanden ist, dass keine objektive Sprache existieren kann, dass in Sprache immer schon das System eingeschrieben ist, innerhalb dessen sie verwendet werden kann« (ebd.: 36). Es ist diese Schnittstelle von Vorgegebenem und Unvorhersehbarem, von Planung und Emergenz, welche eine Performativität in Gang setzen kann. Wissenschaftliches Arbeiten ist damit grundsätzlich als performativer Prozess zu betrachten (vgl. Fischer-Lichte 2012: 184) und kann sich demnach auch in einer literarischen Schreibpraxis entfalten.

Ich schreibe, als ob ich murmeln würde: leise, mehr vor mich hin als schon an andere gerichtet. Es ist eher ein Nachdenken mit Tastatur. Schreibend denkt es sich genauer. Das ist intim. Wie Flüstern. (Emcke 2019: 9)

Treibende Kraft ist dabei das *Verstehen-Wollen*, welches ein genuin ethnografisches Vorgehen ist, dem die geertzsche Ausgangsfrage »What the hell is going on here?« vorangestellt ist (vgl. Göksoy/Grebner 2021). Im Vergleich zu interpretativen Zugängen (wie auch der geertzsche einer ist) wird Bedeutung jedoch durch eine evokative Schreibweise *erzeugt*, dies bedeutet, »[d]en Anfang von Schreiben und Sprache als Stille [zu] denken, als unterlassene Äußerung« (Dürig 2020: 41), so wird das Schweigen in die Erzählung hineingebracht, »das Schweigen und de[r] Raum, um den anderen zu begegnen« (ebd.: 20). Die Rezeption wird so abermals zum Ort der *aktiven* Herstellung von Wissen und Bedeutung. Somit fungiert der produzierte Text auch als ein performativer, denn »Lesen als ein performativer Akt kann [...] als ein komplexes kognitives, imaginatives, affektives und energetisches Geschehen in einer liminalen Situation, das dem lesenden Subjekt neue Möglichkeiten zu fühlen, zu denken, sich zu verhalten und zu handeln, neue Möglichkeiten zu einer verkörperten Praxis eröffnet« (Fischer-Lichte 2012: 143), konzipiert werden. Dies funktioniert nur, indem Forschende sich verletzlich zeigen und Rezipient:innen ansprechen, die sich berühren, sich involvieren lassen (vgl. Ploeder/Stadelbauer 2017: 425; Bochner/Ellis 2003: 509; Dürig 2020: 27f.). Wobei dies auch unabhängig von der Bereitwilligkeit der Rezipient:innen geschehen kann: »Because of its rhythms, silences, spaces, breath points, poetry engages the listener's body, even when the mind resists and denies it« (Richardson 1993: 704).

Ein Ansatz, der Literarisches und Ethnografisches miteinander verbindet, lässt sich unter dem Begriff der Ethnopoese beziehungsweise Ethnopoetologie fassen.²⁹ Dieser wurde eher aus literaturwissenschaftlicher Perspektive rezipiert und scheint mir im Hinblick auf den deutschsprachigen Raum der Ethnologie ein völlig vernachlässigter Diskurs zu sein (vgl. Schmitt-Maaß 2011).³⁰

Ethnopoese ist ›dazwischen‹. Wer sie betreibt oder erforscht, setzt sich zwischen die Stühle akademischer Disziplinen — ein Drahtseilakt, da das ›Fremde‹ auf doppelte Weise charakterisiert ist: als die Erfahrung der Fremde und die Darstellung des Ichs in der Fremde. (Schmitt-Maaß 2008: 191)

Der Ansatz geht auf den Ethnologen und Schriftsteller Hubert Fichte zurück, der darum bemüht war, das Poetische freizulegen, jedoch ohne zu poetisieren, dabei Inkohärentes stehenzulassen und (Selbst-)Reflexion im Übermaß zu betreiben, ohne das Subjekt

29 Der Begriff der Ethnopoese bezieht sich im amerikanischen Kontext (*ethnopoetics*) auf die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit indigener Poesie, bezeichnet jedoch im französischen Sprachraum die Poesie der Ethnolog:innen (*ethnopoésie*). Letztere Verwendung wurde auch auf Hubert Fichtes Schriften angewandt, welcher dies jedoch später ablehnte und sich für den Begriff der Ethnopoetologie aussprach, da dieser die Problematik der Repräsentation immer präsent halte (vgl. Schmitt-Maaß 2008: 197f.).

30 Eine Rezeption und Analyse aus literaturwissenschaftlicher Perspektive einschlägiger ethnopoetischer/-poetologischer Werke von Hubert Fichte, Hans Christoph Buch und Michael Roes hat der Philologe Christoph Schmitt-Maaß vorgelegt (vgl. Schmitt-Maaß 2011).

des:der Forschenden der Welt gegenüberzustellen. Vielmehr ist die Trennung von Beschreiber:in und Beschriebenen als koloniale Grenzziehung abzulehnen (vgl. Schmitt-Maaß 2008: 195f.), oder in Fichtes Worten:

Ethnologische Forschung würde ein dialektischer Vorgang, eine sprachliche Correspondance.
Zersplitterte Persönlichkeiten laborieren in einer kaputten Welt.
Das ist die Situation.
Hangelnd.
Sagen Sie es aus!
Erbrechen Sie sich! (Fichte zitiert in Schmitt-Maaß 2008: 196)

Trotz eines mittlerweile offeneren ethnografischen Schreibens mit dem und durch den *Literary Turn* wird die Ethnopoetik Hubert Fichtes nach wie vor als Außenseiterin gehandelt und es werden weder Begriff noch Konzept von Poesie in der deutschsprachigen Ethnologie aufgegriffen (vgl. Eisch-Angus/Hamm 2017: 367f.). Daran hat auch die Rezeption der *Writing-Culture*-Debatte wenig geändert, denn so hafte poetischer Wissenschaft der Vorwurf »kruder Unwissenschaftlichkeit« an – »Wissenschaft, die »schön« geschrieben ist, die die Dichte des Feldes mit literarischer Einfühlung angeht und dabei beansprucht, Wirklichkeit zu erfassen, bleibt verdächtig – das literarische Genre ist nicht für empirisch belegte Wirklichkeit zuständig« (ebd.: 369). Fichtes Ansicht nach bringen ethnopoetologische Texte, die den autobiografischen Anteil nicht kaschieren, jedoch neue Seiten von Wissenschaft hervor und können Erkenntnisse bereichern (vgl. Schmitt-Maaß 2008: 203). Hier liegt wohl eine wesentliche Stärke kunstbasierter Forschung, die sich literarisches Schreiben zu eigen macht: das Hinterfragen von scheinbaren Sicherheiten und das Vortasten in die Unschärfen, um einen Raum zu eröffnen für noch nicht Gedachtes, für Unerwartetes (vgl. Dürig 2020: 29).

Während traditionelles Schreiben anstrebt, den gesamten Inhalt in ein logisch kohärentes Ganzes zu bringen, lädt eine performative Orientierung ein zu Explorationen von Ambiguität, subtiler Nuance und Widerspruch. (Gergen/Gergen 2017: 362)

Während also die Wissenschaft die Sprache braucht, sie benutzt, um Erkenntnisse festzuschreiben, die mit anderen Methoden erhoben wurden, wird in der künstlerischen Schreibpraxis die Sprache selbst zum Erkundungs- und Erkenntnisinstrument (vgl. Dürig 2020: 36). Im Unterschied zu konventionell orientierter Forschung zeigen künstlerisch Forschende eine Bereitschaft, Komplexität und Irritierendes auszuhalten, sich treiben zu lassen, sich in eine Frage oder Idee erst tastend hineinzufühlen (vgl. ebd.: 33).

Indem ich mich diesem Moment, in dem die Gewissheit Risse bekommt, schreibend nähere, kann ich in der Sprache einen Ausdruck finden für das, was zwar spürbar, aber nicht zeigbar außerhalb meiner Erfahrung, meines Körpers vorhanden ist. (Ebd.: 26)

Im Konzept der Poesie besteht eine Produktivität, die eine spielerische Spannung schaffen kann, die Mehrdeutigkeiten analytisch zuzulassen und das Lesen zwischen den Zeilen zu ermöglichen. Es entsteht eine »Spannung zwischen bodenständigem, empirischem Ernst, der auch eine ethische Verpflichtung gegenüber Feld und Wissen-

schaft bedeutet, und kreativer Leichtigkeit, die den Zwischentönen und überraschenden Sprüngen des sozialen Alltags wie der menschlichen Psyche folgen kann« (Eisch-Angus/Hamm 2017: 367). Die Poesie des ›Feldes‹ schreibend zu entfalten – ohne dieses zu poetisieren – mag ein Drahtseilakt sein, dem sich auch Bourdieu (1997a: 799) widmet, indem er auf die dramatische Intensität und emotionale Kraft verweist, »die der von literarischen Texten nahe kommt«, denn »[s]ie können berühren und bewegen, Gefühle ansprechen, ohne Sensationslust zu schüren, sie können den Blick und die Art, über etwas zu denken, verwandeln, was häufig die Voraussetzung für Verstehen ist.«

Hier wird also auch eine ästhetische Komponente deutlich, denn es geht bei literarischen Textformaten auch darum, etwas einladend und spannend zu vermitteln, gern gelesen zu werden, nicht langweilig zu sein (vgl. Dürig 2020: 25; Richardson 1993: 697). Darin wiederum liegt der Protest gegenüber konventioneller Wissensproduktion, der Widerstand, welchen ich anfangs kurz skizziert habe. So stellt sich Dürig (2020: 16) die Frage: »Wie kann die Sprache benutzt werden, um die Welt, die sich uns in der Sprache vermittelt, zu hinterfragen? Wie müssen wir Schreiben denken, um die Mechanismen der Macht auszuhebeln?« Richardson argumentiert, dass eine kreative Schreibpraxis sämtliche Konventionen verletzt und vielfacher Kritik ausgesetzt ist. Gegen diese Kritik anschreibend, gehe es ihr insbesondere darum, sowohl emotional als auch intellektuell zu bewegen, einen Raum für andere Sprecher:innenpositionen zu öffnen:

Lived-experience is not ›talked about‹, it is demonstrated; science is created as a lived-experience. Dualisms – ›mind-body‹, ›intellect-emotion‹, ›self-other‹, ›researcher-research‹, ›literary writing-science writing‹ – are collapsed. (Richardson 1993: 706).

Marginalisierten Stimmen Gehör zu verschaffen, ihre Narrative zugänglich zu schreiben und sich in der Sprache nicht ausschließlich an Expert:innen zu richten, gleichzeitig einen Ton zu finden, der es Leser:innen ermöglicht, sich einzufühlen, sich involvieren zu lassen (vgl. Dürig 2020: 24f.; Gergen/Gergen 2017: 361f.), ist das moralische Anliegen Denzins, das literarische Anliegen der Ethnopoetologie sowie das wissenschaftliche Anliegen evokativer Autoethnografien.

3.2.3. Ein utopisches Projekt

Der vorliegende Aufsatz ist ein utopisches Projekt. Ich bin auf der Suche [...]. (Denzin 2008a: 138)

Das ›utopische Projekt‹ leitet seinen wegweisenden Artikel ein, in dem Denzin seine Ideen einer performativen, kritischen Sozialwissenschaft entfaltet. Dahinter steht die Annahme, dass es sich um etwas handeln muss, was nie in Gänze umsetzbar scheint, etwas, was nach einem Ideal strebt, welches jedoch nie ganz erreicht werden kann. In seinen teils blumig wie pathetisch anmutenden Formulierungen macht er einerseits transparent, worum es ihm geht, und lässt gleichzeitig konkret Fassbares im Überlappen vielschichtiger Ebenen verschwimmen. Dies mag wohl mitunter ein Grund dafür

sein, dass Denzin im deutschsprachigen Raum trotz seiner beachtlichen Bibliografie wenig rezipiert wird.³¹

I'll lay my cards on the table. We need a performance studies paradigm that understands performance simultaneously as a form of inquiry and as a form of activism, as critique, as critical citizenship. I seek a critical sociological imagination that inspires and empowers persons to act on their utopian impulses. These moments and their performances are etched in history, memory, dreams, hope, pain, resistance, and joy. (Denzin 2010: 18)

Denzins Ansatz markiert eine Herausforderung für bevorzugte Formen der Forschungsergebnisrepräsentation, indem er geläufige Kriterien dekonstruiert und eine gemeinsame emotionale Erfahrung in den Mittelpunkt stellt – anstatt einer faktenbasierten Analyse. Ihm geht es um das Schaffen oppositioneller utopischer Räume, Diskurse und Erfahrungen, die institutionalisierte Darstellungen irritieren (vgl. Denzin 2008b: 178f.). Doch was bleibt übrig, woran können sich performativ Forschende orientieren, wenn Wissenschaft immer nur einen Moment der Flüchtigkeit darlegen kann, der bereits eine Imitation ist, um dann wiederum in einer Konstruktion des:der Autor:in aufzugehen, indem er:sie einen utopischen Raum schafft? Auch Ploder (2013: 152) diskutiert kritisch, inwieweit eine nicht argumentativ untermauerte politische Agenda und eine auf das Evozieren eines Erlebens ausgerichtete Forschung wissenschaftlichen Kriterien standhalten kann. Alexander Geimer knüpft mit seiner Feststellung daran an, dass eine solche Poetisierung wie Politisierung von Wissenschaft sich intersubjektiver Prüfbarkeit versperre und letztlich in Diskursen politischer Kunst zu diskutieren wäre. Eine derartige Verwischung von Wissenschaft und Kunst zugunsten einer politisch-moralischen Intervention, die er als »(scheinbar) empirisch fundierte[] Ideologiekritik« (Geimer 2011: 310) umschreibt, sei keinesfalls an Gütekriterien einer qualitativ-rekonstruktiven Forschung anschlussfähig, ja, diese würde gar untergraben werden und nur diejenigen Stimmen stärken, die schon immer wussten, dass dies keine ernstzunehmende empirische Forschung darstelle (vgl. Geimer 2011: 309-315). Hinter dieser Kritik scheint eine Sorge begründet zu liegen, qualitative Sozialforschung – insbesondere eine rekonstruktiv angelegte, wie auch das biografisch-narrative Interview eine ist – würde hinter anderen Forschungsmethoden zurückfallen und hätte ohnehin einen schweren Stand, den es um jeden Preis mittels ausgeklügelter Gütekriterien zu erhalten gelte. Ich möchte dagegenhalten, dass der Ansatz der *Performative Social Science* gar nicht darum bemüht ist, mit einem möglichst umfangreichen Gütekriterienkatalog wissenschaftliche Legitimität zu erhalten – vielleicht sogar ganz im Gegenteil: Er ist vielmehr, folgen wir Denzins Ausführungen, als eine experimentelle Suche nach dem noch nicht Etablierten, nach dem Unkonventionellen, nach etwas in die Zukunft

31 Es sei jedoch darauf hingewiesen, dass in den USA bereits erbittert über Ansätze, wie sie unter anderem von Denzin formuliert werden, gestritten wird. So würden Herausgeber:innen bekannter Journals ihre Abneigung öffentlich machen und so zu verhärteten Diskussionsfronten beitragen. Unter anderem wird kritisiert, dass die Ausweitung der Ethnografie zu einem *Umbrella Word* verkomme und es eher eine fokussierte Debatte über methodische Vorgehensweisen benötige anstatt der Inflation neuer Varianten (vgl. Geimer 2011: 308).

Reichendem zu verstehen. Sobald die *Performative Social Science* in den Kanon gängiger Forschungsmethoden, dazu zählend das biografisch-narrative Interview, aufgenommen würde und ihr eine tragfähige Methodologie zugestanden würde, würde sie ihre widerständige Kraft verlieren. Die *Performative Social Science* nach Denzin kann nur in ihrer Abgrenzung und Kritik bestehen. Vermutlich bezeichnen Mary und Kenneth Gergen (2017: 363) auch deshalb performative Praktiken unter allen Entwicklungen in den Sozialwissenschaften als die radikalsten: »Indem sie die Grenze zwischen Kunst und Wissenschaft, Fakt und Fiktion, Ernsthaftigkeit und Spiel verwischen, stellen sie die Aktivitäten und Standards der ›normalen Wissenschaft‹ infrage.« Das macht sie angreifbar, aber auch fruchtbar für das Erkunden neuer Deutungsebenen. Gleichzeitig darf ein solcher Ansatz nicht als *anything goes* missverstanden werden und sollte genauso einer kritischen Reflexion und damit einhergehend einer Hinterfragung unterzogen werden. Gerade das Zusammenspiel einer postkolonial-informierten Perspektive mit dem spielerischen Ansatz der *Performative Social Science* widerspricht einem willkürlichen analytischen Vorgehen. Die Reflexion forschungsethischer sowie machtkritischer Fragen, die Sensibilisierung für performative Zwischenräume und der Ansatz, Deutungsangebote anstelle der Deutungsfestschreibung zu privilegieren, erfordern einen klaren, selbstreflexiven analytischen Blick, der alles andere als ein *anything goes* erlaubt.

Winter (2011: Abs. [18]) stellt die Stärke einer performativ orientierten Forschung als eine heraus, die es ermögliche, die Polyvokalität des ›Feldes‹ zu erkennen und die Lebenswelten in ihrer Komplexität und ihre vielfältigen ›Wahrheiten‹ darzustellen. Ploder (2013: 152) sieht gerade in ihr ein Potenzial für kritische Migrationsforschung, da durch den Fokus auf die Performativität »ein (inhaltlich nicht näher bestimmtes, nur thematisch fokussiertes) Irritations-Erlebnis bei den RezipientInnen an[ge]stoßen« und ein unhinterfragtes Vorverständnis und die Annahme, es gäbe darauf eine eindeutige Antwort, so erschüttert werden könnten. Damit bleibe die diskurskritische Kraft einer sich als kritisch verstehenden Migrationsforschung bewahrt. Zudem knüpft ein performativer Ansatz direkt an die Krise der Repräsentation an, indem er die Verzerrungen der Repräsentation an sich in den Fokus rückt. Auch Denzin (2008b: 183) wendet sich gegen einen ethnografischen Textualismus, der ›Kultur‹ lese, als wäre sie ein Buch, der Distanz und Abstand, »das Gesagte anstelle des Sagens, das Getane anstelle des Tuns« privilegiere. Dem stelle der:die performative (Auto-)Ethnograf:in eine interaktionistische Epistemologie gegenüber, welche Erfahrung und Teilhabe, Engagement und Involviertheit hervorhebt. Dadurch bliebe ›Kultur‹ in Bewegung, Strukturen würden zu Prozessen, »[d]ie Betonung liegt auf Wandel, Kontingenz, lokaler Verortung, Bewegung, Improvisation, Kampf, situationsspezifischen Praktiken und Artikulationen – auf der Aufführung von Kon/Texten« (ebd.).

3.3. Zusammenfassung: Suche nach Uneindeutigkeiten – ein analytisch wie evokatives Vorgehen

Der Multiperspektivität des Feldes entspricht im besten Fall ein Methodenpluralismus, in dem sich einzelne Techniken ergänzen und auch korrigieren können: hat doch jedes Medium auch seine spezifischen Ausblendungen und Verzerrungspotenziale. (Eisch-Angus/Hamm 2017: 372)

Auf der Suche nach einer Methodologie, die die Kluft zwischen Theorie und Empirie zu schließen vermag und die Theorie gleichzeitig zur Methode *macht*, habe ich die kritische Haltung um eine reflexive Perspektive ergänzt und zunächst die Krise der Repräsentation und die *Writing-Culture*-Debatte in Erinnerung gerufen, sind diese schließlich auch als Reaktion auf postkoloniale Kritik zu lesen. Eine kritische Reflexion der Grenzen der Methode des biografisch-narrativen Interviews und die Hinwendung zu einem dialogisch-performativen Deutungsraum mithilfe einer theaterwissenschaftstheoretischen Perspektive auf Performativität erlauben ein schrittweises Vortasten in die Sphären jenseits methodologischer Kontrolle und beschreiben meine eigene Suche nach einer tragfähigen Methodologie.

Mein Anliegen, das performative Potenzial eines Interviews freizulegen, sehe ich durch eine postkolonial informierte Perspektive analytisch gerahmt sowie durch den Ansatz der *Performative Social Science* methodisch gestützt. In dessen Zentrum steht eine performative Forschungslogik, die immer auch einen politischen Akt darstellt und in einer kreativen Schreibpraxis zum Ausdruck kommen kann. Eine postkolonial informierte Perspektive erfordert eine sensibilisierte Forscher:innenperspektive, die das eigene Mitwirken am Untersuchungsgegenstand selbstkritisch seziert. Die Analyse der dialogischen Ebene offenbart die eigene normative Ontologie, die in das Gespräch hineingetragen wird, und kann so den performativen Aushandlungsprozess und Positionierungszwänge wie auch widerständige Positionierungen transparent machen. Die eigene Spürsamkeit als Resonanzraum offenzulegen und evokativ mitzuverarbeiten ermöglicht es, die inhaltlich-thematische Ebene auszudifferenzieren, indem keine abschließenden Deutungen festgeschrieben, sondern lediglich Angebote gemacht werden. Die eigene Spürsamkeit schreibend zu erfassen, birgt das Potenzial, die Rezipierenden über die analytische Ebene hinaus mitzunehmen. Dadurch wird deutlich, dass sich das Reden *über* das Leben in der aufenthaltsrechtlichen Illegalität nicht auf die bereits in zahlreichen Studien reproduzierten Problematiken und Alltagspraktiken reduzieren lässt, sondern sich neue interpretative Räume eröffnen können. Es ist ein experimenteller Versuch, ein suchendes Vorgehen in meinem empirischen Datenmaterial, welches auch als solches benannt werden muss: kein Statement, sondern eine Suche; keine eindeutige Antwort, sondern immer neue Fragen – Uneindeutigkeiten. Denn auch die Suche, das Unvollständige, das Nicht-Wissen, das Situiertere sind Teil der Methodologie.

Ich begegne dem Ansatz der *Performative Social Science* jedoch nicht unkritisch – so schließe ich mich Geimers Überlegungen an, dass nach Denzins ethisch-moralischem wie politischem Ansatz womöglich auch ein dogmatischer Zwang entstehen könnte, »Beforschte« ungefragt überhaupt erst zu marginalisieren, indem sie als un-

terstützenswert gelabelt und einem gewissen Druck ausgesetzt werden, eine Veränderung erzeugen zu wollen. Darüber hinaus führt generell die Dauerthematisierung von Ausgegrenzten zu einer Schiefelage, die es ermöglicht, dass Eliten und Machtzentren zu ihren eigenen Gunsten aus dem Blick geraten (vgl. Geimer 2011: 310; weiterführend: Nader 1972). Hier knüpft wiederum eine kritische Migrationsforschung an, die mit ihrer Forderung, die Perspektive der Migration einzunehmen (vgl. Kapitel III. 1.1), auf eben jenes komplexe Zusammenspiel von restriktiven Grenzpolitiken und immerwährender Eigenwilligkeit von Migrationspraktiken hinauswill. Illegalisierung unterliegt unterschiedlichen Konstruktionsmechanismen und die Perspektive der Menschen ohne Aufenthaltsstatus wiederzugeben bedeutet, sie in der dialogischen Aushandlung mit mir als Gesprächspartnerin auf der Folie politischer Erwünschtheit und normativer Ordnungen als ein Reden *darüber* im gesellschaftlichen Raum zu lesen, denn das Sprechen und Positionieren ist selbst wiederum in machstrukturelle Diskurse eingebettet. Andererseits muss auch klar benannt werden, dass das Einnehmen einer postkolonial informierten Perspektive nicht darüber hinwegtäuschen darf, der Imagination einer gleichberechtigten Forschung auf Augenhöhe, welche machstrukturelle Ebenen destabilisiert, selbstgerecht zu erliegen, denn es ist immer noch die Forscherin, die entscheidet, welche Fragen an die Forschung herangetragen werden, welche Daten wichtig sind, welche Theorie diese stützt und was schlussendlich geschrieben wird (vgl. Alonso Bejarano et al. 2019: 28f.). Der methodologische Boden mag brüchig wirken, vielleicht ist dies notwendig, um eben jenen gemeinsamen Raum des Gesprächs, welcher von Machtdivergenzen, gesellschaftsdiskursiven Linien und interpersonellen Feinheiten durchzogen ist, darzulegen und in diesem analytische wie kreative Zwischenräume der Deutung freizulegen und zum Schwingen zu bringen.

In ihrem bereits 1996 herausgebrachten Sammelband *Composing Ethnography. Alternative Forms of Qualitative Writing* formulieren Carolyn Ellis und Arthur Bochner in einer dialogisch-reflexiven Einleitung Gedanken über das Wesen qualitativer Forschung. Der abschließende Dialog kann als Zusammenfassung meiner methodologischen Reflexion gedacht werden.

Carolyn: But when you say words like *invent* or *construct*, orthodox social scientists get very upset.

Art: Yes, they think we're giving license to turn serious, systematic inquiry into frivolous relativism where anything goes; that we've lost all respect for facts.

Carolyn: I've never been happy about these polarities. Why I can't be committed to careful, systematic research and still admit that the scientist cannot see with a naked eye?

Art: I think there is a fear that we cannot trust ourselves. Science has given us a lot of comfort. It is comforting to believe there is truth to be found and criteria that do not depend on our utterances or modes of inscription. [...]

Carolyn: And that scares people who were educated to treat human subjectivity as a threat to rationality and to believe that differences of opinion could be arbitrated by objective criteria beyond dispute. They were taught that objective truth has to be given priority over emotion and opinion.

Art: But that's what is important and liberating about the so-called crisis of represen-

tation. It allows a more sober understanding of words like *truth, knowledge and reality*. [...] We no longer have to see social science as a culture that is distinct from literature – you know, either you write literature or you write scientific reports.

Carolyn: [...] The idea of blurring genres of inquiry may help obscure the boundaries between science and literature, but it doesn't obliterate the responsibility to try to be faithful to our experiences in the field. [...] We ought to treat our ethnographies as *partial, situated* and *selective* productions, but this should not be seen as license to exclude details that don't fit the story we want to tell. (Bochner/Ellis 1996: 20f., eigene Herv.)

4. Ein Feld (welches keines ist) und Darstellung der Ergebnisse (ohne abschließende Deutung)

Café104 heißt eine Beratungsstelle in München, ein kleiner Raum mit zwei Sofas, ein paar Pflanzen, einem Tisch. Eine bunte Zeichnung hängt an der Wand: »Kein Mensch ist illegal« steht dort in wackeligen Kinderbuchstaben. Es ist eine Nichtregierungsorganisation (NGO), die sich auf die Beratung für Menschen mit ungesichertem beziehungsweise ohne Aufenthaltsstatus fokussiert.³² Die vor über 20 Jahren gegründete Einrichtung ist damit bundesweit einzigartig, da es sonst keine oder kaum Anlaufstellen gibt, die sich ausschließlich der Probleme von Menschen annehmen, die keinen Aufenthaltsstatus besitzen. Die Arbeit besteht darin, Menschen vor der Illegalisierung zu bewahren oder ihnen zu helfen, wieder einen Status zu erlangen. Dies impliziert in einigen Fällen jedoch auch, eine legale Ausreise zu erwirken, falls dies von Klient:innen gewünscht ist. Neben der Beratung gehört die Begleitung zu Behörden, insbesondere der Ausländerbehörde, zum alltäglichen Geschäft. Ich habe von 2016 bis 2018 für die NGO gearbeitet und meine Erfahrungen in Beratungssitzungen oder bei begleiteten Behördengängen protokolliert. Über meine beratende Tätigkeit habe ich auch den Großteil meiner Gesprächspartner:innen gefunden, die mit mir über ihre biografischen Stationen, insbesondere im Hinblick auf ihre Erfahrungen ohne Aufenthaltsstatus, gesprochen haben. Den spezifischen Umgang mit meinem Datenmaterial sowie dessen Ergebnisrepräsentation werde ich im Folgenden diskutieren und unter forschungsethischen Gesichtspunkten reflektieren.

4.1. Forschungsethische Reflexion über Zugang und Rahmung des Datenmaterials

Sicherlich schafft die Arbeit bei der Beratungsstelle sowie die individuelle Betreuung einer Vielzahl von Klient:innen neben den Interviews eine dichte empirische Datengrundlage. Dazu gehören nicht nur die Beratungssitzungen in der Anlaufstelle, sondern auch die Begleitung zu Behörden sowie mitunter intime Einblicke. So habe ich beispielsweise Schwangere bei Vorsorgeuntersuchungen in einer Frauenklinik begleitet oder einer Familie direkt nach der Entbindung beim Ausfüllen der Unterlagen für

32 Das Beratungsangebot ist online verfügbar unter www.cafe104.de, zuletzt geprüft am 25.05.2020.

die Namenseintragung und die Geburtsurkunde unterstützt. Natürlich ist eine gemeinsame Vertrauensbasis Grundlage für diese Form der Unterstützung, jedoch ist es auch die Vulnerabilität der Menschen, die dazu führt, eine beinahe fremde Person zu bitten, einer medizinischen Untersuchung beizuwohnen. Das daraus resultierende Abhängigkeitsverhältnis im Blick behaltend möchte ich diskutieren, in welcher Form ein solches Datenmaterial (kein) Teil meiner Ergebnisrepräsentation sein kann.

In Anlehnung an Hella von Unger (2014a: 18) verstehe ich unter Forschungsethik die Gestaltung der Forschungsbeziehungen sowie den Umgang mit den gewonnenen Informationen und Daten. Explizit forschungsethische Überlegungen würden im deutschsprachigen Raum in den Sozialwissenschaften meist vernachlässigt und so handle es sich hier um »ein[en] fortgesetzte[n] Winterschlaf« (Unger 2014a: 17). Das heißt nicht, dass allein der Verweis auf einen Ethik-Kodex³³ ausreicht, um Forschungsethik als einzelnes Kapitel abzuhandeln, vielmehr muss sie Teil des gesamten Forschungsprozesses sein, so plädiert Todd Sekuler (2014: 83) dafür, »dass es *ethische Neutralität* in der Ethnologie nicht geben kann, dass eine Diskussion über Ethik in der Ethnologie immer auch das eigene Tun mit zu bedenken hat, also *reflexiv* zu sein hat, und dass eine *kritische Ethik* vonnöten ist« (Herv. i. O.). Das Handeln jeder:s Forschenden ist jedoch letztlich der jeweils individuellen Entscheidung überlassen – forschungsethische Klarheit gibt es in der qualitativen Sozialforschung bis dato nicht (vgl. Unger 2014b: 226).

Gerade in ethnografischen Forschungskontexten besteht die Schwierigkeit, alle im ›Feld‹ Beteiligten über eine Forschung zu informieren und ein Einverständnis einzuholen. Um nicht Gefahr zu laufen, eine ›verdeckte‹ Forschung durchzuführen, sollen zumindest »Schlüsselpersonen« (Unger 2014a: 27) über das Forschungsvorhaben aufgeklärt sein. In meinem Fall waren selbstverständlich alle Mitarbeiter:innen des *Café104* über meine Forschung informiert. Jedoch impliziert forschungsethisches Vorgehen immer auch die Berücksichtigung des politischen Kontexts und der Machtverhältnisse (vgl. Sekuler 2014: 83). Auf meine Arbeit im *Café104* bezogen bedeutet es, einzugestehen, dass unsere Klient:innen vor Beginn der Beratung selbstverständlich *nicht* über meine Forschung informiert wurden. Allen Klient:innen ein Einverständnis abzuverlangen, hätte schließlich eine erhebliche Verunsicherung mit sich gebracht und womöglich zum Abbruch der Beratung geführt. Gerade im Kontext aufenthaltsrechtlicher Beratung, insbesondere dann, wenn sich Klient:innen mit einem bereits illegalisierten Status an eine Beratungsstelle wenden, stehen Fragen der Datenvertraulichkeit im Vordergrund. Die Angst vor Denunziation, vor Verurteilung oder Abschiebung führt dazu, dass sich viele überhaupt erst in einer Notsituation an das *Café104* wenden.

33 Es sei angemerkt, dass sowohl in der Soziologie als auch der Ethnologie ein sogenannter Ethik-Kodex für empirisches Arbeiten existiert. Dieser bietet eine Orientierung, ist jedoch nicht bindend und erweist sich nicht für sämtliche Kontexte als ›klar‹. Unger (2014a) setzt sich kritisch mit dem Ethik-Kodex der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS) und des Berufsverbandes Deutscher Soziologinnen und Soziologen (BDS) auseinander. Ein Ethik-Kodex der Ethnologie wurde zuletzt 2008 aktualisiert: Hahn/Hornbacher/Schönhuth (2008): »Frankfurter Erklärung« zur Ethik in der Ethnologie. Todd Sekuler (2014: 84) verweist aufgrund des Missstands auf die *American Anthropological Association*, welche aktualisierte ethische Leitlinien aufweise (kritische Reflexion der Leitlinien vgl. ebd.: 90–93).

Es handelt sich bei der Beratungsstelle also auch in dieser Hinsicht um ein sensibles, machtstrukturelles und politisches Setting, welches sich durch die anwesenden Personen und deren implizite gegenseitige Erwartungshaltungen auszeichnet und wo zudem die Schutzbedürftigkeit der zu beratenden Personen im Vordergrund steht. Die Beratungssituation stellt dabei einen speziellen Kontext dar, welcher bestimmte Formen der Erzählung über individuelle Lebensgeschichten hervorbringt und zudem den Fokus auf eine Gruppe verengt, die aus aktuellem Anlass mit konkreten Schwierigkeiten konfrontiert ist. Die Beratung beschreibt demnach einen eigenen interaktiven Kosmos, der maßgeblich durch (machtstrukturelle) Gesprächsabläufe geprägt ist. Die Erwartungshaltung seitens der Beratenden zielt meist darauf ab, eine in sich schlüssige Geschichte mit für die Beratung relevanten Informationen zu hören zu bekommen, und steht der zurückhaltend hoffenden oder auch offensiv fordernden Position der Beratungssuchenden gegenüber, die sich Lösungen erwünschen. Dieses Setting, welches stark von impliziten Rollenzuschreibungen geprägt ist, bedürfte, um Teil einer Forschungsarbeit zu werden, einer Einwilligung der Klient:innen und zudem einer gesonderten (interaktionalen) Analyse, welche nicht im Fokus meiner Arbeit steht. Ich fungiere in der Beratungssituation somit in der Rolle der Beraterin, nicht der Forscherin, und lege in der ersten Beratungssitzung, bei der es darum geht, eine vertrauensvolle Atmosphäre zu schaffen, nicht offen, dass ich eine zu publizierende Forschungsarbeit verfasse. Zwar stellen also einerseits die von mir protokollierten Beratungssitzungen einen Teil meines erfahrungsbasierten Wissens dar, werden als empirisches Datenmaterial jedoch nur sehr partiell Eingang in diese Arbeit finden. Was genau heißt das? Zum Schutz der Klient:innen werde ich über die Anonymisierung und geringfügige Verfremdung der Geschichten hinaus Interaktionssituationen lediglich ergänzend oder rahmend in den Fokus rücken, die mich selbst kritisch in den Blick nehmen und die dazu beitragen können, ein vertiefendes Verständnis zu erwirken. Das heißt, dass ich individuelle Fallgeschichten beispielsweise so miteinander verknüpfe, dass eine Rückführung auf eine konkrete Person ausgeschlossen werden kann, und diese dazu dienen, eine weitere analytische Facette zu verfeinern oder zu vertiefen.

Mein analytisches Hauptaugenmerk liegt auf den von mir geführten Interviews. Insgesamt habe ich neun Interviews zwischen 2016 und 2019 geführt. Es folgten zwei Folgeinterviews im Jahr 2020. Den Großteil meiner Gesprächspartner:innen habe ich über die Beratung kennengelernt. Ein Kontakt wurde mir unabhängig vom *Café104* vermittelt. Wichtig bei der Wahl meiner Gesprächspartner:innen waren für mich folgende Kriterien: Da es sich beim Sprechen über das Leben ohne legalen Aufenthaltsstatus um ein angstbesetztes sowie tabuisiertes Thema handelt, wollte ich die Hemmschwelle möglichst gering halten und nicht mit einem:r Dolmetscher:in arbeiten. Ich hielt es für die Interviewsituation am vertrauenerweckendsten, wenn sich meine Gesprächspartner:innen zunächst nur auf mich einlassen müssen. Dies reduzierte die Wahl möglicher Interviewpartner:innen auf meine eigenen Sprachkenntnisse, nämlich Deutsch, Englisch und Spanisch. Ein weiterer ausschlaggebender Aspekt war für mich die Einschätzung der psychischen Belastbarkeit. Da einige Klient:innen sich erst in einer Not-situation an unsere Beratungsstelle wenden und erstmalig den Schritt wagen, mit jemandem über einen ungeklärten Aufenthaltsstatus zu sprechen, vermittelt das *Café104* bei Bedarf psychotherapeutische sowie psychiatrische Unterstützung. Durch die be-

sondere Rollenverteilung in der Beratung hätten sich manche Klient:innen womöglich aus einem Pflichtbewusstsein heraus gezwungen gefühlt, mir Rede und Antwort stehen zu müssen. Welche Personen ich um ein Gespräch bat, natürlich immer mit dem Hinweis auf die Möglichkeit, dieses zu verweigern, hing neben der sprachlichen Verständigung mit dem Auftreten der Person zusammen, mit der Redebereitschaft und der auf mich wirkenden Sicherheit in der Gesprächssituation – und nicht zuletzt mit der aktuellen Lebenssituation: Alle meine Gesprächspartner:innen befanden sich zum Zeitpunkt des Interviews in einer für sie zumindest vorübergehend geklärten Situation, beispielsweise da ein sicherer Aufenthaltsstatus erlangt wurde, in Aussicht stand oder die Entscheidung über eine freiwillige Ausreise getroffen wurde. Die aktuelle Lebenssituation ist für mich insofern auch von Bedeutung, als damit die beratende Tätigkeit bereits komplett oder weitgehend abgeschlossen war, sodass Klient:innen nicht zu befürchten hatten, dass eine Verweigerung eines Gesprächs unsere Beratung negativ für sie beeinflussen könnte. Mir ist bewusst, dass die von mir vorgenommene Einteilung in ›schutzbedürftig‹ und womöglich ›weniger schutzbedürftig‹ (vgl. Unger 2014a: 28) auch aus einer machtvollen Position heraus geschieht und den von mir vorgenommenen Zuschreibungen unterliegt. Dass ich mit meiner Einschätzung nicht immer richtig lag, wird deswegen genauso Teil meiner Ergebnisdiskussion sein. Ein kritisches Hinterfragen meiner Vorgehensweise wird meine gesamte Analyse durchziehen, so halte ich mich an Sekulers (2014: 93) Resümee:

Und so sehr die Befolgung ethischer Richtlinien oder ein ethisches Bewusstsein sich auch als Maßstab für die ethische Beurteilung von Handlungen oder Unterlassungen eignen mag, so sehr kann sie doch auch als Instrument der Legitimation von Tun und Unterlassen dienen. Folglich bietet sie ebenso Anlass zum moralischen Hinterfragen des eigenen Tuns wie zur Beruhigung eines schlechten Gewissens.

Wie benenne ich meine Gesprächspartner:innen? Hier stehe ich vor dem Paradox, einerseits nur grobe biografische Eckpunkte zum Schutz ihrer Daten heranzuziehen, andererseits jedoch dem sonst sehr vereinfachten und generalisierten Bild *der* ›Illegalisierten‹ entgegenwirken zu wollen. In der Ergebnisrepräsentation werden aus diesem Grund die individuellen, heterogenen Lebensgeschichten gegenüber der Kategorienbildung priorisiert, da sich diese Arbeit nicht in die Fußstapfen jener empirischen Studien einschreibt, die eine Aussage über die Gesamtheit einer Gruppe oder eines Feldes treffen (vgl. Kapitel III. 4.2).³⁴ In den Fällen, in denen es aufgrund von bestehendem Kontakt und räumlicher Nähe möglich war, habe ich meinen Gesprächspartner:innen ein zweites Gespräch über die von mir herausgearbeiteten Ergebnisse aus dem Erstgespräch angeboten, um diese gemeinsam zu reflektieren und gegebenenfalls zu korrigieren. In zwei Fällen wurde mein Angebot angenommen, eine Gesprächspartnerin hat sich dagegen entschieden (vgl. Kapitel IV, 1., 2. und 5.). Die jeweiligen Interviews haben in drei deutschen Großstädten und einer italienischen Kleinstadt stattgefunden. Meine Gesprächspartner:innen kamen aus Kolumbien, Peru, Panama, Vietnam, China, der Mongolei, Afghanistan und Kenia und waren zwischen einem und sechs Jahren ohne Aufenthaltsstatus. Zum Zeitpunkt

34 Selbstverständlich sind Namen, Alter und Ortschaften immer anonymisiert.

des Interviews hatten manche Gesprächspartner:innen mittlerweile einen Aufenthalt, andere waren ausreisepflichtig. Keine:r befand sich zum Zeitpunkt des Gesprächs noch in der aufenthaltsrechtlichen Illegalität.

Der analytische Blick auf die performativ-dialogische Ebene und das Bewusstsein über deren situative und kontextuelle Gebundenheit kann dabei sicherlich nicht das von Ethnolog:innen häufig so klar skizzierte ›Feld‹³⁵ zur Gänze ausleuchten. Jenes ›Feld‹ sollte sich bestenfalls woanders befinden, möglichst weit weg, »je weiter, desto ethnologischer« so formuliert es augenzwinkernd Martin Sökefeld (2002: 82) und beleuchtet die Schwierigkeiten, wenn das Feld dann doch eines ohne Ferne ist, da sich dieses in der eigenen Gesellschaft verorten lässt: »Der Nachteil der Nicht-Abreise ist die Nicht-Abreise selbst. Ich muß selbst aufhören. Aber wann? Ich werde nie fertig sein« (Sökefeld 2002: 89). Mein ›Forschungsfeld‹ ist in diesem Kontext jedoch keines, welches sich als solches zu erkennen gibt. Es existiert gerade in seinen nicht erkennbaren Konturen als Teil meiner gesellschaftlichen Alltagswelt. Es funktioniert nur als solches, welches eben nicht von außen einsehbar ist und welches nach außen so tut, als gäbe es dieses gar nicht. Natürlich wäre es möglich, Menschen ohne Aufenthaltsstatus durch ihren Alltag zu begleiten, der in seiner Unscheinbarkeit darauf angelegt ist, *nicht* aufzufallen, sich nicht zu unterscheiden von dem Alltag all der anderen an der Gesellschaft Teilnehmenden. Vielleicht gibt es Orte, Vernetzungen, Praktiken des Nicht-Auffallens, die sich dem öffentlich sichtbaren Auge entziehen, und es ist eine bewusste Entscheidung, diese aus gutem Grund dort zu belassen und nicht einer Leser:innenschaft zugänglich zu machen. Denn ein wesentlicher Aspekt forschungsethischer Reflexion zielt auf die Schadensvermeidung, welcher in dem Fall den Missbrauch von Informationen meint, gelangen diese in öffentliche Hand (vgl. Unger 2014a: 24).

4.2. Darstellung der Ergebnisse – oder über das Erzählen von Geschichten

In der Analyse bin ich sequenziell vorgegangen und habe die einzelnen Argumentationslinien herausgearbeitet und die Transkripte nach den zugrunde liegenden Erzählsträngen, kürzeren Episoden, wiederkehrenden Selbstaussagen sowie aber auch nach dem Nicht-Erzählten beziehungsweise dem Nicht-Erzählbaren abgeklopft. Als Nicht-Erzähltes fasse ich Themen, die nicht angesprochen werden, unter dem Nicht-Erzählbaren verstehe ich Gesprächsabschnitte, die eine Narration andeuten, diese dann aber nicht weiter verfolgen, abbrechen oder zu anderen Themen hinlenken. Es sind subjektive Erfahrungen in ihrer Einzigartigkeit, Komplexität und Widersprüchlichkeit, die sich im Prozess des Dialogs entfalten und vor dem Hintergrund der Gesprächsdynamik und atmosphärischen Dimension beschrieben werden sollen. Es geht mir dabei darum, mich »auf die Einzigartigkeit einer Lebensgeschichte einzulassen und zu versuchen, die Lebensschicksale gleichzeitig in ihrer Einmaligkeit und in ihrer Allgemeinheit zu verstehen« (Bourdieu 1997a: 788.).

35 Mit Feld kann sowohl eine bestimmte Institution als auch eine konkrete Ebene der Verwaltung innerhalb eines Unternehmens, eine Familie, eine Subkultur oder gar eine spezifische Gruppe mit geteilten biografischen Etappen gemeint sein (vgl. Flick 2007: 143).

Der Ergebnisteil ist zunächst nach den einzelnen Gesprächen beziehungsweise individuellen Lebensgeschichten gegliedert (Kapitel IV. 1-8).³⁶ Jedes Gespräch hat seine eigene Dynamik, seine eigene Stimmung und thematische Schwerpunktsetzung. Dem entspricht auch die Gliederung, die sich nicht für eine Vereinheitlichung ausspricht, sondern Heterogenität verbildlichen soll. Die aneinander anknüpfenden Erlebnisse und Erfahrungen zeigen somit auch das auf, was ihnen überhaupt nicht gemein ist: das Gegensätzliche und innerhalb einer Erzählung auch immer das Widersprüchliche und Ambivalente – nicht weil ich der Meinung bin, die Narration über Alltagsbewältigung in der aufenthaltsrechtlichen Illegalität sei besonders davon gezeichnet, sondern weil ich von der Grundannahme ausgehe, jeder Mensch trägt in seinen Erzählungen über Erinnertes auch eine Ambivalenz von nicht immer miteinander konform gehenden Argumenten hinein. Erst dadurch gewinnen Erzählungen ihre Tiefe und lassen sich nicht an einseitige Argumentationslinien heften. Diesen möchte ich nachspüren. Insofern geht diese Arbeit keinem theoretischen Sättigungspunkt nach, denn eine behauptete Sättigung würde suggerieren, dass die von mir vorgenommenen Deutungsangebote zu einem Abschluss kommen und damit keine weiteren Deutungsebenen denkbar wären.

Zwischen den jeweiligen Gesprächsanalysen stehen literarische Textsegmente, welche ebenfalls auf Interviewsituationen oder den Beratungskontext rekurrieren. Diese finden sich nicht in der Gliederung wieder, weil sie bewusst als ›freischwebende‹ rein evokative Zwischenepisoden fungieren. Auszüge aus Stimmungsprotokollen sowie literarische Textsegmente können atmosphärisch die aus dem Transkript erarbeiteten analytischen Zugänge kontrastieren und fügen diesen eine erweiterte Deutungsebene hinzu. Abschließend führe ich die empirischen und theoretischen Spuren zusammen und skizziere resümierend die in den Interviews aufscheinenden Verbindungslinien und geteilten Narrative meiner Gesprächspartner:innen, die zwar nie identisch sind, aber immer an eine gemeinsame kollektive Erfahrung anknüpfen – nämlich an das Erzählen über das Leben in der aufenthaltsrechtlichen Illegalität im gemeinsamen Raum der Interviewsituation (Kapitel V).

Aus der Perspektive der *Performative Social Science*, welche eine literarische Schreibpraxis mit sich bringt und die Grenzen zwischen Wissenschaft und Kunst zu irritieren sucht, befürworte ich den Begriff der ›Geschichten‹-Erzählung, nicht um diese als rein fiktive herauszustellen, sondern vielmehr um auf deren Konstruktion zu verweisen. Wie bereits in der *Writing-Culture*-Debatte eingehend diskutiert wurde, sind die hier verschriftlichten Ergebnisse eine Konstruktion der Schreibenden. Sie sind Geschichten, keine frei erfundenen, sondern eingegebenet in eine kollektive Erfahrung und reproduziert in einem situativen Kontext: ›Geschichten sind wie Such- und Punktseinerwerfer; sie beleuchten Teile der Bühne, während der Rest im Dunkeln bleibt‹ (Bauman 2006: 27). Was diese Geschichten offenbaren, ist nicht der individuelle Persönlichkeitskern eines Individuums, aber in ihnen spiegeln sich Narrative über eine Lebenserfahrung. In diesen Narrativen bündeln sich sowohl strukturelle gesellschaftliche Normen als auch situative und performative Aushandlungsprozesse, Widersprüchlichkeiten und

36 Eine ähnliche Strukturierung weisen die empirischen Forschungen Marc Hills (2016), Semra Çeliks (2006) sowie Clemens Dannenbecks (2002) auf.

Glättungsversuche – durch den Blick der Forscherin rekonstruiert, verdichtet, gebündelt:

Das macht zusätzliche Angst, der Forscher fürchtet sich nicht mehr nur vor seinem Feld, sondern auch vor seinem Publikum, dem er plötzlich unverhüllt [...] begegnen wird. In diesem Zusammenhang macht das Geschichten-Erzählen, also wissenschaftlich formuliert, die Narration, einen guten Sinn: sie bietet durch ihre gestaltete Form den notwendigen Schutz, um den eigenen Anteil an der Entstehung der Erkenntnisse eingestehen zu können und zugleich gibt sie die eigenen Akte des Erkennens der Kritik frei. (Jeggle 1984: 112)

Nun könnte kritisiert werden, dass es für eine Geschichte immer auch eine:n Erzähler:in braucht, und birgt es nicht einen gewissen Zynismus, als Forscherin, die eine postkolonial informierte Perspektive unterstützen möchte, diese Erzählposition zu beanspruchen? Kann ich nicht meine Gesprächspartner:innen für sich selbst sprechen lassen? Ich schließe mich der Argumentation Hito Steyerls (2016: 11) an, die in Anlehnung an Spivak genau hier die Tendenz zur Verschleierung entlarvt. Denn letztlich sind es in einer Forschungsarbeit immer die Forschenden, »die das ›Für-sich-selbst-Sprechen‹ der Anderen repräsentieren«. Hinter der Behauptung sie sprächen für sich selbst steckt eine Selbstüberhöhung, denn Forschende tun dann nur so, als seien sie nicht da, und »spielen eine Art Bauchredner für unterprivilegierte Gruppen« (Steyerl 2016: 11, vgl. auch: Alonso Bejarano et al. 2019: 21). Wenn ich also von Geschichten spreche, möchte ich hier die Akte des Erkennens offenlegen und der Kritik freigeben, indem der performativ-dialogische Aushandlungsprozess mitreflektiert wird, um nicht meine Einflussnahme auf die Gespräche und meine damit einhergehende Mitgestaltung zugunsten eines verzerrten ›Für-sich-selbst-Sprechens‹ meiner Gesprächspartner:innen zu behaupten.

Diese Geschichten sind (immer) konstruiert: »Wenn Geschichten dafür kritisiert werden, daß sie einen Teil der Bühne bevorzugen und einen anderen dafür vernachlässigen, ist das ein schwerwiegendes Mißverständnis, eine Ungerechtigkeit – ohne Auswahl keine Geschichte« (Bauman 2006: 28). Deswegen erachte ich mit Bourdieu die Intervention der Forschenden als eine Notwendigkeit, denn die reine Darstellung von Interviewtranskripten kann dazu führen, dass diese verzerrt und ihres Sinnes beraubt aufgenommen werden. Dies wird deutlich in seiner Reflexion über eine Interviewbegegnung mit zwei Jugendlichen:

In dem Maße, wie ich diesen beiden Jugendlichen dabei zuhörte, wie sie trotz ihrer Zurückhaltung und ihres zeitweiligen Schweigens, das von der Angst herrührte, zu viel preiszugeben oder zu schockieren, mit der größten Natürlichkeit davon sprachen, was ihr Leben ausmacht [...], wurde das alles auch für mich selbstverständlich. So sehr war in ihren Worten und in ihrem Verhalten die ›starre Gewalt‹ des Laufs der Dinge präsent, [...]. (Bourdieu 1997b: 91)

Es ist daher wichtig, der:m Lesenden die nötigen Instrumente an die Hand zu geben, »um den Äußerungen, die er lesen wird, jenen Blick entgegenbringen zu können, der dem Befragten gerecht wird, indem er ihm seinen Daseinsgrund und seine Notwendigkeit zurückgibt« (Bourdieu 1997a: 801). Die Gesprächsanalysen unterscheiden sich des-

wegen im Aufbau wie auch in der stilistischen Umsetzung. Interviews mit mehreren Personen (vgl. Kapitel IV. 3, 5, 6) fokussieren die dialogische Ebene zwischen mir und meinen Gesprächspartner:innen nicht so ausgeprägt, da ich mich als Fragestellende weniger eingebracht habe und sich so eine Dynamik zwischen den Anwesenden entfalten konnte, die das Gespräch maßgeblich lenkte. Das heißt nicht, dass meine Anwesenheit nicht performativ im Gespräch wirksam war – nur, dass meine dialogischen Redeanteile weniger Raum einnahmen. Die Gesprächsanalyse mit Phileas wiederum (Kapitel IV. 8) ist von einem anderen Schreibstil geprägt, da das Arbeiten mit dem Interviewtranskript keinen Sinn ergeben hätte, oder um in Bourdieus Worten zu sprechen: Es würde dem Befragten nicht gerecht.

Empathie³⁷ und Nähe bedeuten, meinen Gesprächspartner:innen als Menschen entgegenzutreten, das heißt, ihnen mit Sympathie, mit Verständnis, aber manchmal auch mit Wut, mit Unverständnis zu begegnen. Ich bin manchmal irritiert und manchmal voller Zuneigung oder Bewunderung. All das, was eben immer in zwischenmenschlichen Beziehungen eingespeist ist, was meist in Forschungskontexten ausgeklammert wird, weil es darum geht, möglichst ›neutrale‹ Erkenntnisse zu generieren. Meine (emotionale) Involviertheit in den Gesprächssituationen ist Teil meines Datenmaterials. Sie ist sogar entscheidend, denn sie prägt meinen analytischen Blick. Ich spreche von keiner neutralen Position aus. Ich spreche aus einer politischen Haltung heraus, die sich für eine Entstigmatisierung und Entkriminalisierung einsetzt. Ich spreche auch von einer emotional involvierten Position aus, die Züge von Faszination und Betroffenheit tragen kann. Sowohl die politische als auch die emotionale Haltung läuft Gefahr, Erzählungen einseitig zu romantisieren, zu emotionalisieren oder zu viktimisieren. Ich bin der Überzeugung, dass eine tatsächlich neutrale Position in keiner qualitativ angelegten Forschung möglich ist und Erkenntnisse immer von einer impliziten Haltung gefärbt sind. Für Forschende besteht die Möglichkeit, diese als unhinterfragtes Hintergrundrauschen zu verschleiern oder transparent zu machen. Mit dem Betonen von Transparenz beanspruche ich nicht die Deutungshoheit, aber ich verdeutliche meine Position als Erzählerin, die die Geschichten konstruiert und die Konstruktionsakte kenntlich macht. Es sind diese Geschichten, selektiv, situativ und kontextuell gebunden, welche abschließend analytisch an theoretische Spuren rückgebunden werden.

37 Nach Michel Agiers (2016: 9) stelle gerade Empathie eine wichtige intellektuelle Haltung dar. Er betont, sich in seinem empirischen Vorgehen nicht an ›Forschungsobjekte‹ zu wenden. Er versuche hingegen, Distanz zu verringern und ein gemeinsames Denken *mit* seinen Informant:innen voranzustellen.

IV. Aufenthaltsrechtliche Illegalität erzählen

1. Nara: Es gibt Geheimnisse, die du auch vor dir selbst geheim halten musst

Nara wird in ein paar Tagen 30 Jahre alt und hat die Hälfte ihres Lebens in Deutschland verbracht. Das klingt nach Beständigkeit. Sie kam mit 15 Jahren aus der Mongolei nach Deutschland und hat 15 Jahre lang ein ganz ›normales‹ Leben geführt. Das stimmt natürlich nicht, aber sie hat ein augenscheinlich den gesellschaftlichen Normalitätserwartungen mehr oder weniger entsprechendes Leben geführt: Sie ist zur Schule gegangen, sie hat eine Ausbildung begonnen, sie hatte eine Krise, hat die Ausbildung abgebrochen, hat sich neu orientiert, eine neue Ausbildung begonnen. Sie hat einen Sohn bekommen und ist alleinerziehende Mutter. In ein paar Tagen wird sie 30.

Eine einfache Wohnung, kahle Wände. Während wir sprechen, macht sie ihrem Sohn eine Tiefkühlpizza. Die Erzählung von früher trägt sie in knappen Worten vor, meidet das Emotionale, hängt sich an Geschichten über andere auf. Es geht wenig um sie. Und doch ist da eine Nervosität, die ihre Arme erfasst und plötzlich flatterhaft erscheinen lässt. Nur kurz, dann lacht sie wieder. 15 Jahre, sagt sie. 15 Jahre habe es gedauert, bis sie endlich einen Aufenthalt bekommen habe. Es gibt Geheimnisse. (Auszug aus dem Stimmungsprotokoll, Gespräch I)

Als ich Nara vier Jahre später erneut kontaktiere, wirkt sie erfreut und willigt sofort ein, dass wir uns noch einmal treffen. Im Folgenden geht es insbesondere um die Analyse unseres ersten Gesprächs. In Kapitel IV. 1.4 werde ich ergänzend unseren Dialog aus dem zweiten Gespräch heranziehen, um die hier aufgedeckten Missverständnisse aufzuarbeiten.

1.1. Das verlorene Kind

Nara kam als Minderjährige zunächst in ein Kinderheim in Frankfurt, besuchte die Schule und begann eine Ausbildung. Während ihrer Ausbildung ging es ihr psychisch jedoch zunehmend schlechter. Sie brach alles ab, verließ die Stadt und ist »nach Köln ab-

gehauen«¹. In dieser Zeit verlor sie ihren Aufenthaltsstatus und war die folgenden vier Jahre illegalisiert. Die Erzählung über den Verlust ihres Aufenthaltsstatus ist bruchstückhaft erzählt, nicht chronologisch geordnet und lässt sich als ein verbales Vortasten und Wieder-Zurückweichen beschreiben. Sie benötigt mehr als einen Anlauf, all das in Worte zu fassen, sie verhaspelt sich und springt in ihrer Erzählung. Dabei setzt sie immer wieder neu an: »Und weil ich ...«

»[A]ber ich war nicht mehr die Mädchen, die die Ausbildung angefangen hat, bis dahin haben mich alle nur Pippi Langstrumpf genannt so, weil ich bin sehr aktiv gewesen, ich hab immer sehr viele Freunde gehabt und so und zum Beispiel ich hab auch viel fotografiert, [...] und durch dieses Projekt hatte ich mehrere Ausstellungen und in der Schule war ich die Beste, ich war immer beliebt bei Freunden usw.«

Doch sie beschreibt auch einen Druck, der sich von Monat zu Monat verschärft und schließlich in einer

»riesen, eine[r] riesengroße[n], riesen psychische[n] Belastung« mündete: »Ich hab einfach im Leben nicht mehr den Grund gesehen [...], ich hab den Sinn nicht mehr gesehen.«

Das führte dazu, dass sie alles stehen ließ »und dann bin ich einfach nach Köln abgehauen. So!«. Das »So!« markiert eine Entschlossenheit in ihrer Erzählung, wie einen Anker, den sie auswirft, der ihrer sprunghaften Erzählung entgegentritt, sie festigen soll. Vielleicht ist es der Versuch, einen Punkt – nein, ein Ausrufezeichen! – zu setzen, um das davor Gesagte abzuschließen. Aber sie fährt fort: »Und dann habe ich mich, keine Ahnung, weil ich, ich weiß nicht, ich hab [...]«, und sie muss doch noch einmal zurückkehren zu dem, was davor geschah, vor Köln – nach Erklärungen suchend. »Und weil ich ...«

Sie erzählt mir von einer enormen Arbeitsbelastung während ihrer Ausbildung in Frankfurt und dass sie sich mit ausgrenzenden Zuschreibungen konfrontiert sah, sie habe sich ständig als »Ausländerin« gefühlt. Einzig ihr Chef habe ihre Arbeit geschätzt und anerkannt, denn sie war sehr fleißig: »Er hat gesehen, was ich gearbeitet habe! Was ich mir für Mühe gegeben habe!«.

Nach sechs Monaten musste der Chef jedoch den Betrieb verlassen und diese Anerkennung brach für sie weg. »Und weil ich ...«

Zudem fiel genau in diese Zeit der Auszug aus dem Jugendheim, in dem sie die letzten fünf Jahre gelebt hatte. All das habe sich *summiert* »und irgendwann hat es eine Explosion gegeben, ne, ...«.

Eine abgebrochene Ausbildung, ein neues Heim und zwischen ihren schnell aufeinanderfolgenden Sätzen, die sich manchmal gegenseitig ins Wort zu fallen scheinen, kommt noch etwas anderes zum Vorschein.

»Und weil ich das Kind so wollte und ich wollte das Kind und deswegen ... das war einfach schrecklich und ich wollte das einfach verdrängen und ich hab gesagt, niemand soll darüber ansprechen und ich mich einfach auch wegen der schlechten Arbeit, ich hab dann einfach, das Kind war weg und dann die Arbeit, und das schreckliche Leben auch noch [...].«

1 Eine Korrektur der Sprache im Sinne grammatikalischer Angleichung habe ich nicht vorgenommen, sondern den Originalduktus beibehalten.

Beinahe eingezwängt zwischen ihren Erläuterungen über die Ausbildung und die harte Arbeit taucht es immer wieder auf, das Kind, sodass ich mir im Moment ihrer Erzählung gar nicht sicher bin, ob ich sie richtig verstehe. Tatsächlich kann ich es erst beim Lesen des Transkripts deutlicher erkennen.

»[D]ann hab ich gewusst, dass ich schwanger bin, und dann hab ich ähm ..., dann hab ich nur noch ein paar Monate warten wollen und dann wollte ich Beschäftigungsverbot machen, ne, aber dann hab ich im dritten Monat eine Fehlgeburt gehabt und ja und aber damals hab ich auch so viel, ... zwölf Stunden gearbeitet [...].«

Das Kind ist wie ein schweigender Mitläufer. Das Kind wird kaum hörbar, kaum greifbar. Es hat keinen Raum, soll ihn nicht bekommen und wird beinahe verschluckt von sich überlagernden Erzählsträngen. Jedoch liegt genau hier wohl der entscheidende Auslöser: »[U]nd bevor ich das Kind bekommen habe, war es okay gewesen, aber ich war nicht mehr die Mädchen, die die Ausbildung angefangen hat«. »Und bevor ich das Kind bekommen habe« – sie sagt nicht, »bevor ich schwanger wurde«. Natürlich kann es eine sprachliche Ungenauigkeit sein, ein Versehen, aber die Redewendung deutet darauf hin, dass es mehr als eine Schwangerschaft war, die frühzeitig abbrach, sondern ein Kind, was kurzzeitig in ihr Leben trat und ihr dann wieder genommen wurde.

Nara: »[...] und irgendwann hat es eine Explosion gegeben, ne, ...«

Ich: »Klar, ja ...«

Nara: »... und dann hab ich alles stehen gelassen ... Ach so, wegen der Frage, [...]«.«

Am Ende steht die Explosion. Sie pausiert, bekräftigt ihren zuvor ausgeworfenen Anker (So!) und kehrt nicht noch einmal in die Erzählschleife zurück. Sie rekurriert auf eine Frage, die es ihr ermöglicht, wieder in anderer Rolle aufzutreten, die sie wieder wegführt von ihren persönlichen Erlebnissen, wegführt von all den Umständen, die dazu führten, dass sie »in die Illegalität so rein gerutscht« ist.

Neben dem Bild des Rutschens, welches die Assoziation der Unmöglichkeit der Umkehr und des Ausgeliefertseins bekräftigt, gibt es noch eine ergänzende oder vielleicht im Widerstreit stehende Erzählung. So formuliert sie am Anfang unseres Gesprächs: »[W]enn ich mich in Köln beim Anmeldeamt gemeldet hätte, dass ich in Köln wohne, ne, und so weiter, dann wäre bestimmt, das, was ich hatte, wäre bestimmt weiter verlängert also, aber, das hab ich nicht gemacht«. Dadurch zeigt sie einerseits auf, dass die Illegalisierung ihres Aufenthaltes nicht unausweichlich gewesen wäre, andererseits gibt es ihr Handlungsmacht, die sie in der Metapher des Hineinrutschens einbüßt: »[I]ch bin illegal geworden, selber auch, weil ich bin einfach untergetaucht. Ich wollte mit niemandem Kontakt haben [...]«. Das mehrfache Sich-in-Bezug-Setzen (»Ich bin ... geworden, selber auch, ich wollte«) bekräftigt ihre Handlungsfähigkeit. Vielleicht scheint hier ihr Wunsch auf, nicht leichtfertig in die Rolle der Machtlosigkeit gedrängt und damit des Ausgeliefertseins bezichtigt zu werden. Zwar legitimiert sie das, wie sie es nennt, »Schleifen-Lassen« ihrer Papiere mit ihren psychischen Problemen, jedoch bekräftigt sie:

»[S]o, aber ich weiß, dass es real war, diese Krankheit, diese psychische Probleme, aber weil ich das ... vielleicht können andere eine bessere Lösung finden, das weiß ich nicht, aber was ich weiß, es hat mir geholfen damals und nach einem Jahr hatte ich die Genesung, das weiß ich

selber, nach einem Jahr hatte ich die Genesung gehabt und ich bin mir 100 % sicher, weil ich wollte dann wieder was Besseres. Ich wollte wieder legal werden, ich wollte wieder am Leben normal teilnehmen. Das zeigt auch, dass ich, ja, wirklich genesen habe. [lacht]«

Die Verzahnung der psychischen Probleme mit dem Eingestehen, dass es eine ›bessere‹ Lösung hätte geben können, aber dass ›es‹ ihr geholfen habe, offenbart ein komplexes Ineinandergreifen ihrer persönlichen Lebenssituation, ihres Selbstverständnisses und ihrer Aushandlung mir gegenüber im Prozess der Interviewführung. Zwar wurde die psychische Belastung damals so übermächtig, dass sie nicht mehr anders konnte, als alles stehen zu lassen und in Köln unterzutauchen – denn diese Krankheit war ›real‹ – und hat sie der Option, ihre Ausbildung zu beenden, beraubt. Gleichzeitig kann das ›Abhauen‹ aber auch als ein eigenmächtiger Akt, ein notwendiger Bruch gelesen werden, der damit einherging, alles Bürokratische und Rechtliche zu verdrängen. Genau diese Loslösung aus sämtlichen Verpflichtungen und das Herauswinden aus einer unerträglichen Situation ermöglichten ihr schlussendlich die ›Genesung‹, die es ihr wiederum erlauben sollte, legal zu werden, in dem Moment, in dem sie es wieder wollte. An anderer Stelle wird sie noch deutlicher: *»Aber ich weiß, dass diese psychische Krankheit real war, und von einer Seite war das alles ganz schlimm, aber von der anderen Seite, die Illegalität hat mir geholfen, diese psychische Probleme zu lösen«*. Hier wird die Illegalisierung positiv gewendet – ein notwendiger Schritt, um gesund zu werden, eine unerlässliche Erfahrung für sie?

»[U]nd so bin ich in die Illegalität so rein gerutscht, ne, ich hab mich auch nicht drum gekümmert« – beide Erzählungen gehen Hand in Hand und können als Versuch gelesen werden, im Moment des Kontrollverlustes die eigene Stärke und Handlungsfähigkeit immer wieder vor Augen zu führen. Nara beschreibt einen Bruch in ihrem Leben, unterteilt in ein ›Davor‹, als Klassenbeste, als aktives und beliebtes Mädchen, und ein ›Danach‹, welches in vielen Punkten vage, wenig greifbar bleibt. Der Umbruch zwischen dem ›Davor‹ und ›Danach‹ ist von einem doppelten Verlust gezeichnet, denn ihre Erzählungen sind verwoben mit einem ungeborenen Kind und damit einhergehend mit dem Verlust eines weiteren Kindes – des Mädchens Pippi Langstrumpf von damals.

1.2. Über Zeit, Geheimnisse und Macht

Nara ist gerade 20 Jahre alt, als sie Frankfurt abrupt verlässt. Infolgedessen verliert sie ihren Aufenthaltsstatus und lebt die folgenden Jahre ohne legalen Aufenthaltstitel in Köln:

»Ähm, ... ungefähr drei oder vier Jahre, [...] ja, und davor war ich bestimmt dreieinhalb, vier Jahre, weil ich war ja ein Jahr in Köln, das zweite Jahr auch so ... und ja dann wirklich so vier Jahre fast war ich illegal.«

Die hier angedeutete Erzählstruktur über die Jahre in Köln kommt immer wieder zu Anwendung.

»Im ersten Jahr, ich wollte mit allem nichts zu tun haben, [...] im zweiten Jahr habe ich versucht, so wieder mein Leben in den Griff, in Köln auch in den Griff zu bekommen, so und das war viel, das war sehr schwer ja [...] im dritten Jahr hab ich dann [...]«

»*Mh, ... im ersten Jahr hab ich alles verdrängt, weil so für mich war das, [...] und weil ich diese psychischen Probleme hatte, hab ich wirklich erstmal so ein Jahr alles runter gedrängt.*«

»*[I]m ersten Jahr, hab ich das ja, ... manche Tage hab ich mit Alkohol, aber[...].*«

Gleichzeitig bleibt das, was tatsächlich im ersten, im zweiten, im dritten Jahr passierte, verschwommen, aber die Erzählordnung verleiht ihren Schilderungen eine Struktur, geben ihr ein vermeintliches Gerüst, auch wenn das Gebäude größtenteils leer steht. Vielleicht spiegelt sich darin auch ihr Versuch, ihren Erinnerungen eine Gestalt zu geben, nach einer Selbsterklärung strebend: Was habe ich eigentlich gemacht in diesen Jahren? Vielleicht ist es aber auch ein Versuch, ihre Erfahrung so zu strukturieren, um sie als ein zeitlich abgegrenztes und damit überwundenes Erlebnis erzählbar zu machen.

Ein zentraler Aspekt, der in ihren Erzählungen immer wieder Erwähnung findet, ist das Alleinsein mit dem Wissen um die Illegalisierung: »*[D]er schlimmste Druck war, ähm, dass, ja, dass niemand wusste, dass ich illegal war.*« Die Geheimhaltung beschreibt sie als absolute Notwendigkeit, um sich selbst zu schützen.

»*[M]an ist illegal und weiß nicht, wohin, und dann darf man auch nicht sagen, dass man illegal ist, und das passt eigentlich zueinander, aber das muss sein, man muss sich schützen, dass man nichts sagt, [...].*«

»*Ich würde, also wenn jemand illegal ist, wenn mich jemand fragen würde, würde ich jedem sagen, und ich sag das auch normal im Leben: Es gibt Geheimnisse, die man auch vor sich selber geheim halten muss!*«

Damit deutet sie einen weiteren Aspekt an, der über die Geheimhaltung vor anderen hinausgeht: die Geheimhaltung vor sich selbst, der Versuch, sich hinters Licht zu führen, da es sonst schwer ertragbar wird – ein Leben ohne Daseinsberechtigung. Doch ein Geheimnis kann keines sein, wenn niemand weiß, dass es ein Geheimnis gibt. So entbehrt es auch nicht der Logik, dass sie gleichzeitig den Wunsch und die Notwendigkeit formuliert, darüber zu sprechen, sich anzuvertrauen, ein Geheimnis zu teilen:

»*[J]emand muss wissen, dass ich auf der Welt bin, und wenn jemand mich ... niemand weiß, dass ich da war! Okay, alle wissen, sie hat Nara geheißt, ein Mädchen aus der Mongolei, aber mein Gott, die Polizei und andere Leute, sie wissen nicht! Und sie können nicht Leute suchen, von denen sie nicht wissen. [...] Und deswegen, ne, hab ich ein paar Freunden gesagt, dass ich illegal bin, aber nicht viel, und die Freunde, mit denen ich mich auch sehr, sehr gut vertrage.*«

Hier greifen mehrere Deutungsebenen ineinander. In ihren Sätzen spiegelt sich das Bedürfnis nach Schutz: dem Schutz vor anderen, der es ihr verbietet, darüber zu sprechen, um nicht verraten werden zu können, und dem Schutz vor sich, der es von ihr verlangt, ein Geheimnis auch vor sich selbst zu bewahren, um fähig zu sein, sich nichts anmerken zu lassen: »*[W]enn jemand illegal ist, sehr wichtig, glaub ich, einfach so zu tun, als ob man eine Papier hat, ja?*«. Aber auch das Bedürfnis nach einem Beschützt-Werden von wenigen anderen, die wissen, dass man existiert, dass man da ist. »*Und wenn jemand mich ...*« – all das, was unausgesprochen in einer kurzen Atempause Gestalt annimmt, all das, was höchstens angedeutet, aber nicht ausgesprochen wird, bevor sie den Satz beendet mit »... niemand weiß, dass ich da war!«, deutet schweigend auf das, was in einem Raum

passieren kann, der durch die Abwesenheit von Rechten, von Schutz gekennzeichnet ist.

»Es gibt Geheimnisse, die man auch vor sich selber geheim halten muss! So sag ich immer. Und deswegen, manche Leute, weißt du, die nutzen das aus, wenn man hört, hier ist jemand illegal, hier ist eine illegale Frau, [...]«

Der Raum der Entrechtung, in dem sich Menschen ohne legalen Aufenthaltsstatus bewegen, ist von einem enormen Machtgefälle durchzogen, welches jederzeit missbraucht werden kann. Sei es bei der Arbeitsvermittlung oder bei der Wohnungssuche. Die sonst einklagbaren Rechte auf faire Entlohnung, auf einen Mietvertrag können nicht geltend gemacht werden.

»[O]der die Männer, wenn sie wissen, wenn man illegal ist, dann, die ... die sexuelle Nötigung ist viel mehr als nur normal oder wenn jemand da ist und wenn sie wissen, dass ich illegal bin, dann wenn sie sagen, wir wollen Sex und wenn ich sag, nein, dann du kannst dir das nicht erlauben, das zu sagen!«

Es ist auch ein gewaltsamer Raum, den Nara andeutet, ohne ihn genau explizieren zu wollen, denn auf meine betroffene Reaktion fährt sie zügig fort: *»Sozusagen, aber solche Sachen gibt es sehr oft, glaub ich«*. Sie geht auf Abstand und begibt sich in die Rolle einer Nicht-Betroffenen – *»solche Sachen gibt es sehr oft, glaub ich«*. Doch kehrt sie wieder zurück, vielleicht unabsichtlich, versehentlich, vielleicht aber auch, um eine Wut, eine Verletzung mitzuteilen – auch wenn diese nur kurz aufblitzt:

»[I]ch hatte sogar Momente gehabt, als ich sehr jung war, ... Momente gehabt, z.B. die auch die Leute aus meine Land, [...] ... aber trotzdem sie nötigen zum Beispiel zum Sex, obwohl sie ..., ich könnte sagen, ich ruf gleich die Polizei, ne, aber, mein Gott, was ich natürlich nicht mach, aber trotzdem kommt es immer wieder vor. [aufgebracht]«

Sie klingt aufgebracht, aber ihre Wut wird eingedämmt, darf nicht Überhand gewinnen, diesmal lässt sie keine Pause und fährt fort: *»Und wenn eine Frau nicht legal ist, sowas passiert und wenn sie illegal ist, das ist noch schlimmer und ich kenne eine Freundin [...]«*. *»Solche Sachen gibt es sehr oft«, »Sowas passiert ...«* – ihre Nachschübe klingen wie eine nüchterne Feststellung, wie etwas, was man nun einmal (als Frau) hinzunehmen habe, nicht weil es in Ordnung wäre, sondern weil man keine Wahl hat. Und dann erzählt sie von einer Freundin ohne Aufenthaltsstatus, die sich einem Mann anvertraut hat, der sie eingesperrt und ihr Gewalt angetan hat. Die absolute Ohnmacht und Machtlosigkeit – *»sie weiß, wenn sie da rausgeht, sie weiß nicht, wohin dann auch und wo soll sie ... und an wen soll sie ...«* –, die Nara beschreibt, ergänzt sie jedoch erneut mit: *»[U]nd solche Geschichten gibt es so viele«*. Nara entzieht sich mit ihren Erlebnissen im Laufe unseres Gesprächs immer wieder ihrer Erzählung: *»[W]enn man hört, hier ist jemand illegal, hier ist eine illegale Frau ...«, »und ich kenne eine Freundin«* – so wechselt sie häufig in die Perspektive einer Außenstehenden, die über andere berichtet. Das wird sowohl im Wechsel der Personalpronomen hörbar als auch in der Verdeutlichung der Alltäglichkeit der Geschichten. Das eigene individuelle Erleben blitzt vielleicht zwischen den Zeilen durch, aber es soll nicht zu sehr Teil unseres Gespräches werden. Vielleicht möchte sie sich weder mir

noch ihr selbst ausgeliefert wissen, indem sie sich in der Erzählung ermächtigt und in die Rolle einer Unbeteiligten tritt.

Sich zu schützen bedeutet, einen Balanceakt zwischen dem Bewahren von Geheimnissen und dem Mitteilen dieser, um sich seiner eigenen Existenz und seiner Daseinsberechtigung gewiss zu sein: »[M]an soll sich auch von Gesellschaft auch zurückziehen ein bisschen, weil es ist auch wieder ein Schutz gegen sich selber [...]« – die doppelte Wendung, der Schutz für sich, der gleichzeitig gegen sich selbst ausgehandelt wird, verdeutlicht die enge Verzahnung von Geheimhaltung und Verdrängung, dem bewussten Verschweigen und dem gleichzeitigen Nicht-daran-denken-Dürfen, dass es etwas zu verschweigen gibt: »Ne, okay, ich hab das ausgeblendet, dass ich illegal geworden bin, aber weil ich illegal war, ... im ersten Jahr, hab ich das ja, ...«. Und so wird das Verdrängte im Reden darüber durch die chronologische Organisation in Jahre und Zeitlichkeit erzählbar gemacht. Dadurch bleibt es ein in der Erinnerung abgekapseltes, abgeschlossenes Ereignis, welches einen klaren Rahmen, einen klaren Beginn und ein klares Ende hat.

1.3. Über Normen, Stigmata und Fähigkeiten

»Ich glaube, manche Leute, viele Leute denken, wenn sie illegal hören, ach, die sind illegal, mein Gott, die wollten selber illegal werden, so, aber es ist nicht so!«

Das Stigma der Illegalisierung, das Bild ›der Illegalen‹ lastet über ihren Sätzen.

»[A]ber warum soll jemand, dem es besser geht, freiwillig illegal werden, wenn es nicht was Schlimmes ist, was ihn sonst erwarten würde, und viele Leute verstehen das nicht oder wollen nicht verstehen und das find ich sehr schwierig.«

»[B]ei illegaler Leute ist es so, wenn jemand sagt, na ja, sie ist illegal selber geworden. Es ist nicht so! Sie haben ..., ihr Leben ist einfach zu hart.«

»Es beschränkt einfach jeden Schritt, die Illegalität, und weißt du, von meiner Sicht, niemand wünscht sich sowas! Keiner möchte so leben und sagt sich, ich werde jetzt illegal, weil das ist geil! [lacht]«

Gesellschaftsnormative Bilder über ›die Illegalen‹ entsprechen nicht ihrem Selbstverständnis, widerstreben ihr in der Zuschreibung. Es ist jedoch nicht nur ein Anreden gegen eine Norm. Es ist auch ein innerer Aushandlungsprozess, der in ihren Worten mitschwingt.

»[I]ch glaube, sie wollen das nicht, aber sie machen das nicht absichtlich, aber es kommt von sich selbst und sie ordnen dich sofort ein und stellen sie niedrig, stellen sie niedrig und reden auch so und so weiter, und deswegen, ... aber für die Menschen, die das machen, die denken nicht dran, dass das automatisch kommt vielleicht? Aber diejenigen, die das spüren, das ist schrecklich. [aufgebracht]«

Ihre Reflexion, dass diese Herabsetzung wie ein unbewusst herbeigeführter automatischer Reflex fungieren könnte, macht die zugrunde liegende normative Struktur deutlich.

»Ich sage nicht, dass es richtig ist, weil es ist ... also wenn man illegal wird, dann betrügt man eine ganze Land, sozusagen, so ne. Aber wenn man so, ... gefühlsmäßig ist es so, ... ich sage nicht,

dass es richtig ist, ... wenn man also gefühlsmäßig, man soll ein bisschen Mitleid haben, ja! Und ja, wie ist die Geschichte und wie schwer hat sie es gehabt und so weiter.«

Nara argumentiert auf zwei Ebenen – der gesellschaftsnormativen (der Betrug an einem ganzen Land) und der emotionalen Ebene (Wie ist die Geschichte?). Beide Argumentationsstränge führen zu sich widerstrebenden Positionen, die ihre eigene Haltung umkämpfen.

»Deswegen ist es, hm ..., keine Ahnung, Schutzmaßnahmen gibt es sehr wenig, find ich, okay, mein Gott, wenn sie illegal sind, wer soll sie auch schützen, aber es ist ein bisschen hart ... so traurig auch. [gesenkte Stimme]«

»[A]ber wenn man nichts tun kann selber, oder wenn man nichts tun möchte, dann sollen die Leute nicht so ...so stempeln über Illegale.«

»Deswegen bevor man, man muss ja nicht die Hand reichen, aber zumindest jemand nicht gleich so illegal stempeln, das ist, glaube ich, die größte Hilfe, das man für eine illegaler Mensch tun kann.«

Nara fordert, nicht zu stigmatisieren, zuerst den Menschen und seine persönliche Geschichte zu sehen und nicht den Status. Sie drückt Unverständnis darüber aus, dass die Not in der Ferne eher gesehen wird als die in der Nähe, »[u]nd man spendet sowieso an irgendjemanden«. Aber sie ist auch Betroffene und die Verletzlichkeit, die in manchen Abschnitten aufscheint, steht ihrer selbstsicheren Positionierung gegenüber, wie auch ihre klaren Forderungen Hand in Hand mit ihrer Unsicherheit gehen. Einerseits ist da der Wunsch, Verständnis zu generieren, die eigene Betroffenheit und Schutzlosigkeit zu verarbeiten, andererseits steht sie im Widerstreit mit ihrer eigenen internalisierten Kriminalisierung von Illegalisierung, »wenn sie illegal sind, wer soll sie auch schützen«.

Die widerstrebenden Positionen und mit sich ringenden Argumentationen müssen natürlich nicht zwangsläufig Naras innere Narrationslogik bestimmen – sie sind vielleicht vielmehr Ausdruck der nach außen ausgedrückten Legitimierungsstrategien, die zwischen gesellschaftlicher Erwünschtheit, dem Antizipieren meiner Perspektive und dem Preisgeben der eigenen Betroffenheit changieren. Das wiederkehrende Aufgreifen von Vorurteilen, von Forderungen, eingebettet in die eigenen durchlebten Erinnerungen machen jedoch eines offensichtlich: das Bedürfnis nach einer Klarstellung. Das Bedürfnis nach Positionierung. Das Bedürfnis, dem ›Betrug an einem ganzen Land‹ ein bisschen Empathie entgegenzusetzen.

Naras Bedürfnis nach einer Klarstellung verbildlicht sich auch in einem bestimmten Sprachduktus. Denn ihre Erzählungen könnten – würden einzelne Passagen herausgelöst – auch als Anleitung oder Ratgeber für Menschen in der aufenthaltsrechtlichen Illegalität gelesen werden.

»[M]an soll nicht auffallen!«

»[M]an soll sich auch von Gesellschaft auch zurückziehen ein bisschen [...].«

»Man soll nicht, auch nicht: ›Oh ich bin illegal, mir geht's so schlecht! Ich hab kein Geld!««

»[A]so eine Frau soll sich auch ..., ich sage nicht, sie soll sich ganz schick machen, aber sie soll sich auch nicht schleifen lassen, dass sie eben nicht auffällt.«

Bei genauerem Hinsehen sind es jedoch nicht nur die Tipps einer Expertin, sondern auch die Selbstbeschreibungen einer Betroffenen, so ergänzt sie häufig ihre Ratschläge:

*»Aber ich hab mich nicht so schleifen lassen, ich hab immer versucht, in all den Jahren, ich hab immer versucht mitzulaufen, von außen auch und ähm, [...] ja, dass ich nicht so auffalle ...«
 »Wenn sie ganz normal aussehen würde, ich glaube, das hat mich hierher gebracht, glaub ich auch, weil ich so gedacht habe [...].«*

Diese Verbindung von formulierten Anweisungen, die indirekt die eigenen Handlungen betonen, verweisen demnach auf das, was ›man‹ tun oder können muss, aber auch auf das, was sie selbst geschafft hat. Diese Betrachtungsweise verbindet das Leben in der Illegalität mit einer Fähigkeit, die entweder erlernt oder schon von vornherein angelegt sein muss.

»Wenn man nicht fähig ist, ne, das nicht zu machen, dann ist es besser, es sein zu lassen. Es gibt immer noch gute Momente, dann, mein Gott, lass dich von jemanden schwängern oder wenn das nicht ist, dann heirate jemanden, oder vielleicht sogar ist es besser, nach Hause zu gehen. Vielleicht ist dort das bessere Leben.«

Die Alltagsbewältigung in der aufenthaltsrechtlichen Illegalität als Fähigkeit zu stilisieren, macht es möglich, eben diese anderen absprechen zu können. Wer diese nicht besitzt, solle heiraten, sich ›schwängern‹ lassen oder ›nach Hause‹ gehen. Damit drückt sie auch eine indirekte Herabsetzung von ›Heirat‹ und ›Sich-schwängern-Lassen‹ aus. Dieses Verständnis könnte in ihrer eigenen Erfahrung begründet liegen. Erst durch die Schwangerschaft erhielt sie wenige Monate vor der Entbindung eine Duldung. Kurz nach der Geburt ihres Sohnes trennte sie sich jedoch vom Vater des Kindes: *»[E]igentlich ich hätte durch den Vater einen Aufenthalt haben können, aber das wollte er nicht machen ...«*. Der Erzeuger des Kindes bleibt in ihren Erzählungen gesichtslos und taucht nur in der pragmatischen Funktion als notwendige Instanz für eine Schwangerschaft auf. Vermutlich spielt eine nicht von ihr näher benannte Verletzung eine Rolle, denn sie betont auch an anderer Stelle: *»[I]ch bin nicht der Typ, nach Hause zu gehen und mich von jemandem schwängern lassen und zu Hause sitzen [...]«*. Vielleicht bedeuten Heirat und Schwangerschaft auch, Kontrolle abzugeben und sich in seiner Handlungsfähigkeit eingeschränkt zu sehen, denn das scheint ein wichtiger Aspekt für Nara im Darüber-Reden zu sein: sich handlungsfähig zu präsentieren.

»[A]ber gibt es Leute, die nicht fähig sind, illegal zu sein. Ich will nicht jemanden sagen, mein Gott, du bist nicht fähig, illegal zu sein, aber wenn man, wenn man sich selbst treu ist, ... für mich ist das sehr wichtig, wenn man sich selber treu ist, ne, und was ich am schlimmsten finde, ist, wenn jemand sich verschiedene Masken aufsetzt, ne, ich bin, ich bleibe treu, ich muss wissen, mit wem und wie ich rede, ne, aber ich bleibe immer noch wie ich bin.«

Handlungsfähigkeit bedeutet aber auch, eine ganz bestimmte Fähigkeit zu besitzen: sich selbst treu bleiben. Nicht verschiedene Masken aufsetzen. Und gleichzeitig: Man muss so tun, als ob man legal ist. Ein Widerspruch? Vielleicht spiegelt sich auch in diesen Zeilen ein Anreden gegen ein gesellschaftliches Stigma. Kann der von ihr so betitelte ›Betrug an einem ganzen Land‹ nicht auch durch die Fähigkeit, ein ehrlicher, ein aufrichtiger Mensch zu sein, relativiert werden? Muss er dadurch relativiert werden?

Dahinter steckt ein differenzierter Gedanke ihrer Formulierung ›illegal zu sein‹, denn eigentlich betont sie hier zwei Ebenen: ›Illegal sein‹ bedeutet, ein *Mensch ohne Aufenthaltsstatus* zu sein. Es ist der Status, der illegalisiert ist. Der Mensch ist immer noch ein aufrichtiger Mensch, der sich ›keine Masken‹ aufsetzt.

»Und hier, man muss wirklich sagen, ich kann das! Man muss wirklich sagen, ich kann das! Und es ist noch schwerer ... wenn man illegal ist, man das nicht kann, dann fehlen wirklich auch die Gründe, dann leben sie in der Gosse, dann, das ist noch schlimmer, als illegal zu sein, finde ich.«

Neben dem ›Charakter‹ geht es auch um eine Lebensweise, nämlich um ein Leben in Würde. Die Abstufung, die Nara vornimmt, auf die man herabsinken kann, die noch schlimmer ist, ›als illegal zu sein‹, beinhaltet ein Verständnis von einer Lebensbewältigung, die vor dem gesellschaftlichen Abrutschen in die Wohnungslosigkeit, in die absolute Armut, bewahrt werden muss. Auch hier mögen gesellschaftlich geächtete Bilder zum Tragen kommen, denn sie sagt damit auch: Es sind *nicht* die Menschen, die auf der Straße leben, es sind *nicht* die Menschen, die verwahrlost aussehen – *ich* bin nicht so ein Mensch.

»[U]nd natürlich ich hab auch meine Fehler, wo ich besser sein könnte, aber wie ich gesagt hab, für eine Person, die das nicht kann, ist es besser, sein zu lassen oder nach Hause zu gehen, oder weiß ich nicht. Ich kann niemanden, ich kann für niemanden entscheiden, ob er das kann. Ich denke, also für mich ist es sehr tragisch, ... ich kann niemanden weinen sehen, ich, das ist bei mir auch durch ... weil ich so bin, das ist für mich sehr schmerzhaft.«

In ihren Anweisungen schwingt gleichzeitig das Eingeständnis mit, dass sie diese natürlich nicht vorschreiben kann, aber sie tut es dennoch und sie legitimiert dies über eine im ersten Moment nicht verständliche Assoziation: *»[I]ch kann niemanden weinen sehen«*. Was zunächst voneinander losgelöst scheint, ist eng miteinander verwoben. Die Fähigkeit besteht womöglich darin, stark und handlungsfähig zu sein. Hilflosigkeit und Ohnmacht dürfen nicht Überhand gewinnen und vielleicht steht hinter dem ›man darf nicht‹ eigentlich das ›ich darf nicht‹. *Ich* ertrage mich nicht so hilflos, ich ertrage es nicht, handlungsunfähig, abhängig zu sein. Ich ertrage es nicht, als ›unehrlicher‹ Mensch wahrgenommen zu werden. Was sie anderen abspricht, spricht sie eigentlich sich selbst ab.

»Und wenn jemand die Stärke nicht hat, wenn jemand das nicht aushält, dann landet man wirklich in der Gosse, wenn man nicht so die Schlupflöcher findet ... als illegaler Mensch muss man immer wieder, die Schlupflöcher sind nicht groß, die sind so, so klein, sie sind ganz winzig, da muss man wirklich reinschlüpfen.«

Um dem Anspruch, ein würdevolles Leben führen zu können, gerecht zu werden, gilt es deswegen, die Schlupflöcher zu finden.

Ich: »Bist du auch stolz auf dich, dass du das so gut geschafft hast?«

Nara: »Bis vor Kurzem nicht, [...] Anfang Herbst ist ein Dalai Lama gekommen, aus meine Land, ja, und ich bin gegangen, um sein Gebet zu hören, ne, und er sieht mich an und sagt: ›Mein Gott, du hast aber ein hartes Leben gehabt!‹ Und ich hab da so geheult. Das hat mich so getroffen. [...] und ich hab dann Mitleid mit mir selber gehabt und ähm, [...] was ich stolz bin, dass ich ...

diese Geduld hatte, dass ich immer noch gewartet habe, ... diese Hoffnung, so nah, und es war so ein hartes und so schweres Leben und dass ich da nicht umgedreht bin und ich hab gesagt, mein Gott, ne, WIE hab ich's geschafft, ne, hab ich gedacht und da hab ich gewusst, es liegt nur daran, WIE hab ich's geschafft, ich weiß es nicht und deswegen war ich so stolz. Aber wie, das weiß ich nicht, aber dass ich das geschafft habe, da war ich so, nicht was ich gemacht habe, aber wie ich das geschafft habe. Da war ich so stolz!«

Ihre internalisierte Bescheidenheit (»[M]eine Eltern haben mich nicht erzogen, dass man so: ›Ah, ich bin so, ich bin so ...!‹ Das ist nicht meine Charakter.«) scheint sich in eine Selbstvergewisserung zu wenden, sagen zu dürfen, dass sie auch stolz ist, dass sie ›es‹ geschafft hat. Diese wird erst durch die Zuschreibung der Schwierigkeiten, die sie überwunden hat, losgetreten. Gleichzeitig zeigt sich auch ihr Unbehagen, zuzugeben, dass sie stolz ist. Die Suche nach einer eigenen Haltung – Wie kann ich etwas formulieren, was gesellschaftlich kriminalisiert ist? – verdeutlicht sich in dem Einziehen einer zweiten Deutungsebene: Es geht nicht um das Was, um die Illegalität, es geht nur um das Wie: »[...] nicht was ich gemacht habe, aber wie ich das geschafft habe.« Vielleicht ist es erst diese Differenzierung, die es ihr ermöglicht, sich selbst anerkennend zu begegnen. In dem Wie steckt ihre Anspruchshaltung, ein ehrlicher, bescheidener Mensch zu sein und ein würdevolles Leben zu leben.

Der innere emotionale Kampf, der sich in ihren Sätzen spiegelt, steht vielleicht auch stellvertretend für den gesellschaftlichen Kampf, den sie führt und der sich in dem Paradigma, das Leben in der Illegalität als eine Fähigkeit zu narrativieren, entfaltet: Damit kreiert sie ein gesellschaftliches Gegenbild, indem sie nur jenen die Fähigkeit der illegalisierten Lebensbewältigung zuspricht, die ehrlich, aufrichtig, würdevoll, unauffällig leben. Über die Konstruktion dieses Bildes erlangt sie Handlungsmacht und Deutungsmacht zurück. Nara erobert sich so ihr eigenes Selbstbild zurück.

1.4. Über Scham, Missverständnisse und Widerstände

Ich: »Es ist wirklich sehr interessant und spannend, was du erzählst, und schon auch erschütternd natürlich, wie schwierig es teilweise war. Hm, ja, die letzte Frage eigentlich, gibt es denn noch irgendeinen Aspekt, wo du sagen würdest, das findest du sehr wichtig, etwas, was du vielleicht noch erzählen möchtest?«

Nara: »Hm, also meine Frage ist, was wir jetzt hier geredet haben über Illegalität, ist das so wie Referat? Oder was ist eine Doktorarbeit so?«

Ich: »Ah! Also, Doktorarbeit das ist, hm, eine schriftliche Arbeit und ich habe so ungefähr drei Jahre dafür Zeit. Es ist eine schriftliche Arbeit an der Universität, die dann öffentlich wird. Genau, und mir geht es einfach ein bisschen darum, ja, wie das ist für Menschen in Deutschland, wenn sie eine Zeit lang illegal gelebt haben oder in die Illegalität rutschen, ja, was das für Probleme mit sich bringt, womit man sich dann beschäftigt, was so die Wünsche sind usw., ja das interessiert mich.«

Nara: »Ach so, ja was ich ähm, was ich vielleicht vergessen habe zu erzählen [...]«

Dieser Ausschnitt macht deutlich, durch welches Ungleichgewicht unsere Gesprächssituation von Anfang an geprägt war. Meine implizite Annahme, sie wisse den Begriff Doktorarbeit einzuordnen und was eine Publikation bedeute, zeigt meine elitäre Blind-

heit. Während Nara in einer für sie nicht eindeutigen Situation dazu aufgefordert wird, ihre Lebensgeschichte zu rekonstruieren, hat sich für sie offensichtlich nicht der Raum eröffnet, noch einmal nachfragen zu können, für was sie diese wiedergibt. Bei genauerer Betrachtung unseres Gesprächsverlaufs wird ein dialogischer Aushandlungsprozess, der zwischen Scham, Missverständnissen und Widerstand changiert, deutlich. In meinen Fragestellungen zu Beginn erkenne ich den Versuch, ihre chronologische, in Jahren organisierte Erzählstruktur aufzugreifen. Gleichzeitig lege ich das Thema fest und fixiere sie auf meinen Untersuchungsgegenstand. »Und wie war das für dich in der Zeit? Wie hast du das erlebt so ohne ...«. Ohne was? Ich pausiere hier und vervollständige den Satz nicht, möchte nicht ihre Redewendung »[...] war ich illegal« aufgreifen. Das ›Ohne‹ reicht aber schon aus, sie weiß, was ich meine. Allein das Ausdrücken eines Mangels, ›ohne‹ etwas zu sein.

Nara: »[räuspert sich] Mh, ... im ersten Jahr hab ich [...].«

Das Unbehagen, welches ich womöglich in die Frage schon hineingetragen habe, spiegelt sich in der darauffolgenden stockenden Erzählung, in der es mir schwer fällt, einen roten Faden auszumachen. Sie unterbricht sich jedoch und geht in die Küche, um den Ofen auszuschalten, und wird nicht mehr an das davor Gesagte anknüpfen. Erst als ich anklingen lasse, mit ihr mitempfinden zu können – »Ja, ich stelle mir das auch sehr anstrengend vor, [...]« –, übernimmt Nara nach und nach die Gesprächsführung. Das spätere nochmalige Aufgreifen meinerseits (»[W]ie war das dann für dich, als du eine Grenzübertrittsbescheinigung bekommen hast [...]?«, »[U]nd wie war das dann, als du die Duldung bekommen hattest?«) lässt unsere Unterhaltung erneut in einen kurzen Frage-Antwort-Dialog zerfallen und erst als der jeweilige Aufenthaltsstatus und meine Fixierung darauf nicht mehr im Vordergrund stehen, übernimmt sie wieder die Haupterzählung. Ich verknüpfe den Aufenthaltsstatus mit ihrer Biografie, anstatt umgekehrt an ihre Erlebnisse unabhängig vom Aufenthaltsstatus anzuknüpfen, und erkenne darin eine implizite Zuschreibung meinerseits, eine an normativen Denkmustern orientierte Vorgehensweise und eine Reduzierung meiner Gesprächspartnerin auf eben diese. Das entspricht jedoch gerade nicht Naras Selbsterzählung.

Ich: »Würdest du das irgendjemandem raten, diesen Weg zu gehen? Also, wenn es keine andere Möglichkeit gibt, dann auch illegal hier zu sein?«

Mit dieser Frage wird eine Zäsur in unserem Gespräch markiert. Zunächst muss ich eingestehen, dass ich mich nun doch ihrer Redewendung ›illegal sein‹ angeschlossen habe. Vielleicht aus der Gewohnheit heraus, die sich in unserem Gespräch ergeben hat, oder um eine sprachliche Nähe zu schaffen, die suggeriert, dass wir vom gleichen Sachverhalt reden und keine künstliche Distanz kreiert wird. Durch diese Redewendung trage ich jedoch auch zur Zementierung einer Norm bei, die Menschen in die ›Illegalen‹ und damit Kriminalisierten einordnet. Allerdings ist es gerade diese Frage, die Nara bei persönlichen Erfahrungen ansetzen lässt, mit denen ich nicht gerechnet habe. Sie greift auf ihre zu Anfang knapp umrissenen biografischen Stationen zurück und beschreibt, wie es zum Abbruch ihrer Ausbildung kam. Vielleicht wurde diese Erzählung ausgelöst, weil ich sie in ihrer Rolle als Expertin adressiert habe und nicht in ihrer Rolle als Betroffene: »Würdest du anderen raten ...«

Es scheint ein Bedürfnis nach Klarstellung zu geben. Ein Bedürfnis, das Gespräch über all das zu führen, aber auch ein Bedürfnis, nicht darauf reduziert zu werden, sich meiner Fixierung in der Fragestellung zu widersetzen. Nara bekämpft damit einen gesellschaftlich dominanten Diskurs, in den auch ich hineingewoben bin. Es ist ihr wichtig, ein bestimmtes Bild von sich zu zeichnen.

»[A]ber wenn man das nicht schafft, dann landet man wirklich ... [seufzt] in die Gosse. Aber wenn eine Frau in der Gosse landet, dann landet man in einer ... in einer Puff.«

»Mh, aber, was bleibt am Ende von einer Frau? Sie muss äh, äh, du bringst dich um oder am Ende, wenn du nichts mehr kannst, dann so. Wenn man wirklich nicht starken Charakter hat.«

Als ich mit Nara meine Ergebnisse aus unserem ersten Gespräch bespreche, spiegele ich ihr meinen Eindruck, sehr allein mit dem Gefühl von Stolz zu sein, da es keine gesellschaftliche Anerkennung dafür gibt.

»Ja [lacht laut] wenn ich Nobelpreis gewinnen will, hätt ich jetzt was anderes gemacht, als illegal zu werden! [lacht] Wenn ich Nobelpreis gewonnen hätte, da würde ich sehr stolz sein, da würde ich auch angeben, aber ... [lacht] ... aber das, was ich hab, ist nur für mich, denke ich.«

Mit ihrer Reaktion weist Nara mich darauf hin, ihr Leben nicht zu romantisieren, und es deutet sich erneut an, dass auch sie das Leben in der aufenthaltsrechtlichen Illegalität als kriminalisierte Praxis internalisiert hat. So reagiert sie auch entsprechend auf meine Aussage, dass ich sie in unserem ersten Gespräch häufig als Expertin wahrgenommen habe:

»Mein Gott, du beschämst mich, [lacht] dann krieg ich doch noch Nobelpreis! [...] es ist nicht, dass ich darüber groß reden muss, mein Gott, weil ich selber drinnen war, ich weiß, wie man sich da fühlt! Es ist nicht so, dass ich da Expertin bin. Aber weil ich da war, weil ich auch die Leute kenne, die dort waren und die dort noch sind, deswegen weiß ich immer noch bisschen.«

Es ist diese Ambivalenz, einerseits stolz auf die eigene Lebensbewältigung zu sein, ein implizites Wissen darüber zu besitzen, und andererseits dieses als marginal zu begreifen, als etwas eigentlich nicht Erstrebenswertes.

Ich: »Ja, ich finde es nur so traurig, dass es von der gesellschaftlichen Seite ja so schlecht gesehen wird, [...] dass es gar nicht wertgeschätzt werden kann so [...].«

Nara: »Aber das äh ... ist es nicht Schuld von der Gesellschaft? Ist es Schuld von ... uns, weil wir das als Versagen ansehen. Jeder sieht es als Versagen ...«

»Jeder sieht es als Versagen.« Auch hier macht Nara mich auf ein Missverständnis aufmerksam, indem sie mir implizit zu verstehen gibt, die Lebensrealität nicht zu verklären. Da kann ich noch so oft betonen, dass ich sie für ihre Stärke bewundere, wenn es doch in Naras Augen nichts schönzufärben gibt. Es ist ihrer Ansicht nach verklärend zu fordern, dass gesellschaftliche Anerkennung für ein Tabu gezollt werden soll.

»Nein, es geht nicht um Arbeit, es geht darum, dass ich in Gesellschaft mitlaufe. Das ist es. Ich will ... Normalität. Mein Leben war so halbwegs nie normal. Aber ich will, ich möchte nicht Jennifer Lopez oder so eine Leben haben, ich will ganz gesellschaftlich, ganz normales Leben!«

Nara möchte nicht für die Abweichung von der Norm beklatscht werden, sondern für das Mitlaufen innerhalb der Norm. Sie möchte keine Anerkennung dafür, *dass* sie ein Leben in der aufenthaltsrechtlichen Illegalität bewältigt hat, sondern dafür, *wie* sie es bewältigt hat. Nämlich, dass sie zumindest nach außen ein den in ihren Augen gesellschaftlichen Maßstäben angemessenes Leben geführt hat. Sie hat nicht ihren Körper verkaufen müssen, sie hat keine Drogen konsumiert, sie hat sich nicht ›schleifen lassen‹. Aus dieser Perspektive betrachtet, kann ihre Frage in unserem ersten Gespräch nach der Doktorarbeit vielleicht auch als eine Frage nach deren Reichweite gelesen werden. Denn sie nimmt meine Antwort dezidiert als Anlass, um noch einmal auszuholen: »Was ich vielleicht vergessen haben zu erzählen ...«. Sie betont die massiven Vorurteile, denen sich Menschen ohne Aufenthaltsstatus ausgesetzt sehen. Dabei knüpft sie an ihre eigenen Erfahrungen an, an ihren eigenen Kampf und so endet unser Gespräch mit ihrem Appell:

»[M]an muss ja nicht die Hand reichen, aber zumindest jemand nicht gleich so illegal stempeln, das ist, glaube ich, die größte Hilfe, das man für eine illegaler Mensch tun kann.«

Vielleicht war ihr das Bewusstwerden, eine Doktorarbeit als Sprachrohr nutzen zu können, auch eine Stütze, am Ende noch einmal ihr Anliegen darlegen zu dürfen – ohne meinen lenkenden Eingriff. Mit ihrem Plädoyer gegen die Herabsetzung und gegen das Unverständnis möchte sie die Deutungshoheit über ihre eigenen Erlebnisse zurückgewinnen, über ihr eigenes Selbstverständnis und über die Interviewführung.

Am Ende fragt sie mich erneut, wie ich unser erstes Gespräch empfunden habe. Ich sage ihr nochmals, wie hilfreich und bereichernd es für mich ist. Ich erkenne darin, wie wichtig es für sie ist, zu hören, dass ihre Erzählungen von Wert, von Relevanz sind. (Auszug aus dem Stimmungsprotokoll, Gespräch II)

Ich: »Mh, würdest du sagen, dass das so die zentralen Punkte sind? Findest du dich da wieder, in dem, was ich jetzt so genannt habe?«

Nara: »Ja, ja, das waren genau die! [lacht] Ich hab mich nicht geändert! Mein Gott, die erste, wo du gesagt hast: ›Es gibt Geheimnisse, die ich sogar vor mir geheim halte!‹ So, das ist genau ich! [lacht]«

Und da ist eine Erleichterung in ihrer Stimme, als sie sagt, Ja, das bin ich! Das ist die Nara von vor vier Jahren und von heute! So sehr hab ich mich gar nicht geändert! Ich bin immer noch ich! Sie lacht. (Auszug aus dem Stimmungsprotokoll, Gespräch II)

Diese Nachricht wurde gelöscht²

»Mehr haben Sie nicht?«, fragt meine Kollegin.

»Nein.«

»Und Sie sind seit 15 Jahren in Europa?«

»Ja.«

»Und Sie wurden nicht abgeschoben?«

»Nein. Sie können nicht. Ich habe keinen Pass.«

»Aber Sie können ja einen beantragen.«

Schweigen.

»Sie müssen doch irgendwoher kommen!«

Schweigen.

»Wo sind Sie denn geboren?«

»Im Lager.«

»Und wo ist das Lager?«

»Algerien.«

»Dann können Sie doch zurück nach Algerien!«

»Nein. Algerien nimmt mich nicht.«

»Aber Sie sagten doch gerade, dass Sie aus Algerien kommen!«

»Nein, ich bin in einem Flüchtlingslager geboren.«

19.02.2018

- Guten Morgen, ich habe einen Anwalt in der Nähe Ihres Wohnortes gefunden, der sich Ihren Fall anschauen würde. Bitte geben Sie mir Bescheid, an welchen Tagen Sie zu einem Gespräch fahren könnten, dann vereinbare ich einen Termin. Herzliche Grüße, Helena Grebner

- Hallo. Danke. Gibt es diese Woche einen freien Termin?

26.02.2018

Hallo Frau Grebner, vielen Dank für Ihre Unterstützung. Ich habe den Termin wahrgenommen und alles weitere läuft jetzt. Mfg. Nour

Telefonat mit der Anwaltskanzlei am 01.03.2018

»Ja, hallo Frau Grebner. Herr Nour war bei mir. Ich werde ihn vertreten, aber ich kann Ihnen überhaupt nichts versprechen. Ich muss Ihnen ganz ehrlich sagen, ich habe noch nie einen Menschen erlebt, der so wenige Papiere bei sich hat. Also diese paar Dokumente, also das ist schon ... Das ist ein schwieriger Fall. Ich werde es probieren. Aber so wenige Dokumente bei so einer Biografie. Sows habe ich noch nicht erlebt.«

03.03.2018

Hallo, ich habe einen Brief erhalten vom Anwalt. Die vertreten jetzt meinen Fall. Mfg.

2 Literarische Textsegmente dieser Art finden sich nicht in der Gliederung wieder, weil sie bewusst als ›freischwebende‹ rein evokative Zwischenepisoden fungieren (vgl. Kapitel III. 4.2).

23.05.2018

- Hallo Frau Grebner, ich wollte Ihnen sagen, dass der Anwalt bis jetzt noch nicht bei mir gemeldet hat. Vielen Dank für Ihre Bemühungen :-)

[Foto: Blumenstrauß]
- Hallo Herr Nour, vielen Dank für die schönen Blumen. Ich melde mich bei Ihnen, sobald ich was erfahre. Viele Grüße!

- Vielen Dank.

30.05.2018

Diese Nachricht wurde gelöscht.

01.06.2018

- [Foto: Blumenstrauß] Hallo, hier ist Nour. Konnten Sie etwas beim Anwalt erfahren? Freundliche Grüße.

- Hallo, leider konnte ich bisher niemanden erreichen. Ich glaube, die Kanzlei war geschlossen. Ich versuche es nächste Woche wieder und melde mich dann gleich. Ein schönes Wochenende!

- Vielen Dank :-)

06.06.2018

Hallo Helena Grebner! Wie geht es dir? Ich wünsche dir einen schönen Tag!

07.06.2018

- Guten Morgen Nour. Mir geht es gut, wie geht es Ihnen? Ich habe gerade mit dem Anwalt gesprochen. Es gibt leider noch keine Neuigkeiten. Er wird sich bei Ihnen melden, sobald er neue Informationen hat. Es tut mir leid, dass das so lange dauert ... Ich wünsche Ihnen weiterhin alles Gute!

- Vielen Dank! :-)

13.08.2018

Verpasster Sprachanruf

29.12.2018

- [Video: Happy New Year] Ich wünsche dir ein glückliches Jahr! :-)

- Das ist ein sehr lustiges Video! Dir ebenfalls ein glückliches Jahr! Hat sich der Anwalt nochmal gemeldet?

30.12.2018

- [Foto: Screenshot] Sehr geehrter Herr Nour, leider beantwortet die Regierung unser Schreiben nicht. Ich habe daher nochmal dazu aufgefordert. Mit freundlichen Grüßen, [Rechtsanwalt]

- Ich hoffe sehr, es kommt bald eine Antwort!

- Vielen Dank

31.12.2018

[Video: Happy New Year]

23.04.2019

- Guten Morgen. Haben Sie mittlerweile eine Antwort vom Anwalt erhalten? Viele Grüße.
- Nein noch nicht. Guten morgen
- Das tut mir sehr leid, dass sich das so lange hinzieht. Falls Du möchtest, würde ich nach wie vor sehr gerne ein Interview mit Dir machen. Ich finde es wichtig, dass solche Lebensgeschichten erzählt und gehört werden. Natürlich nenne ich keine Namen, alles bleibt anonym und du entscheidest selbst, was du erzählen möchtest und was nicht. Ich kann dir leider nicht versprechen, dass dir dadurch weiter geholfen wird. Deswegen verstehe ich, wenn du das nicht möchtest. Überlege es dir einfach, ich würde mich freuen. Ich wünsche noch einen schönen Tag und hoffe, dass bald eine Antwort kommt.
- Vielen Dank für Ihr Interesse und ich werde Ihnen bald antworten.
- Kein Problem. Fühlen Sie sich nicht gezwungen :-)
- Vielen Dank.

09.12.2019

[Foto: Brief aus der Kanzlei] Guten Abend Helena! Was ist das?

10.12.2019

- Das ist ein Brief vom Anwalt. Er hat keine Antwort von der Ausländerbehörde erhalten. Die einzige Möglichkeit wäre, die Ausländerbehörde zu verklagen wegen Untätigkeit. Er sieht darin leider keine Erfolgsaussichten und rät davon ab, weitere Schritte einzuleiten. Er wird die Akte schließen. Es tut mir leid.
- Vielen Dank. [Emoticon: Händedruck]

24.12.2019

Diese Nachricht wurde gelöscht.

2. Rosina: Man lebt in Sehnsucht

Sie weist mir einen Platz auf dem Sofa zu und setzt sich mir gegenüber in einen Sessel. Ihre Erzählungen wirken routiniert. Sie folgen einem klaren Spannungsbogen – ich bin mir sicher, dass sie sie schon oft erzählt hat. Sie spricht schnell und viel, bleibt aber kühl. Plötzlich springt sie auf und ruft mich in ihre Küche. Stolz präsentiert sie ihre Kochutensilien für ihr Cateringunternehmen. Sie hat es geschafft. Und doch bleibt bei mir der Satz ›man lebt in Sehnsucht‹ hängen. (Auszug aus dem Stimmungsprotokoll)

»[D]as war 1997 und eigentlich wollte ich gar nicht nach Deutschland, sondern nach Amerika [...]«

So beginnt Rosina ihre Erzählung und es ist wie der Auftakt eines Roman-Manuskripts. Ihre Sätze sind von klarer Struktur und routinierter Dramaturgie. Man hört ihr an, dass sie gerne Geschichten erzählt. In unserem gut zweistündigen Gespräch stelle ich beinahe keine Fragen. Ihre Geschichte beginnt vor etwa 20 Jahren, als sie nach Deutschland einreist, *»und das war für mich, das ist wie andere Welt, weil alles hier ist anders als in Kolumbien, alles, alles«*. Jetzt ist sie gerade dabei, die deutsche Staatsangehörigkeit zu beantragen. In gesellschaftsnormativen Bildern gedacht eine ›Erfolgsgeschichte‹, eine unwahrscheinliche noch dazu, denn begonnen hat sie ihr Leben in Deutschland ohne Aufenthaltsstatus.

»[A]ls damals war das so, man brauchte kein Visum, aber du warst hier null, nichts, hier warst du eine Null. Und wenn du ein Handy kaufen möchtest, brauchst du eine Anmeldung, ein Konto, brauchst du eine Anmeldung, und um eine Wohnung zu mieten, brauchst du eine Anmeldung und also immer, es ist eine Anmeldung, dann bist du so, hier, eine Null.«

2.1. Erfolg: Fleiß, Gerechtigkeit und Glück

Rosina beginnt also bei null. Nachdem sie die Schule in Kolumbien beendet hat, kann sie es sich nicht leisten, die Universität zu finanzieren *»und ich wollte einfach raus!«*. Als Touristin reist sie nach Deutschland ein und arbeitet zunächst als Reinigungskraft.

»Und ich kann dir nur sagen, dass ich hier in Deutschland nur gute Erfahrung gemacht habe, weil die Leute immer super nett waren [...]«

Rosina erzählt mir keinen Leidensweg. Im Gegensatz zu Naras Erleben klingt es bei ihr beinahe leicht und beschwingt. Der Erfolg, den sie erzielt hat, ist ihr jedoch auch nicht zugeflogen, sondern musste durch Fleiß und harte Arbeit erkämpft werden. Ihre Schilderungen sind dabei häufig von einem starken Gerechtigkeitsempfinden geprägt und ohne das Glück an ihrer Seite wäre sie heute nicht dort, wo sie ist.

»Hier, wenn du richtig gut arbeitest und wenn du richtig fleißig bist, du kannst alles erreichen, was du willst. Vielleicht in Kolumbien auch, aber für mich persönlich ist das hier in Deutschland viel einfacher.«

Sie geht von der Grundannahme eines ›amerikanischen Traums‹ aus: Jede:r kann es schaffen, bei ›null‹ beginnend aufzusteigen, nach Erfolg zu streben. Allerdings nur, wer

wirklich hart arbeitet. Gerade ohne Aufenthaltsstatus ist es besonders schwer, da alles teurer ist. Für ein kleines Zimmer zahlte Rosina in Frankfurt damals 900 D-Mark.

»[U]nd das Schönste oder das Schlimmste ist, dass du das Geld dafür hast. Wenn du putzen gehst, zweimal am Tag, drei oder vier Stunden, das sind 90 Euro pro Tag. Das heißt, in einer Woche hast du mindestens deine Miete. Das ist grausam, aber du hast das Geld. Und wenn du deswegen hier bleiben möchtest, geht das nicht offiziell, sonst musst du gehen. [...] und wenn du keinen Aufenthalt hast, zahlst du nochmal mehr als üblich für deine Miete. Tja.«

Rosina bringt das Paradox zum Ausdruck, auf der einen Seite so hart arbeiten zu müssen, um die finanziellen Ressourcen zu haben, um überhaupt überbezahlte Mieten zahlen zu können, und auf der anderen Seite trotz allem nicht offiziell bleiben zu dürfen. Dahinter steckt der Gedanke, dass eine Person, die so viel arbeitet, das Recht haben sollte, dies zumindest auf legalem Weg tun zu dürfen. Nach fünf Jahren gelingt ihr der erste Aufstieg: die Legalisierung ihres Aufenthaltsstatus.

»Dann hatte ich sofort von der Deutsche Rentenversicherung Unterlagen bekommen, dann wurde ich, ja, sofort integriert! Dann hatte ich die Unterlagen von AOK, dann hatte ich sogar Unterlagen von der Sparkasse. Ja, also auf einmal, war wie neu geboren. Dann bist du jemand. Vorher war ich niemand.«

Plötzlich ist sie jemand. Sie hat ein Anrecht auf Unterlagen, sie wird formal-rechtlich eingebunden. Rosinas Argumentationen sind jedoch auch von einem starken (Un-)Gerechtigkeitsempfinden gefärbt.

»Und da dacht ich mir, boah! Ich bin hier illegal, ich arbeite und muss alles bezahlen! Und der, nur weil sein Opa ein Deutscher war, bekommt er alles umsonst?«

Auch darin spiegelt sich ihre Überzeugung eines ›amerikanischen Traums‹, denn jede:r sollte die Möglichkeiten haben, sich hochzuarbeiten, aber in ihrer Logik ist es ungerecht, wenn andere Privilegien erzielen, ohne diese hart erarbeiten zu müssen. Damit nimmt sie eine Verschränkung der individuellen mit der gesellschaftlichen Ebene vor. Es ist ein neoliberaler Grundgedanke, dass jede:r seines:ihrer Glückes Schmied ist und die Absicherung durch staatliche Ressourcen denjenigen nicht gerecht wird, die besonders hart arbeiten. So sagt sie an anderer Stelle:

»[W]enn deine Großeltern Deutsche waren und du bist in Kolumbien geboren, dann kannst du hierherkommen und dann bekommst du alles umsonst! Alles! [aufgebracht]«

»[A]ber das ist das Sozialsystem, was ihr hier habt, weil es manchmal grausam ist. Es gibt viele Leute, die wirklich viele Steuer zahlen. Ich auch, ich bezahle Steuer. Und es gibt andere, die das ausnutzen.«

Die Wortwahl ›grausam‹ verdeutlicht, wie sehr der Gedanke sie aufwühlt. Es könnte jedoch auch darauf hindeuten, dass sie es selbst als grausam empfunden hat, so hart arbeiten zu müssen, ohne jegliche Sicherheiten, ohne überhaupt die Möglichkeit, staatliche Hilfen in Anspruch zu nehmen. So soll dies auch anderen nicht vergönnt werden.

In der Zeit, als Rosina noch keinen Aufenthaltsstatus besaß, versuchte sie, über eine ›Scheinehe‹ einen Aufenthaltsstatus zu erhalten. Nach geleisteter Anzahlung meldete sich der Partner jedoch nicht mehr.

»Und du darfst nicht mal zur Polizei gehen, weil du hier illegal bist. Ich bin Spanier, ich bin Europäer, mir kann nichts passieren, aber dir, du musst zurück in dein Land. Und dann, klar, ich hab das nicht gemacht.«

Es ist eine Ungerechtigkeit, die sie in Kauf nehmen muss, und vielleicht sind es Erlebnisse dieser Art, die sie wütend werden lassen, wenn andere Menschen von vornherein aus willkürlichen Gründen ein Recht auf diese Rechte haben und beispielsweise zur Polizei gehen können.

Rosina: »Aber hier in Deutschland [...] wenn du heiratest, das kostet um die 15.000 Euro und es gibt Leute, die das machen. [...] vor allem Studenten machen das, deutsche Studenten. Klar, da hast du 15.000 Euro.«

Ich: »Hm, ich finde das ein bisschen schwierig. Also ich persönlich hätte ein moralisches Problem, Geld dafür zu verlangen, also als deutscher Student, man ist eh schon privilegiert, [...] und klar, man hilft demjenigen, aber man nimmt denjenigen auch aus? Oder wie siehst du das?«

Rosina: »Ja, aber ich sehe das anders. Jetzt stell dir mal vor, [...] zum Beispiel man kann jemandem sowas von helfen, was man von moralischer Seite nicht annehmen kann, weißt du, dann würde ich mein Leben ändern, aber in seinen Händen besteht die Möglichkeit, dass ich hier bleiben kann. Ich finde es schlimm, wenn er was richtig Intimes von dir verlangt, obwohl das ein Geschäft sozusagen ist. Dann ist das eine Art Ausnutzung, weil das wurde nicht vereinbart und dann bin ich ja in seinen Händen und entweder mache ich das und dann muss ich durch oder ich verliere alles.«

Es ist einer der seltenen Momente, in denen unser Gespräch eine dialogische Struktur annimmt und ich mich mit einer alternativen Perspektive einbringe. Hier zeigt sich deutlich, wie ich eine emotional-idealistische Argumentation vorschlage, welche ihrem sachlich-pragmatischen Ansatz gegenübersteht. Was ich als ›moralisches‹ Problem betitele – und damit eine normative Wertung vornehme –, spielt sie mir umgehend zurück, indem sie die Moralisierung an anderer Stelle verortet: Falsch ist es nur, wenn die Regeln nicht eingehalten werden. Sie geht von einem Geschäftsmodell aus, welches auf beiden Seiten eine Win-win-Situation beinhaltet. Und da ist eine weitere Ebene der Moralisierung, die sie vornimmt: »[M]an kann jemandem sowas von helfen, was man von moralischer Seite nicht annehmen kann, [...]«. Sagt sie damit vielleicht auch: Man kann das Angebot einer Heirat auf keinen Fall annehmen, wenn dieses *nicht* als geschäftliche Vereinbarung fungiert, denn so begibt man sich erst in die Schuld der: s anderen. So gesehen fungiert die finanzielle Vereinbarung auch als Absicherung. Interessanterweise für beide Seiten, denn so argumentiert sie:

»Ich werde das nicht ausnutzen und ich als Ausländerin werde nicht mit Drogen handeln oder so, weil dann bist du dran, weil das ist auch in Deutschland, wenn du verheiratet bist, was du machst, es trifft auch deinen Partner.«

Hier schreibt sie beiden Parteien eine Machtposition zu, denn beide Seiten können die Übereinkunft zum Nachteil der: der anderen ausnutzen. Gleichzeitig kristallisiert sich hier erneut die binäre Logik von einer: m ›guten‹ und ›schlechten‹ Migrant:in heraus. Rosinas Gerechtigkeitsempfinden weicht damit gleichzeitig von der tatsächlichen Rechtslage ab. Sie hat ihr eigenes normatives System. Das zeigt sich auch in ihrem

Unverständnis für bestimmte Sozialleistungen. Dahinter steht die Annahme, dass ein ungültiger Aufenthaltsstatus keine rechtlichen Konsequenzen nach sich ziehen sollte, wenn man hart arbeitet, sich ›integriert‹, fleißig ist.

»In 24 Tagen saß sie im Gefängnis. Nur weil sie hier ein Jahr lang gearbeitet hatte. [...] Tja. Also gut, das einzige, das wissen wir alle, es ist gegen das Gesetz, irgendwo zu bleiben! Das wissen wir! Was ich grausam fand, war diese Geschichte mit den Handschellen und dass sie 24 Tage im Gefängnis war! Sie war keine Kriminelle oder so! Und das ist das, was ich megatraurig finde. Vor Gericht und mit Handschellen ...«

Rosinas Wut richtet sich gegen den Akt der Kriminalisierung und gegen das Bild einer Gefangenen mit Handschellen. Auch deswegen ist es für sie so wichtig, ihren unermüdlichen Fleiß zu betonen und sich von einem Bild der ›Kriminellen‹ abzugrenzen. Denn aus ihrer Perspektive zeigen ihr Ehrgeiz und ihre Geschäftstüchtigkeit, dass sie moralisch ›richtig‹ handelt. Im Gegensatz zu Nara, die insbesondere emotionale Aspekte betont (ihre Fürsprache, sich zunächst die persönliche Geschichte anzuhören und zu erfahren, wie schwer es die Person hatte), argumentiert Rosina aus einer leistungsorientierten Perspektive heraus.

»Ich hatte Glück! Ja, ich hatte Glück! Weil ich hatte Beschäftigung von Anfang an und eigentlich durfte ich nicht bleiben. [...] Wenn du mehr Geld haben möchtest, dann arbeitest du mehr, und dann hast du es.«

Rosina betont jedoch auch, dass sie wirklich Glück gehabt habe, was sich zunächst wie ein Widerspruch andeutet. Denn gleichzeitig ist es ihr wichtig, zu bekräftigen, dass sie aus eigener Kraft durch ihre harte Arbeit dorthin gelangt ist, wo sie nun steht. Aber es braucht neben dem Fleiß wohl immer auch etwas Glück.

»Und das Schwierigste, was ich finde, ist, dass du, obwohl du alles richtig machen möchtest, kriegst du keine Gelegenheiten, keine Möglichkeiten. Wenn du keine Aufenthaltsgenehmigung hast, nur, ich hatte immer Glück.«

So reflektiert sie an anderer Stelle, dass es doch ganz anders hätte laufen können, obwohl sie alles richtig gemacht habe. Was steckt hinter ihrem Verständnis von Glück?

»Aber der Herr L., der kannte mich. Ich hatte bei ihm neun Monate gewohnt und er meinte, er könnte mir helfen, und er hätte nie, nie, niemals das ausgenutzt, sondern ich war für ihn wie ›ne Tochter. Ja, also ich habe Glück gehabt. [ernst]«

Rosinas persönliches Glück wird an eine Person geknüpft – Herrn L. Dieser steht außerhalb ihrer sonst sachlichen und pragmatisch anmutenden Erzählungen. Das ist die zweite Ebene in unserem Gespräch, die eine Sehnsucht aufscheinen lässt, manchmal konkret benannt, manchmal lediglich angedeutet. Sie spiegelt sich in ihrem Streben nach Unabhängigkeit, aber auch in ihren erfüllten Wünschen und jenen, die unerfüllt bleiben.

»Ich bin nach Deutschland geflogen, weil ich dachte, gut okay, mal sehen, wenn ich da eine Zukunft habe, bleibe ich. Aber ich wollte mich integrieren. Nur, ich durfte nicht! Aber ich wollte es! Und ich hätte es gerne gemacht, aber ich konnte nicht, ich durfte nicht. Und dann hatte der

Herr L. vorgeschlagen, dass er mich heiratet. Aber sonst, denk ich mal, hätte ich entweder einen netten Mann kennengelernt oder ich wäre immer noch illegal.«

2.2. Sehnsucht: Herr L.

»Es war November und es war richtig kalt und ich hatte schon meine Schulden in Kolumbien bezahlt und ich wollte hier unbedingt bleiben und ich hatte geheult und geweint, weil eigentlich wollte ich bleiben und ich hatte gar kein Zuhause mehr. Und da hab ich gemerkt, es geht nicht.«

Es gibt einen Wendepunkt in ihren Erzählungen, einen Moment der Schwere, der sich nicht so recht in ihre Schilderungen über den Erfolg einfügen lässt. Es ist wie eine zweite Ebene, die unser Gespräch durchzieht, die immer wieder latent zum Vorschein kommt. Manchmal in konkreten Episoden, manchmal in ganz beiläufigen Bemerkungen.

»Weil illegal zu sein, ist sehr schwer. Du hast ständig Angst und du hast immer negative Gedanken, ohne dass du das willst. Und du fühlst dich irgendwie wie im Gefängnis. [...] Als ich dann den Aufenthalt hatte 2001, das war wie neugeboren, neugeboren. [...] Ich wollte unbedingt hier bleiben, aber als ich die Genehmigung hatte, da dachte ich, ich kann zurück! Ich kann! Dieses, ich gehe mal, aber ich komm wieder. Das war mein erster Gedanke, ich geh jetzt nach Hause. Und so war es auch.«

Erst ein legaler Aufenthalt ermöglicht ihr, sich frei in ihren Entscheidungen und Handlungen zu fühlen: *»Ich kann!«*

»Ich wollte sogar auf der Straße kontrolliert werden, um zu zeigen, hier! Es ist nie gewesen. Nie gewesen.« Es klingt wie ein böser Traum, den sie endlich abschütteln kann: »[D]as war wie neugeboren, neugeboren.«

»[I]ch hatte die Stadt als Gefängnis. Mein Leben war fünf Jahre lang illegal, d.h. zu Hause, arbeiten, arbeiten, dann in die Schule und dann nach Hause und dann arbeiten, es war immer dasselbe.«

Mehrmals betont sie das Gefühl, im Gefängnis zu sein. Die Empfindung scheint darauf zu beruhen, sich nicht frei bewegen zu können, aber auch ein Leben in Eintönigkeit ertragen zu müssen – *»es war immer dasselbe«*. Vielleicht empfindet sie auch deswegen eine tatsächliche Haftstrafe als besonders schlimm, da das Leben in der aufenthaltsrechtlichen Illegalität ohnehin schon Strafe genug ist und bereits einer Gefängniserfahrung gleicht.

»Für mich, ein Land ist wie ein Haus. Es gibt Regeln und ich bin zu dir gekommen. Ich kann nicht dich beschimpfen und mich nicht dran halten, dann geh ich wieder ... nein also, damals ich hatte Angst, ich hatte viel gearbeitet und bin dann nach Hause gegangen. Ich hatte die Stadt wirklich als Gefängnis, ich bin nie irgendwohin gegangen.«

Die von ihr beschriebene Metapher beinhaltet ein einengendes Bild. Ein Land besteht demnach aus umschlossenen Mauern und eigenen Regeln. Diese müssen in aller Unauf-

fälligkeit befolgt werden, sonst fliegt man raus. Die Stadt ist durchzogen von Grenzen und Mauern, die nicht überwunden werden können.

Ich: »Ja, das macht es wahnsinnig schwierig, das machts vielleicht auch sehr einsam, kann ich mir vorstellen?«

Rosina: »Ja! Genau und das ist wie eine eigene Stadt denke ich. Da gehen die, die eine Aufenthaltserlaubnis haben und hier gehen die und die haben nicht die Möglichkeit ...«

Ich spiegle ihr das in mir aufkommende Gefühl der Isolation und Einsamkeit zurück. Sie fühlt sich darin verstanden und verbildlicht das Paradox, sich wie als Gefangene unter lauter ›freien‹ Menschen bewegen zu müssen.

»Außerdem du hast automatisch so eine Dankbarkeit. So, die Leute helfen mir, und du machst mehr als normal für diese Leute, obwohl sie das vielleicht gar nicht verlangen, aber diese Dankbarkeit. So, dass du sie auf irgendeine Art zurückgeben möchtest. Und das ist anstrengend. Das ist sehr anstrengend.«

Das Gefangensein gilt auch für die Emotionen. Sie kann es sich nicht leisten, ihre emotionale Last oder ihren Frust zum Ausdruck zu bringen: *»Ich kann nicht dich beschimpfen.«* Ihre Gefühle müssen kontrolliert und im Zaum gehalten werden. Sie muss freundlich und dankbar sein. So entspringen auch ihre emotionalen Äußerungen dem Gefühl, sich nicht frei artikulieren zu können.

»Und davor war's halt immerso, dass jemand gesagt hat, hey, schau mal, dir geht's nicht gut, ich habe einen Freund, der weiß Bescheid und ist Arzt und das ist dann immer so, wie eine Marke.«

Neben der Dankbarkeit, die sie schuldig ist, deutet sich auch eine Abhängigkeit an. Für jeden Arztbesuch benötigt sie Unterstützung. Es ist demnach vielleicht auch ein Gefühl der Entmündigung, welches für sie quälend ist und weshalb es ihr wichtig ist, zu betonen, welche Dinge sie in der Hand hat: ihren unermüdlichen Arbeitswillen, ihren Fleiß.

»Und dann kam dazu, als ich hier illegal war, ich wusste nicht, wann kann ich meine Familie wiedersehen. Meine Mutter hätte auch in der Zeit sterben können. Das ist so ... Manchmal machst du dir Gedanken und so, was wenn? Was wenn? Und du fühlst dich irgendwie so im Gefängnis von deinen eigenen Gedanken. Und manchmal möchtest du sogar nicht mal mehr denken. Aber du musst! Du musst daran denken.«

Hier setzt ihre Erzählung über Herrn L. an, der es ihr ermöglichte, das Gefängnis zu verlassen. Herr L., den sie nie beim Vornamen nennen wird, ist Dreh- und Angelpunkt ihrer Erzählungen. Sie lernte ihn kennen, als sie in der Nähe bei einer Familie als Reinigungskraft angestellt war. Die Geschichte über ihre gemeinsame Beziehung sticht hervor. Sie ist von Ambivalenzen geprägt und durchzieht unser Gespräch wie ein roter Faden, der alles zusammenhält.

»[...] also er war für mich der Papa, den ich nie in meinem Leben hatte, weil ich hab nie einen Vater gehabt. Als ich bei ihm wohnte, er hatte meine Wäsche gewaschen, er hatte für mich gekocht, er hat mir mein Butterbrot vorbereitet, er war wie ein Papa! Und ich hatte ihn immer Papa genannt. Und ja, das ist meine Geschichte.«

Er war ihre Rettung aber auch ihre Achillesverse, ihre größte Gefahr. Herr L. war Alkoholiker und Rosina hatte zum damaligen Zeitpunkt noch keinen Aufenthaltstitel.

»Und einmal hatte der Papa viel getrunken und er hatte angefangen, mehrere Flaschen auf den Balkon nach unten zu werfen, und eine von den Nachbarn hatte meine Telefonnummer. [...] Und dann hatte mich die Polizei angerufen. [...]

»Kripo hier, guten Morgen, Sie sind Frau Rosina?«

Nein, nein, nein, da hatte ich solche Angst. Und dann hab ich eine Freundin angerufen und gesagt:

»Ich muss zu Herrn L. und wenn ich nicht wiederkomme, dann weißt du, dass ich auf dem Weg nach Hause bin.« [...]

Und dann geh ich dahin und der Papa war richtig besoffen, aber als er mich sah, sagte er sofort:

»Nein, tun sie ihr nichts! Sie ist wie meine Tochter, sie ist die einzige Person, die mir hilft! Bitte!« Weil Herr L. wollte nicht ins Krankenhaus dieses Mal [...]. Und da waren zwei Polizisten und da hatten sie mich gefragt, wer ich wäre, was für eine Beziehung ich zu Herr L. hätte [...]. Wie gesagt, ich war sehr nervös. Und so hab ich gesagt:

»Ich wohne hier, wir sind nur gute Freunde.«

Und dann fragte mich der Polizist: »Seit wann sind Sie hier in Deutschland?«

Und ich sagte: »Ja, ich bin hier seit einem Jahr.«

Und er sagte: »Seit einem Jahr? Sie sprechen sehr gut deutsch!«

Und ich so: »Ja, ich hab Herr L. per Post, per Brieffreundschaft kennengelernt und da ich hier wohne und wir uns auf Deutsch unterhalten, deshalb hab ich das schnell gelernt.«

»Aha. Wie heißen Sie?«

»Rosina«

»Darf ich Ihren Ausweis sehen?«

Und dann sagte ich: »Ja, meinen Pass habe ich leider nicht hier, aber ich ...«

»Nein, nein, ich brauche nur einen Ausweis mit einem Bild von Ihnen, damit ich doch sehen kann, dass ich mit Rosina gerade spreche.«

Und ich hatte einen Studentenausweis von Kolumbien. Und dann habe ich das gezeigt, dann hat er geguckt. Gut, dann hat er gesagt, ja, wir haben ein Problem und Herr L. hat in der Zwischenzeit nur geweint: »Tun Sie ihr nichts, sie ist meine Tochter, ich bin ganz alleine ohne sie.«

Usw. Dann sagte er zu mir, der Polizist: »Sie müssen Herrn L. ins Krankenhaus bringen, er weigert sich.«

Und dann hab ich gesagt: »Papa, du musst ins Krankenhaus, bitte.«

»Ich will aber nicht.«

»Das ist egal, Papa, du musst, sonst bleiben wir alle hier, ich kümmerge mich um den Hund, das verspreche ich dir.«

Und dann ist Herr L. in den Krankenwagen eingestiegen und ich in den Streifenwagen und da dachte ich, gut, jetzt bin ich weg. Aber ... er war sehr nett und sagte, dass es gut von mir wäre, dass ich mich so um Herrn L. kümmerge, weil es hier in Deutschland oft solche Fälle gibt, dass die Kinder ihre Eltern vergessen usw. Dann waren wir im Krankenhaus und dann war der Papa weg und dann sagte der Polizist zu mir: »Ihre Handynummer ist so und so und so?«

»Ja.«

»Okay. Sie können jetzt gehen, wir melden uns bei Ihnen.«

»Gut.«

›Gehen Sie!‹

Ich hatte solche Angst! Klar man guckt viele Filme und ich dachte, boah, jetzt drehe ich mich um und sie erschießen mich ... Und dann bin ich gelaufen und ich wollte mich nicht umdrehen, weil ich hab gedacht, wenn ich mich jetzt umdrehe, werden sie merken, dass ich Angst habe, und dann bin ich weitergelaufen und irgendwann kam der Streifenwagen an mir vorbei, ... wuuuus, weg. [Pause]‹

In Rosinas Erzählung entfalten sich mehrere Ebenen. Zunächst zeigt die filmisch anmutende Einbettung zweierlei: Die Rekonstruktion ihrer Erfahrung folgt einem klaren Spannungsbogen. Sie spricht die Dialoge nach, verwebt diese mit ihrer inneren Anspannung und löst erst am Ende die Spannung auf: »[U]nd irgendwann kam der Streifenwagen an mir vorbei, ... wuuuus, weg.« Während ihrer Erzählung höre ich atemlos zu, hänge an ihren Lippen. Diese Geschichte wurde vermutlich schon oft erzählt. Die formulierte Angst, erschossen zu werden, kann zwar einerseits dem Spannungsaufbau dienen, aber auch auf die dem Feld inhärente Kriminalisierung verweisen, die Rosina in dem Moment internalisiert hat: Als Straftäterin wird man erschossen wie im Film. In ihrer Erzählung geht es aber auch um die Beziehung zwischen ihr und Herrn L., welche sie als keine geschäftliche, keine zuvor getroffene Übereinkunft beschreibt. Ihre Beziehung ist emotionaler Natur und von Unvorhersehbarkeiten geprägt.

›Hin und her, dann sagte er, kann ich dir helfen? Nee, kannst du nicht. Und wenn ich dich adoptier? Hab ich gesagt, Papa du hast doch ein Kind. Außerdem zu der Zeit war ich schon 30 und so [...] und dann hat er mich gefragt, ob ich ihn heiraten wollte. Wenn du hier bleiben möchtest, dann helfe ich dir. Und dann sagte ich, ja klar, gern, natürlich, aber wie viel möchtest du von mir haben? Und er sagte, gar nichts. Ich will dir nur helfen. Weil ich gesehen habe, dass du hier in Deutschland sehr schwer arbeiten musst. Du arbeitest jeden Tag, du bist so fleißig und wenn du hier in Deutschland bleiben möchtest, dann helfe ich dir.«

Rosina trägt immer wieder eine geschäftliche Ebene in ihre Beziehung mit hinein, so als könne sie nicht glauben, dass ihr jemand einfach so helfen wolle. Und auch Herr L. begründet diese Hilfe zunächst nicht emotional, sondern auf dem Leistungsprinzip beruhend: »Weil ich gesehen habe, dass du hier sehr schwer arbeitest.« Gleichzeitig bringt Rosina eine emotionale Nähe zum Ausdruck, indem sie in ihren Formulierungen immer wieder zwischen Herrn L., dem Papa oder dem Opa springt: »Und dann habe ich mal Herrn L. angerufen, der Papa oder mein Opa, [...]«. Herr L. suggeriert eine Distanz, jemanden, den man eher sitzen würde. Papa und Opa stehen für familiäre Bindung und Nähe, aber vielleicht auch für jemanden, zu dem man aufblickt.

›[Pause] Und er hatte, wir hatten geheiratet und ich hab ihm auch gesagt, okay, Papa, jetzt können wir uns scheiden lassen. Ich habe meinen Aufenthalt, das ist, was ich haben wollte, und jetzt ... und dann sagte er, nein, solange du keine richtigen Mann hast und ich in aller Ruhe sterben kann, weil du gut bezahlt wirst, weil du jemanden hast, der sich um dich kümmern kann, bleiben wir verheiratet.«

Rosina muss nach ihrer Heirat zunächst ausreisen und trotz ihres Plans, von Kolumbien aus die Familienzusammenführung zu beantragen, hat sie Angst: »Ich dachte mir, was wenn sie auf die Idee kommen, dass er 63 Jahre alt ist und ich erst 30. Was wenn irgendeiner

sagt, ja nein, irgendwie, das ist verächtig«. Ihre Beziehung ist von einer Zerbrechlichkeit gezeichnet. Sie ist schwer zu beschreiben, aus behördlicher Perspektive sogar anzweifelbar.

Herr L., der Papa, den sie sogar heiratete, der ihr einen legalen Aufenthalt in Deutschland ermöglichte, ist mittlerweile verstorben: »[E]r ist am 14. April, an meinem Geburtstag, um 12:54 Uhr gestorben«. Aber die Bindung zu ihm wirkt nach und färbt ihre Erzählungen: »Ja, schade, weil eigentlich war der Papa richtig stolz auf mich. Und er hat immer gesagt, wenn ich dein Papa gewesen wäre, wäre mein Leben anders. Und das glaube ich auch. Ja [Pause]«. Die Jahre ohne Aufenthaltsstatus liegen nun lange zurück und mittlerweile führt Rosina ihr eigenes Cateringunternehmen. Manchmal scheint jedoch eine innere Zerrissenheit auf und es klingt eine Suche an.

»Und als Ausländerin, man verliert Identität, weil du weißt ganz genau, dass du hierhergehört und wenn du in Kolumbien bist, dann fehlt dir was, und dann vergleichst du alles und dann [Pause], man lebt in Sehnsucht ..., wie das alles früher war, wie das alles in Kolumbien ist. Es ist aber gar nicht mehr so. Die Zeiten ändern sich. Sowohl hier als auch in Kolumbien.«

Sie verliert Identität. Was meint sie damit? Der Ausdruck ›Identität verlieren‹ suggeriert auch, sich von sich selbst zu entfremden, ein Stück von seinem Ich irgendwo liegen gelassen zu haben. Es ist selten, dass sie mitten im Gespräch pausiert, da sie eigentlich eine schnelle Rednerin ist. Und dann der Satz, »man lebt in Sehnsucht.« Sie formuliert ihn nur einmal.

2.3. Langweiliges und Spannendes

Ich: »[lache] Ja, vielen, vielen Dank für das Gespräch und für das, was du mir erzählt hast. Ich finde das auch teilweise sehr berührend und ja, ich bin da voller Bewunderung, ja, wie man das meistert und ...«

Rosina: »Ja, hoffentlich war das für dich jetzt nicht zu langweilig, weil das alles bei mir so gut gelaufen ist, also ...«

Gegen Ende unseres Gesprächs befinde ich mich plötzlich in der Situation, ihr beteuern zu wollen, dass ich unser Gespräch nicht als langweilig empfunden habe: »Überhaupt nicht! Nein, ich finde es unglaublich spannend und ich finde es, wie gesagt, sehr bewundernswert, wie du das alles gemeistert hast!«. Als ich Rosina einige Jahre später erneut kontaktiere, um ihr anzubieten, die Ergebnisse nochmals dialogisch zu besprechen, erhalte ich eine ähnliche Antwort. Sie schreibt mir, dass bei ihr das alles gar nicht so schlimm gewesen sei, dass sie nur nette Leute um sich hatte und dass es mir ja um andere Erzählungen gegangen wäre. Als ich ihr erneut erkläre, dass dies nicht der Fall ist, ich mich gut an ihre Erzählung, ihre Erfolge erinnern kann und ich ihr nur das Angebot unterbreiten möchte, mit ihr gemeinsam die Ergebnisse zu besprechen, willigt sie sofort ein, dankt mir für das Angebot und fügt sogar hinzu: »Ja, bitte mach das!«. Leider muss sie mir jedoch an dem vereinbarten Termin absagen und auf eine wiederholte Anfrage reagiert sie nicht mehr.

Was steckt hinter ihrer Annahme, ich wolle *andere* Erzählungen hören? Was meint sie damit, wenn sie davon spricht, es sei ›langweilig‹. Hier kristallisieren sich implizite

Zuschreibungen heraus, welche auf einem normativen Bild beruhen. Indem sie mir zuschreibt, dass es mir um andere Erzählungen gehe, da bei ihr alles gut gelaufen sei, zeigt sie mir auf, dass sie davon ausgeht, ich sei auf der Suche nach besonders dramatischen und leidvollen Geschichten. Vielleicht weil das aus ihrer Perspektive die Assoziationen sein müssen, die man als Nicht-Betroffene zu dem Thema hat.

»Ja, und was Negatives zu den Deutschen kann ich dir gar nicht sagen. Das einzige, was ich vielleicht, also nicht negativ finde, aber das ist das Sozialsystem, was ihr hier habt, weil es manchmal grausam ist.«

Rosina meint auch, ich möchte etwas ›Negatives zu den Deutschen‹ hören. Dabei habe ich an keiner Stelle in unserem Gespräch danach gefragt. Es ist ebenfalls eine Annahme ihrerseits, die sie in das Gespräch hineinträgt. So steckt vielleicht auch dahinter das Bild, ich würde erwarten, dass eine Leidensgeschichte damit einhergeht, über ›die Deutschen‹ oder ›das deutsche System‹ zu schimpfen. Dann betont sie das Sozialsystem, welches sie als ›grausam‹ empfindet und so verdeutlicht sie, wie wichtig es ihr ist, dass ich sie als eine (finanziell) unabhängige Frau wahrnehme, die sich alles alleine erarbeitet hat. Ihre Annahmen verweisen auf eine gesellschaftliche Struktur und die ihr inhärenten Schief lagen. Wie wirkmächtig müssen diese Bilder sein, wenn sie sie mit so einer Vehemenz vor mir zum Ausdruck bringen muss. Sie habe niemals Sozialleistungen in Anspruch genommen. Alles sei gut gelaufen. So pendelt unser Gespräch zwischen der Betonung von Erfolg, guten Erfahrungen – und ich melde ihr auch zurück, dass das bei mir ankommt: *»Ja super, das ist ja eine richtige Erfolgsgeschichte kann man sagen!«* – und den Ängsten und Schwierigkeiten, die latent angedeutet werden. Wenn sie von diesen berichtet, versäumt sie jedoch nicht, diese meist mit etwas Positivem abzurunden. Es ist die wiederkehrende Ambivalenz, die unser Gespräch zeichnet, so als habe sie Angst, ich würde ihre negativen Erfahrungen überbetonen wollen.

Rosina wusste von Anfang an, worum es mir in dem Interview gehen würde, und sie willigte ein, obwohl sie mich dann mit ihrer Annahme, ich wolle doch sicher *andere* Erzählungen hören, konfrontierte. Gleichzeitig kommt das Paradox zum Ausdruck, mir durch ihre eloquente Art und Erzählweise Anekdoten als ›spannend‹ herauszustellen: *»Klar man guckt viele Filme und ich dachte, boah, jetzt drehe ich mich um und sie erschießen mich [...]«* Rosina wählt einen Sprachduktus, welcher Spannung aufbaut. Sie spricht Dialoge nach, verleiht ihren Worten dabei Nachdruck. Warum will sie das ›Langweilige‹ gleichzeitig ›spannend‹ machen, um dann jedoch wieder zu betonen, dass es ›langweilig‹ sei? Warum will sie ein Gespräch mit mir führen, obwohl sie davon ausgeht, ihre Erzählungen seien gar nicht von Relevanz für mich? Das zeigt mir, wie wichtig es ihr ist, dass ihre Erzählungen einerseits gehört werden, und dass sie gleichzeitig Angst hat, dass diese vielleicht nicht ›richtig‹ gehört werden oder dass sie nicht ernst genommen werden könnten, und dass es sie womöglich auch viel Kraft kostet, sich immer wieder abgrenzen zu müssen, sagen zu müssen: Das ist doch alles ›langweilig‹, da ist *keine* spannende Geschichte. Womöglich möchte sie eine Gegenerzählung zum normativen Diskurs schaffen und rekurriert dabei auf gesellschaftlich wirkmächtige Bilder: Es gibt die ›guten‹, leistungswilligen Migrant:innen und die ›schlechten‹ Migrant:innen. Sie gehört zu den ›Guten‹, deswegen gibt es nichts ›Brisantes‹ zu berichten. Meine Adressierung an ihr Leben in der aufenthaltsrechtlichen Illegalität markiert jedoch vorab ihre Biogra-

fie als ›abseits der Norm‹ und so befindet sie sich in dem Widerspruch verstrickt, mir einerseits davon erzählen zu wollen – mit allen Mitteln der Dramaturgie – und dabei gleichzeitig einen zentralen Wunsch zu äußern: Ich möchte gar nicht als anders, als besonders wahrgenommen werden. Ich möchte als ›langweilig‹ wahrgenommen werden, ich möchte das gesellschaftliche Stigma abschütteln, ich möchte mich selbst endlich dieser binären Logik entziehen können. So gesehen ist meine Zuschreibung, dass ich es als sehr ›spannend‹ empfinde, was sie erzählt, keine Beschwichtigung für sie, sondern im Gegenteil ein weiterer Trigger-Moment. Sie möchte mir vielleicht eigentlich sagen: Ich kann vielleicht ›spannend‹ erzählen, aber du wirst bei mir nichts ›Spannendes‹ finden. Hier gibt es keinen Leidensweg, nichts Unkonventionelles, hier gibt es eine Geschichte von Erfolg, ja, aber es ist dennoch eine ›normale‹ Lebensgeschichte unter vielen: *»Ja, hoffentlich war das für dich jetzt nicht zu langweilig, weil das alles bei mir so gut gelaufen ist.«*

Ohne Ton

Wir haben uns eigentlich bei ihr verabredet, doch in letzter Minute entscheidet sich Jessica dagegen. Jetzt sitzen wir uns in einem Café gegenüber. Eine dieser vielen anonymen Ketten, die immer gleich aussehen. Jessica ist sehr schmal, wirkt beinahe zerbrechlich. Sie bestellt sich einen Schokoladen-Muffin und wird ihn kein einziges Mal anrühren. Am Ende wird sie ihn dort liegen lassen. Ich werde ein Aufnahmegerät zwischen uns legen, doch am Ende wird kein einziges Wort aufgezeichnet sein.

Jessica beginnt zu erzählen, dabei lächelt sie immer wieder nervös. Sie kam vor einigen Jahren als Au-pair-Mädchen aus Kenia nach Deutschland. Sie wurde in eine Familie in ein sehr kleines Dorf vermittelt. Der Weg in die nächste Stadt war weit. Sie ist aufgefallen in dem kleinen Ort mit seinen wenigen Einwohner:innen. Auf der Straße musterte man sie. Sie fühlte sich fehl am Platz. Nachdem sie ihre Tätigkeit beendet hatte, zog sie in die nächstgrößere Stadt. Ihre Hand fährt zum Muffin, berührt ihn kurz, lässt ihn wieder los. Sie begann eine Lehre, lernte einen Mann kennen, heiratete. Sie hält kurz inne, überlegt: »Und dann wurde alles kompliziert und ja, jetzt bin ich hier.« Sie lacht unbeholfen und kurz denke ich, dass sie das Gespräch hier beenden möchte. Doch sie fährt fort, ungefragt, erzählt, dass sie auch sehr viel Glück gehabt habe. Sie ist nun geschieden, hat mittlerweile einen tollen Arbeitgeber, sie hat einen neuen Freund, mit dem sie zusammenwohnt.

Zwischen ihren Sätzen scheint eine Kluft, eine nicht erzählbare Kluft auf. Jahre, die sie nicht strukturieren kann und will. Wieder hält sie inne. Sie habe damals viele Fehler gemacht. Aber, und sie lächelt mich an, das solle ich doch bitte alles in den Akten nachlesen. Ich sage ihr, dass ich ihre Akten nicht kenne. Stirnrunzeln. Sie lacht, erzählt mir von ihrer neuen Arbeit als Altenpflegerin. Ihre Erzählung ist wie eine Platte, die springt. Die Zeit als Au-pair kann mühelos abgespielt werden und dann gibt es zu viele Kratzer oder Störungen in der Platte, sodass ich keine zusammenhängende Melodie mehr erkennen kann. Die Akten ... Sie geht davon aus, dass ich sie gelesen habe, dass ich ohnehin alles weiß. Sie sagt es wieder. Ich lese doch nicht einfach in deinen Akten, sage ich. Warum soll ich in ihren Akten nachsehen? Das Bild ist unstimmig. Möchte sie, dass ich verstehe? Dass ich sehe, dass ihre Erfolgsgeschichte, wie sie selbst betont, auf einem Leidensweg basiert, einem, den sie mir nicht schildern möchte, denn dazu bin ich zu fremd, zu unvertraut. Aber eine Akte, die mir in aller Nüchternheit in formalisierten Gutachten, Arztbriefen und Behördenschreiben die Brüchigkeit ihres Lebenslaufs, die Verletzlichkeit oder Labilität ihres Körpers, ihrer Psyche, ihrer Erfahrungen vor Augen führt, das ja, das soll ich lesen. Sie lächelt mich scheu an. »Wenn ich meinen Aufenthalt habe, dann freue ich mich, alle Unterlagen und all die Ordner wegzuschmeißen!« Das ist dann altes Zeug, das gehört dann nicht mehr zu ihr. Vielleicht sind die Akten auch wie von ihr losgelöste Niederschriften, deren Wiedergabe in meiner Anwesenheit keinen Sinn mehr ergeben.

Wir reden nicht lange, eine Stunde vielleicht. Sie überlegt, ob sie den Muffin mitnimmt. Lässt ihn dann jedoch liegen. Ich packe das stumme Aufnahmegerät ein.

3. Fernando, Julia & Pablo: Über diejenigen, die du liebst

Fernando: »Ich weiß nicht, wie es ist, eine Wohnung für mich, für meine Kinder, meine Frau zu bezahlen. Ich weiß nicht, wie es ist, eine Sozialversicherung zu haben oder meine Familie in ein Krankenhaus bringen zu können. Ich kenne das gute Deutschland nicht. Das Deutschland, das mir all diese Möglichkeiten bietet. Ich ... wir kennen nur das schwierige Deutschland. Nicht das schlechte, das SCHWIERIGE.«

Fernando kam vor sechs Jahren aus Kolumbien nach Deutschland. Ein Jahr später holte er seine Frau Julia und ihren gemeinsamen Sohn Pablo nach. Als Familie beantragten sie Asyl.

Fernando: »Als ich zu der Dame an diesem Fensterchen kam, sagte sie mir: »[...] Sie können keinen Einspruch mehr erheben und nichts mehr tun.« Daraufhin war ich so »ssshhhh« [zieht die Luft zwischen die Zähne]. Und dann hat sie die Botschaft meines Landes angerufen. [...]: »Nein, sehen Sie, ich benötige jemanden, der diesem jungen Mann übersetzt, dass er nichts weiter beantragen kann. Dass er ... bringen Sie mir ihre Pässe, damit wir mit den Formalitäten der Abschiebung beginnen können.« Ich habe das Büro verlassen, bin nach Hause gekommen, habe meine Sachen gepackt und [klatscht] – bin abgehauen.«

Ich: »Ja, für mich ist es unvorstellbar, dass ihr so leben konntet für ...«

Julia: »... für lange Zeit.«

Ich: »Ja, sechs Jahre lang, fünf Jahre lang ...«

Julia: »... ja, das ist viel.«

Wir sprechen auf Spanisch, eine Sprache, die ich gut verstehe, in der ich mich jedoch nicht sicher fühle. Claudia ist dabei und hilft mir beim Übersetzen mancher Fragen. Sie ist eine (deutsche) Freundin der Familie. Wir sitzen zu fünft in ihrem Wohnzimmer: Fernando ist ein geübter Geschichtenerzähler, er weiß, wie er seinen Worten meist scherzhaften Nachdruck verleihen kann. Julia, seine Frau, ist bedachter mit ihren Worten, sanfter in ihren Erzählungen. Sie widersprechen sich manchmal, ergänzen sich meistens, stimmen sich immer wieder gegenseitig zu. Zwischen ihnen sitzt der 14-jährige Pablo. Er ist die meiste Zeit über stiller Zuhörer. Julia ist zum Zeitpunkt des Gesprächs im achten Monat schwanger. Sie erwarten einen zweiten Sohn und haben bereits die Entscheidung getroffen, nach der Geburt nach Kolumbien zurückzukehren.

Fernando: »Aber für uns steht die Familie immer an erster Stelle. Zuerst die Familie. Wenn es als Familie nicht geht, dann gehen wir gemeinsam. Wir sind zusammen gekommen und wir gehen auch zusammen.«

3.1. Das System

Folgt man Fernandos Schilderungen, so kommt es einem vor, das Leben in Deutschland gleiche einem Strategiespiel. Es gibt klare Regeln und Hürden zu überwinden, um das Spiel gut zu spielen. Es ist wie ein komplexes System, welches es zu begreifen gilt.

Fernando: »[W]enn wir einen Platz zum Leben haben, es ab und zu Arbeit gibt und Pablo in die Schule geht – okay. Dann können wir es riskieren. Aber wenn nicht, wenn eine dieser drei Sachen fehlt: Tschüs, dann macht es keinen Sinn mehr.«

Wohnen, Arbeit, Bildung: Es sind diese drei Säulen, die für sie das Leben in Deutschland lebenswert machen, die den Eintritt in das System legitimieren.

Fernando: »[W]enn du mitspielst im System, kannst du dich auch darin halten. Hab immer deine Fahrkarte dabei, geh nicht über rote Ampeln, ehm ...«

Julia: »Genau, verhalte dich korrekter als die anderen!«

Fernando: »... als alle anderen! Ja, ich darf mir weniger Fehler erlauben als Sie [an mich gewandt]. Verstehen Sie? Wenn ich hier lebe, muss ich das Aufsehen möglichst gering halten. [...].«

Julia: »Auch Pablo in der Schule. Pablo weiß, dass er sich in der Schule immer sehr gut benehmen muss, weil ...«

Teil des Systems zu sein bedeutet, absolut angepasst und unauffällig zu leben. Das, was Rosina als Abhängigkeiten empfindet, was sie mit dem Gefühl des Gefangenseins umschreibt, fasst Fernando spielerisch auf: »Dann können wir es riskieren.«, »Aber wenn du mitspielst [...].«

Fernando: »Das System funktioniert so, also musst du versuchen, dich anzupassen und mit aller Kraft den Richtlinien zu folgen, um möglichst lange drin zu bleiben. Aber in irgendeinem Moment schließt sich die Tür.«

Teil des Systems zu sein bedeutet demnach auch, die Türen zu kennen, durch die man gehen kann.

Fernando: »Die Schule, Krankenhäuser und alle diese Stellen behalten sich das Recht vor, all diese Informationen zu erfragen, die eigentlich anonym sind. In seiner Schule wurde das bis heute niemals infrage gestellt, auch, weil er ein fleißiger Schüler ist, nicht wahr? Sie haben niemals nachgefragt ... nichts. Mit ihm gibt es keine Probleme und nichts.«

Eine geöffnete Tür bedeutet noch lange keine Sicherheit, denn es gilt immer noch zu »pokern«: sich so unauffällig durch das System zu bewegen, dass nicht doch Informationen erfragt werden. Auch Pablo, der die siebte Klasse einer Realschule besucht, muss besonders fleißig sein, er darf sich keine Fehlritte erlauben. Die Regeln des Systems sind dabei so konzipiert, dass sie wiederum das System selbst stabilisieren.

Fernando: »Deshalb sage ich: Das System selbst wirft die Leute raus. [...] Also es wird irgendwann der Punkt kommen, an dem du fällst. Oder du kannst jemanden kennenlernen und heiraten, das Leben weiterführen ... Aber das ist nichts, für uns als Familie gibt es nichts mehr zu tun.«

Im Regelwerk des von Fernando beschriebenen Systems ist kein Platz für sie als Familie. Und gleichzeitig deutet er an, dass es Möglichkeiten gegeben hätte, weiterhin im System zu bestehen, jedoch ohne Familie. Damit bringt er zum Ausdruck, dass er das System durchblickt, dass er die Türen und Tücken kennt. Es wird aber auch die permanente Anspannung deutlich, die das »Mitspielen«, das »Pokern« mit sich bringt, denn

»es wird irgendwann der Punkt kommen, an dem du fällst«. Es scheint demnach nicht darum zu gehen, für immer Teil des Spiels zu sein, sondern vielmehr darum, es so lange wie möglich zu probieren. Der Punkt des Fallens, des Rauswurfs wird ohnehin kommen.

Fernando: »Aber wenn Sie sich anschauen, sagen wir mal ... trotz alledem, was wir durchlebt haben, wenn du mich fragst: »Was denkst du vom deutschen System?«, werde ich dir sagen: »So muss es sein.««

Ich: »Im Ernst? Warum?«

Fernando: »Weil ... weil das die einzige Form ist. [...] Hier gibt es viel Kontrolle und diese Kontrolle ist nötig. Obwohl diese Kontrolle mir schadet und mir nicht nutzt, sage ich Ihnen: So muss es sein. Damit die Dinge funktionieren, muss es so sein.«

Das Paradox, trotz aller Bemühungen, trotz einer Überangepasstheit Befürworter des Systems zu sein, welches einen zeitgleich rausschmeißt, löst bei mir zunächst Ungläubigkeit aus.

Fernando: »Wenn du in einem Land bist, kannst du nicht so tun, als wäre das dein Land. Du musst dich anpassen. Du musst dich an die Kultur anpassen. Wenn es nicht so ist, wenn es dir nicht gefällt, dann adiós.«

Julia: »Und es gibt viele Menschen von woanders her, die sich nicht anpassen. [...] Also, stell dir mal vor, es wäre einfach in Deutschland, sagen wir mal, anders und alle Leute wie wir, die hierherkommen, würden angenommen werden ... Das wäre das totale Chaos.«

Es geht ihnen um die Anpassung, um Kontrolle und Ordnung. Dahinter scheint eine Sorge zu stecken, dass andere Menschen diese Ordnung potenziell zerstören könnten. Sie als Ausnahme bestätigen die Regel. Hier deutet sich ähnlich wie in Rosinas Argumentation eine binäre Logik von den »Guten« auf der einen und den »Schlechten« auf der anderen Seite an. In dieser Logik betrachtet muss das System ein exklusives sein, da es nur so die Ordnung und Sicherheit verspricht, von der sie wiederum mittelfristig profitieren können. Durch die Betonung der Exklusivität des Systems fügen sie sich zeitgleich in den dominanten Diskurs von einer Politik ein, die restriktive Migrationspolitik befürwortet, und damit sagen sie auch: Wir sind nicht diejenigen, die das untergraben wollen! Es ist dennoch eine paradoxe Argumentation gegen ihren eigenen Lebensstil, die sich auch in Fernandos Reflexion über Donald Trumps Ansichten entfaltet:

Fernando: »Niemand beschwert sich über Europa, niemand kommt hierher und sagt: »Ay, schaut euch mal Angela Merkel an.« Nein. Alle sind gegen das, was er [Donald Trump] machen will: dass alle Papiere haben – aber das ist richtig! Wo ist also das Problem? Er will nicht die Ausländer rauswerfen, er will die Illegalen loswerden.«

Fernando deutet hier eine Doppelmoral an. So würde in Europa das Thema der Illegalisierung einfach totgeschwiegen. Donald Trump, der sich des Themas in aller Öffentlichkeit annimmt, wird dann aber zum Buhmann stilisiert.

Fernando: »Wo es illegale Menschen gibt, gibt es Ausbeutung. Denn eine Sache, die ich als Illegaler nicht habe, ist eine feste Arbeit. Ich zahle keine Steuern, aber mein Arbeitgeber umgeht die Steuern. Und vielleicht beutet er mich aus, weil er mir drei Euro die Stunde zahlt, wenn der normale Lohn bei zwölf Euro liegt.«

Und er spitzt seine Gedanken zu:

»Sie [die USA] haben den Zwerg wachsen lassen und jetzt haben sie ein riesiges Problem [...] und tin tin – zeigen alle anderen Länder mit dem Finger auf sie.«

Der Zwerg symbolisiert die Illegalisierten. Er beschreibt diese wie eine Spielfigur in einem Computerspiel, die unaufhörlich wächst, und das konnte sie, da in den USA Menschen ohne Papiere beispielsweise einen Führerschein machen können, während es in Deutschland gar nicht die Möglichkeit dazu gibt. Nun dafür zu sorgen, die Figur wieder zum Schrumpfen zu bringen, erscheint Fernando nur richtig, um die Ordnung wiederherzustellen.

Fernando: »[S]chauen Sie mal, was ich ohne Papiere Ihnen sage, was ich von diesem Typen ... was er macht, ist gut! Also das, was er macht, ist gut, er bringt die Dinge in Ordnung.«

Julia: »Aber schau mal, die Art ...«

Fernando: »Klar, das ist nicht die beste Art.«

Indem insbesondere Fernando Befürworter eines Systems ist, welches ihn rauswirft und seiner Lebensbewältigung widerspricht, macht er deutlich, sich selbst nicht als Teil jener zu betrachten, die das System unterlaufen und schwächen wollen. Hinter allem steckt womöglich jedoch auch der drängende Wunsch, dass ich die Familie als eine wahrnehme, die sich ein regelkonformes Leben wünscht. So sind Fernandos Reflexionen über jenes System, welches ihn rauswirft, nicht ausschließlich politische Ansichten über die Gesellschaft, sondern auch Aussagen über sie als Familie.

Fernando: »Und auch in Hinsicht auf die Hürden, nicht wahr? Weil ich mir denke, dass es für dich auch sehr wichtig ist, zu erfahren, mit wem oder was sich die ... die ... diese Art von Personen auseinandersetzen müssen, oder? Also sagen wir mal ... das, dem sie ausgesetzt sind, nicht wahr?«

Hier spiegelt sich sein Bedürfnis wider, darüber reden und verstanden werden zu wollen. Anders als zuvor schwimmt er kurz bei der Suche nach einer Formulierung und unterlässt schließlich die Redewendung ›illegal‹, die er zuvor verwendet hat, und spricht nun von *»diese Art von Personen«*. Der Terminus ›illegal‹ ist nicht nur gesellschaftlich, sondern auch von ihm selbst stigmatisiert, wenn er der trumpschen Rhetorik nichts Schlechtes abgewinnen kann und er Befürworter des Systems und seiner Regeln ist. Die Suche nach einer geeigneten Formulierung zeigt womöglich, dass es nun weniger um die gesellschaftliche Ebene geht, sondern um ihre individuelle Situation. Diese möchte er mir ohne das Stigma der gesellschaftlichen Verurteilung erzählen.

Fernando: »Also ich sage das, weil ich weiß, dass ich damit ein Thema anspreche, das du erwähnen solltest: das die Leute unter diesen Umständen ausgesetzt sind. Ich glaube nicht, dass es ... gut, es sind viele, aber wie ich dir davor schon gesagt habe: Es sind Gespenster und das ist ein Thema, das niemand weitersagt, weil es so sensibel ist.«

Es sind also die Hürden im System, bei denen Fernando davon ausgeht, dass sie für mich wichtig sind, *»weil ich weiß, dass ich damit ein Thema anspreche, das du erwähnen solltest«* – es ist ihm ein Anliegen, mir dies mitzuteilen. Vielleicht weil er sich bewusst ist, dass seine Erzählungen manchmal von etwas Spielerischem, von einem Hauch des

Abenteuers umweht sind, und er möchte klarstellen, welche Anstrengungen es sie gekostet hat. Damit ist jedoch auch eine Aufforderung verbunden: »Das solltest du erwähnen!« Vielleicht ist es ein nicht näher explizierter Stolz, es so weit geschafft zu haben, wie ihn auch Nara formuliert. Es gibt viele Hürden zu überwinden und die höchste Hürde ist wohl die Unmöglichkeit, darüber zu sprechen. Sie sind wie Gespenster. Der Metapher haftet das Unsichtbarsein an, das Nicht-gesehen-Werden und gleichzeitig das Schaurige, das Unheimliche. Niemand möchte Gespenster in der Gesellschaft haben. »Das solltest du erwähnen ...« – dahinter steckt vielleicht auch der Wunsch, zumindest jetzt in diesem Gespräch gesehen zu werden.

Ich: »Ja, aber es tut mir sehr leid, dass ... dass es keine Möglichkeiten gibt für euch, weil ... ja. Es tut mir sehr leid.«

Fernando: »Nein. Egal, welche Person das in den Händen hätte ... Zum Beispiel: Sie haben jetzt die Möglichkeit gehabt, uns kennenzulernen. Aber wenn das Gesetz es nicht zulässt und Sie eine Entscheidung fällen müssen, werden Sie sehr wahrscheinlich sagen: »Es tut mir sehr leid, aber ich kann nicht.« Warum? Weil das das Gesetz ist, nicht wahr? Es gibt keinen anderen Weg.«

Julia: »Das ist das Gesetz und es gibt kein anderes.«

3.2. Der Traum

Ihre Rückkehr ist nun endgültig. Julia und Pablo erhalten kurz vor der Geburt des zweiten Sohnes eine Duldung. Fernando erst etwas später. Der Aufenthaltsstatus der gesamten Familie muss legalisiert werden, damit sie überhaupt ausreisen können. Wie Fernando gesagt hat, ist es nicht die Polizeikontrolle, sondern das System selbst, was nun dafür sorgt, dass dies die letzte Option ist.

Julia: »Es ist nicht machbar.«

Fernando: »Es ist unmöglich, nicht ans Zurückgehen zu denken, weil unter diesen Bedingungen ... nein. Nein. Und klar: Du gehst zu einem Anwalt oder zu diesen Leuten, zu euch, ins Café104, und immer sagen sie dir das Gleiche. Und zwar, dass es keine andere Möglichkeit gibt. Nur die Rückkehr.«

Hinter allem stand jedoch am Anfang ein großer Traum. Es sind Erzählungen, die nun überwiegend von Julia geprägt sind.

Julia: »Wenn du dein Land verlässt, gehst du mit verbundenen Augen, nur auf der Suche nach einem Traum. Du suchst diesen Traum, aber du kennst die Realität dahinter nicht. Du erlebst sie erst in dem Moment, wenn du da bist.«

Es ist ein rückwärtsgewandter Traum, ein Suchen nach dem, was nie greifbar ist, weder im Vorfeld noch nach der Ankunft.

Julia: »[W]ir wären gute Bürger gewesen. [lacht]«

Es bleibt nur die vage Ahnung, dass es einen Traum geben muss, einen »europäischen Traum«, aber man begegnet ihm blind. Aus diesem Grund ist dieser durch eine defizitäre Perspektive geprägt – »wir wären gute Bürger gewesen.«

Fernando: »Wenn dann der Moment kommt, in dem die Behörden das Asyl verweigern, fängt da die Illegalität an. DA fängt sie an.«

Julia: »Da beginnt dann die Folter. Als wir ankamen, als sie uns das verweigert haben ... diese Reise, dieser Weg war eine Folter.«

Julia stimmt Fernando zwar in seinen Schilderungen häufig zu und teilt seine Ansicht über das System, die Regeln, die Hürden, aber ihre Erzählungen sind andere. Wenn sie spricht, spricht sie nicht mit der unbeschwertten Scherzhaftigkeit Fernandos.

Julia: »Wir drei, wir haben nicht viele Freundschaften. Wir haben nicht viele Freunde. Wir kennen viele Leute, Bekannte ... aber wir mögen es nicht, viele Freundschaften zu pflegen oder uns mit vielen Leuten zu treffen, weil da die Fragen anfangen.«

Fernando: »Sie fangen an zu fragen: ›Wo arbeitest du?‹ Oder: ›Ay, bei welcher Versicherung ist Pablo? Schau, ich habe Probleme mit der AOK und du, welche Versicherung hast du?‹ ... solche Dinge. Deshalb lieber: ›Ciao.«

Julia: »Deshalb sind wir ein bisschen ... ja, isoliert von anderen Personen. Und ich glaube, unter diesen Umständen ... also, für mich als Frau ... ich weiß nicht ... für Pablo, keine Ahnung ... aber für MICH war das eines der frustrierendsten Dinge.«

Fernando: »Genau, frustrierend.«

Julia: »... und sehr schwierig. Eine Person zu sein, die sich abschotten muss. Weil ich immer ein sehr geselliger Mensch war. Und dieses, mich davon abschotten zu müssen, bei einem Treffen zu sein, zu dem X oder Y uns eingeladen hatten ... und ja, wir wollten dabei sein. Und dann, wenn sie zu reden anfangen, spürst du plötzlich, dass du eigentlich nur wegrennen willst, weil sie dich jeden Moment etwas fragen könnten. Deshalb willst du ... weglaufen.«

Die empfundene Isolation speist sich nicht aus Ermangelung an Kontakten, sondern vielmehr aus der Zurückweisung dieser. Das Gefühl, weglaufen zu müssen, obwohl man sich eigentlich nach Gesellschaft sehnt, beschreibt die Spannung, unter der insbesondere Julia zu stehen scheint.

Julia: »Und es gibt Menschen, die zum Beispiel ... die uns manipulieren wollen, wenn sie merken, dass sie diese Macht besitzen und über unsere Situation Bescheid wissen und dass es uns Angst macht, dass sie es wissen. Deshalb ist es ein bisschen kompliziert, wenn die falsche Person von diesem Thema erfährt.«

Die wenigen Freundschaften, die sie haben, bleiben auf eine gewisse Art distanziert. Hierzu zählt vielleicht auch Claudia, die im Gespräch anwesend ist.

Julia: »Aber sie mischen sich in nichts ein, weil sie Deutsche sind.«

Fernando: »Ay ja, sie mischen sich in nichts ein.« [...]

Julia: »Also, sie wissen, dass das, was wir machen, nicht richtig ist. Deshalb werden sie dir nicht dabei helfen ... sagen wir, zum Beispiel jemanden anzulügen. Sie fragen, ob du etwas benötigst, aber sie mischen sich nicht in Dinge ein, die ... sie werden dir keine Wohnung geben, sie werden dir keine Papiere leihen ... absolut nichts, was etwas mit unserer Art des Aufenthalts zu tun hat. Sie mischen sich da nicht ein. Sie sind Freunde, die Bescheid wissen, aber nicht ...«

Fernando: »... aber ohne darin verwickelt zu werden. Sie mischen sich nicht ein. Sie wollen damit nichts zu tun haben.«

Julia und Fernando sind vorsichtig in ihren Formulierungen. Sie wollen sich erkenntlich zeigen, wollen betonen, dass sie durchaus sehen, dass ihnen Hilfe angeboten wird, aber die Frustration, dass eine wirklich vollumfängliche Unterstützung ausbleibt und sie letzten Endes doch auf sich gestellt sind, tritt zum Vorschein. Letztlich ›wollen sie damit nichts zu tun haben‹. Es ist wie eine dünne Schicht, die sie absondert von den anderen. Das hängt jedoch auch maßgeblich mit der Gesetzgebung zusammen, die Menschen kriminalisiert, die beispielsweise wissentlich eine Person ohne Papiere bei sich wohnen lassen.³

Fernando: »Ja, für die menschliche Seite, genau. Sagen wir, es gibt Menschen, die ... sagen wir, die anderen helfen. Also dann denke ich, dass sie das berücksichtigen und ein bisschen flexibler sein sollten, weil das eine Person ist, die humanitäre Hilfe leistet. Verstehen Sie mich? [...] Also, dass das Gesetz wenigstens nicht über die Person herfällt, die hilft, weil das wirklich eine Frage der Menschlichkeit ist.«

Es ist diese Gesetzeslage, die Julia und Fernando kritisieren, da sie sich gegen eine humanitäre Unterstützung richtet. Und es ist diese Gesetzeslage, die dazu führt, dass sie sich wie auf einer abgetrennten Insel durch die Gesellschaft bewegen mit wenigen Freundschaften, die jedoch immer eine gewisse Distanz wahren.

Julia: »Aber ich glaube nicht, dass es in Deutschland so viele sein können.«

Fernando: »Doch, doch, gibt es. Es gibt viele.«

Julia: »Manchmal glaube ich, da bist du und das war's ...«

Julia drückt eine Einsamkeit aus. Es gibt niemanden, der ihre Situation nachvollziehen könnte, es gibt keinen Kontakt zu anderen, denen es ähnlich ergeht. Und sie greift das Thema noch einmal auf, als habe sie ein Bedürfnis nach der Nähe zu Gleichgesinnten.

Julia: »Und wo verstecken sich all diese Menschen?« (lacht)

[...]

Julia: »Es ist so, dass sie so normal aussehen ...«

Fernando: »Ja, weil ... [...] Ich gehe händchenhaltend mit meiner Frau durch die Straßen, meine Frau ist schwanger, mein anderer Sohn ist auch dabei ... Wer würde sich vorstellen, dass diese Familie so ist? Das ist doch eine ganz gewöhnliche und normale Familie.«

Gerade diese Unscheinbarkeit, die sie nach außen wahren müssen, isoliert sie und reduziert ihren Alltag auf oberflächliche Bekanntschaften – »Da bist du und das war's.« Isolation geht einher mit der Angst.

Julia: »Zum Beispiel die Angst: Gestern Nacht, als wir geschlafen haben, hat jemand geklingelt. Die Tatsache, dass jemand klingelt, DIE BLOSSE TATSACHE, DASS JEMAND KLINGELT, macht uns Angst!«

Fernando: »Das ... das ist auch etwas, was dir etwas bringt: Dieses Thema des psychologischen Traumas, denn ich sage Ihnen: Wir gehen mit einem psychologischen Trauma von hier weg. Das

3 § 95 AufenthG regelt Straftaten, die durch nicht-deutsche Staatsangehörige begangen werden. Wenn eine Person diese wissentlich dabei unterstützt, beispielsweise indem sie Menschen ohne Aufenthaltsstatus bei sich wohnen lässt, begeht sie eine Beihilfehandlung im Sinne des § 27 StGB.

ist ... ja, klar. Ich bin kein nervöser Mensch, aber das Leben hier hat mich extrem nervös werden lassen.»

Ähnlich wie bei der Beschreibung der Hürden formuliert Fernando seine implizite Annahme, dass es sich hier um etwas handelt, was ich hören möchte, was mir ›etwas bringt‹. Es ist vielleicht auch der Grundgedanke, dass ich an einer Defizitperspektive interessiert bin. Aber ähnlich wie bei der Betonung all der Hürden, die es zu überwinden gilt, schwingt auch hier vielleicht der Wunsch mit, gesehen und verstanden zu werden. So müssen sie nach außen immer so tun, als sei alles in bester Ordnung, und das Gespräch bietet eine Möglichkeit, diese Fassade bewusst einzureißen und über die Dinge zu sprechen, die sonst vertuscht werden. Julia greift den Faden auf und ergänzt:

Julia: »Er hat hier schon Anfälle gehabt ...«

Fernando: »... Panikanfälle. Ich hatte ... ja! Ich hatte Panikattacken. Ich habe das Gefühl zu erstickten, ich fühle mein Herz rasen ...«

Julia: »Er erträgt keine Polizisten, weil ...«

Fernando: »Usssssh!«

Julia: »Wir sind in der U-Bahn und ... an der U-Bahnstation am Marienplatz ...«

Fernando: »Viele Fußballfans ...«

Julia: »Fußballfans, ja. Und dort eine unglaubliche Menge an Polizisten, und ich sage zu ihm: ›Ich stehe auf der anderen Seite.‹ Er ist viel nervöser als ich. Er bekommt mehr Panik. Ich kann mir vorstellen wegen ...«

Fernando: »[...] das Problem ist, [...] die Psychologie der Polizei ist: ›Sie ist eine Frau. Sie ist schwanger oder ist mit dem Jungen unterwegs, weil sie eine Frau ist.‹ Aber wenn sie einen Mann sehen mit Bart, Rucksack ... dann ist es wahrscheinlicher, dass sie zu mir sagen: ›Kommen Sie mal her.‹«

Es ist sonst eher Julia, die sich verletzlicher zeigt. Jetzt kommt Fernandos Ängstlichkeit deutlicher zum Tragen. Vielleicht spiegelt sich hier jedoch auch ihr unterschiedlicher Umgang wider. Während Fernando mit aller Kraft versucht, so lange wie möglich in diesem System zu verharren, das Spiel weiterzuspielen, hat Julia bereits abgeschlossen. Sie sehnt sich nach Gesellschaft. Kontrolliert und abgeschoben zu werden, würde sie womöglich insgeheim erleichtern. So sagt sie auch an anderer Stelle:

›Ich erinnere mich daran, dass ich ihm sagte: ›Ein Jahr länger noch und nicht mehr.‹ Nein ... nicht länger als ein weiteres Jahr in dieser Situation. Und so begann dieser Weg ...«

Während sich Julia von Jahr zu Jahr durchringt, und es waren immerhin fünf Jahre, ist es für Fernando vielleicht auch ein Gefühl von Erfolg, es noch ein Jahr geschafft zu haben, und er hält an dem Wunsch fest, es weiter zu versuchen. Seine erzählte Unbeschwertheit bröckelt jedoch, wenn es um die Angst geht, die Familie könnte getrennt werden.

Fernando: »Wir sind sehr eng miteinander, SEHR ENG. Wir sind immer zusammen und die Tatsache, dass etwas passiert ... ich denke daran, dass sie sie mitnehmen, oder mich ... nein, nein, nein.«

Julia: »Der Gedanke, dass sie ihn [Pablo] mitnehmen, macht uns sehr viel Angst. Deshalb ... wir haben sogar mal mit ihm darüber gesprochen, als er noch jünger war, falls etwas passieren

sollte, ehm ... damit er keine Angst hat. Natürlich denkt man an den Schreck, den er bekommen würde. ›Hab keine Angst, vielleicht bringen sie dich in ein Kinderheim oder zu einem Bekannten, aber ganz ruhig, weil wir werden zu dir zurückkommen.‹ Natürlich, allein daran zu denken und so etwas in Betracht ziehen zu müssen ... das macht panische Angst, eine überwältigende, panische Angst.«

›Wir sind sehr eng miteinander, SEHR ENG.‹ Sie müssen sich aneinander festhalten, auch ›weil dieses System ist SO eng, so eng, dass es nicht für uns gemacht ist.‹ Es ist die panische Angst, Pablo könnte ihnen genommen werden, oder Fernando könnte inhaftiert werden, oder Julia könnte ohne Familie abgeschoben werden.

Die Suche nach dem Traum ist mit einer großen Resignation verbunden. Der Traum ist nicht zu erreichen oder entpuppt sich als ein anderer und der Weg zurück fällt jedoch auch schwer. Das hängt mit einer Sprachlosigkeit zusammen. Julia erzählt, dass sie ihrem Bruder abgeraten habe, ebenfalls nach Deutschland zu kommen.

Julia: ›Zu mir können sie zum Beispiel jetzt sagen: ›Was für ein gemeiner Mensch sie ist! Sie sagt zu mir, ich soll nicht gehen, obwohl sie selbst gegangen ist und es versucht hat.‹ Und vielleicht versteht diese Person es nicht. Sie weiß nicht, wovon ich rede, wenn ich sage, sie soll es nicht versuchen, weil es sehr schwer ist und nicht so, wie sie es sich vorstellt.‹

Das Erleben erscheint wie abgetrennt von den Worten. Erst durch das Erleben erfolgt das Verstehen.

Julia: ›Mein Vater sagt: ›Aber es kann doch nicht sein, dass es nicht möglich ist, und jetzt mit dem Baby, vielleicht kann man ja doch was machen.‹ Aber klar, das ist, weil sie dort sind und wissen, wie schwer es ist. Und dann sagen sie mir: ›Aber kann man es nicht irgendwie organisieren?‹ Und: ›Seid ihr sicher, dass ...?‹ Sie ... wenn es nach ihnen ginge, würden wir noch länger hier bleiben, weil sie die Wirklichkeit nicht kennen.‹

Es gibt keine Worte, mit denen sie ihren Familien in Kolumbien vermitteln können, dass das Leben in Deutschland anders ist, als sie es sich vorstellen.

Fernando: ›Auch, weil das so ein Thema ist, von dem niemand spricht. Ein Thema, das ... wir sind Gespenster. Hier sind wir Gespenster.‹

Julia: ›Ja, hier sagt niemand etwas über diese Dinge.‹

Sie werden zu Gespenstern gemacht, indem ihnen die Sprache und die Worte genommen werden. In Deutschland, weil es sich um ein Tabu handelt, und aus Angst vor Denunziation. In Kolumbien, weil man ihnen nicht glaubt. Die Sprachlosigkeit stabilisiert ihre Isolation.

Julia: ›Es ist besser zu schweigen, besser sich abzusondern ... Für ihn [Pablo] auch, er weiß, dass er seinen Freunden nicht von unserer Situation erzählen darf. Er fragt uns zum Beispiel: ›Mama, wenn wir jetzt umziehen ... was soll ich ihnen sagen? Dass ich woanders hingehe?‹

Fernando: ›Auch, weil er eine neue Adresse hat, die sich zudem noch ständig ändert, nicht wahr?‹

Julia: ›Genau, deshalb ist es für ihn immer wieder dieses ›Was werde ich ihnen sagen?‹ Und das letzte Mal habe ich ihm gesagt: ›Süßer, ich weiß nicht, das letzte Mal, als wir umgezogen sind ... es ist so, dass ... Ich weiß nicht. Es gab da eine Freundschaft, ich weiß auch nicht. Es ist

schwer, auch für ihn. Das ist ein Umstand, der ... Deshalb denke ich, dass alles in Maßen genug ist. Und als er mich das gefragt hat, dachte ich: »Jetzt, jetzt ist der Zeitpunkt ...«

Das Schweigen durchzieht die ganze Familie und selbst ihr Sohn, der erst neun Jahre alt war, als er nach Deutschland kam, muss seither schweigen. Es ist seine Hilflosigkeit, die Julia kaum erträgt und deswegen nicht anders kann, als einen Schlusstrich zu ziehen – »Jetzt, jetzt ist der Zeitpunkt ...«. Während des Gesprächs sitzt Pablo die meiste Zeit still zwischen ihnen.

Julia: »Willst du etwas über deine Illegalität erzählen?«

Fernando: »Als Schüler ... ja. Fandest du es als Schüler schwer?«

Pablo: »Also am Anfang, am Anfang fand ich es schon schwer. Wegen ... aber dann mit der Sprache, als ich die Sprache konnte, kam es mir nicht mehr so schwer vor. Nein. Es war normal für mich.«

Claudia: »Wissen deine Freunde alles?«

Pablo: »Meine Freunde wissen nicht, dass ich keine Papiere habe.«

Fernando: »Nein, nein, nein. Niemand weiß davon.«

Julia: »Keiner, Benjamin weiß es auch nicht.«

Pablo: »Nein, nicht einmal mein bester Freund. Niemand weiß es.« [...]

Fernando: »Ja. Immer ist er es, der geht. Er lädt nie Freunde ein. Immer geht er. Natürlich fragen die sich auch, warum.«

Julia: »Wie komisch ...«

Fernando: »Wie seltsam. Warum?«

Pablo: »Hmh.«

Julia: »Klar, ich glaube, das ist eines der schwierigsten Dinge. Auch für ihn kann das schwer sein. Der ... Schreck, den er bekommt, wenn sie ihm deshalb Fragen stellen wollen. Er erschreckt sich.«

Pablo: »Ja.«

3.3. Die Zeit – oder das Kind ist nun schon groß

Fernandos Erzählungen über das System, der Hauch eines Abenteurers und Julias Gedanken an einen Traum, der größtenteils unerfüllt bleibt, prägen die Gesprächssituation. Beide tragen die Perspektive der:s jeweils anderen mit und positionieren sich selten gegeneinander. Und doch sprechen sie aus unterschiedlichen Blickwinkeln. Diese werden bei genauerer Betrachtung der Ebenen der Zeitlichkeit greifbarer.

Einerseits verrinnt die Zeit langsam, zäh: »Julia: »Dieses Jahr ging vorbei, und du konntest es überstehen. Dann war es so okay, ein halbes Jahr mehr, okay, ein Jahr mehr« und so weiter«, andererseits empfinden beide eine Beschleunigung der Zeit. Für Julia ist es insbesondere der Verlust, der damit einhergeht.

Julia: »Es ist, als würde dein Leben 100Mal schneller ... das Leben geht in diesem Moment an dir vorbei, deshalb glaube ich, dass es sich nicht lohnt ...«

Zeit durchzieht unser Gespräch in mehrfacher Hinsicht. Es sind die Erzählungen über Vergangenes, Gedanken an die Zukunft, aber auch Reflexionen der Versäumnisse.

Julia: »Ich glaube, dass es immer Hoffnung gibt, dass etwas passieren kann, dass du etwas tun kannst. [...] Also gut. Und so ging es immer weiter bis ... bis das Baby kam und jetzt schieben sie uns ab. Jetzt reicht es. (lacht)«

Fernando: »Die Warterei hat ein Ende.«

Es gibt seltene Momente, in denen Julia und Fernando klar anderer Meinung sind und die Abgrenzung zur:m jeweils anderen gleich mehrfach betonen.

Fernando: »Ich würde es wieder tun, ja. Ich würde es noch zehnmal tun. ICH würde es machen. Sie nicht.«

Julia: »Ich nicht.«

Fernando: »Sie nicht, aber ich würde es machen, weil ...«

Julia: »Ich nicht.«

Gemeinsam rekapitulieren sie ihre damalige Entscheidung, nach Deutschland zu kommen.

Julia: »Ich habe mir diese Idee verkaufen lassen, dass es mein Traum ist, mein Land zu verlassen, und dass dieser Traum woanders liegt. In deinem Land verkaufen sie dir diesen Gedanken. Deshalb hast du, sobald du 15, 14 Jahre alt bist, diesen Gedanken im Kopf und das ist alles, was in deinem Kopf existiert.«

Julia fühlt sich von einer Idee betrogen, die sie mit vielen geteilt hat. Und so betont sie jetzt: »Aber ICH, wenn sie mich jetzt fragen: »Soll ich es versuchen?«, sage ich: »Nein. Versucht es nicht.«. Rückblickend äußert sie den Wunsch, einen anderen Weg eingeschlagen zu haben.

Julia: »Studier lieber in deinem Land [...], du wirst eine Fachkraft und als Fachkraft KANNST du ein besseres Leben haben. Vielleicht nicht perfekt, du wirst vielleicht kein perfektes Leben haben, aber immerhin ein bisschen einfacher. Und ich behaupte, wenn ich diesen Weg gewählt hätte, hätte ich viele Dinge in meinem Leben nicht durchmachen müssen. [...] Die Leute denken immer, dass es dir gut geht, nur weil du im Ausland bist, und haben keine Ahnung von den Situationen, die du über die Jahre durchmachen musstest. Über Jahre hinweg!«

Dahinter steckt der Gedanke, dass ihr durch das Leben in Deutschland die Möglichkeit des Aufstiegs eigentlich von vornherein verwehrt wurde, ganz egal, wie groß die Anstrengung sein mag. In Kolumbien hätte sie genau diese Möglichkeit gehabt. Julia argumentiert also komplett konträr zu Rosina, die die Möglichkeiten des Aufstiegs ausschließlich in Deutschland verortet. Es klingt eine Wehmut an, denn eigentlich erfüllt sie sich den Traum lediglich in den Augen anderer.

Fernando: »Natürlich, ich respektiere das. Und deshalb ... ich werde immer bei ihr bleiben. Also es gibt Momente, in denen sie mich unterstützt, und jetzt muss ich sie unterstützen, weil ich nicht einfach egoistisch sein darf. Nicht wahr? Aber das soll nicht heißen, dass ich der gleichen Meinung bin wie sie.«

Fernando ist es wichtig zu betonen, dass er Julias Meinung nachvollzieht, dass ihre unterschiedlichen Positionierungen keinen Bruch zwischen ihnen bedeuten. Im Gegen-

teil, er betrachtet es als seine Aufgabe, sie nun zu unterstützen. Wenn es jedoch nur nach ihm ginge, würde er bleiben:

»Wenn man allein wäre, würde man sagen: ›Gut, wenn ich eben da unten in einem Keller oder so schlafen muss, dann ist es halt so.‹ Aber mit Familie ... nein. Da musst du ... das ist was anderes.«

Und dennoch betont er:

»Glauben Sie mir, selbst wenn ich 15 bis 20 Jahre hier lebe, irgendwann werde ich hängenbleiben. [...] Ich weiß nicht ... eines Tages wird mir ein Polizist sagen: ›Entschuldigen Sie, das ist eine Kontrolle.‹ Und dann haben wir's. Dann ist alles aus.«

Darin spiegelt sich ein kleiner Nervenkitzel, ein Abenteuer. Es ist das spielerische Element, welches Fernandos Erzählungen so häufig prägt. Einerseits das Wissen darum, dass das Leben so nicht auf Dauer funktioniert, und andererseits ein Ehrgeiz, es doch noch weiter zu schaffen – und noch ein Jahr. Und noch ein Jahr.

Fernando: »Aber schauen Sie mal: Wenn ich nicht mit 19 geheiratet hätte, wäre ich vielleicht nie mit ihr zusammengekommen. Vielleicht wäre ich ein Fachmann, vielleicht wäre ich Arzt, verheiratet mit einer Frau, die nicht meine Frau ist.«

Fernando führt die eigentliche Entscheidung, nach Deutschland zu kommen, jedoch noch weiter zurück. Der Weg, den sie eingeschlagen haben, begann demnach nicht mit 29, als er nach Deutschland einreiste, sondern mit 19, als sie heirateten. Die Heirat scheint einen entscheidenden Wendepunkt in ihrem Leben zu markieren, denn Fernando kehrt immer wieder an den Punkt zurück:

»Ich war 19, fast 20, als ich geheiratet habe. Sie war 18. Jetzt in diesem Moment kann ich Ihnen nicht sagen: ›Ach nein, ich bereue, dass ich hierhergekommen bin, weil ich mit 19 eine Entscheidung getroffen habe.«

»Vielleicht bereue ich es nicht, weil ich weiß, dass ich meine bessere Hälfte gefunden habe. Ich weiß, dass ich auf der Welt keine andere Frau finden werde, die wie sie ist, die mir beisteht, mich versteht, mit mir zusammenlebt ... Kurz gesagt: Ich bereue es nicht.«

Es wirkt beinahe so, als hätte die Heirat bereits alles besiegelt: ihre Entscheidung, zehn Jahre später nach Deutschland zu fliegen, Asyl zu beantragen, sich fünf Jahre lang ohne Aufenthaltsstatus durchzuschlagen. Es ist dieser Zeitpunkt, als sie gerade volljährig werden, an dem sich etwas zu bündeln scheint.

Fernando: »[E]s wäre mir sehr schwer gefallen, zu sagen, dass es ein Fehler war zu heiraten. [...] Weil es fühlt sich so an, als würde ich damit schlecht machen, was ich getan habe, oder? Aber ... aber...«

Julia: »... es war nicht der richtige Zeitpunkt.«

Fernando: »Es war nicht der richtige Zeitpunkt, genau. Es war nicht der Moment.«

Zunächst erschließt es sich mir nicht ganz. Erst als ich beginne, zurückzurechnen, fügt sich das Bild zusammen. Vielleicht war nicht die Heirat das zentrale Ereignis, sondern Julias erste Schwangerschaft. Pablo markiert den eigentlichen Wendepunkt in ihrem Leben und womöglich dreht sich darum ihre Diskussion. Sie sind viel zu jung eine Familie geworden, mussten für ein Kind sorgen, hatten womöglich nicht die Möglichkeit,

zunächst zu studieren. Vielleicht ist mit Pablos Geburt tatsächlich der Stein ins Rollen gekommen und sie haben entschieden, sich als Familie einen Traum zu erfüllen, ihrem Sohn andere Chancen zu ermöglichen – und immer zusammenzuhalten. Nun fügen sich die einzelnen Puzzleteile ihrer dialogisch erzählten Biografien zusammen. Julias Wehmut, Fernandos Kampfgeist und seine wiederkehrenden Beteuerungen, dass die Familie an erster Stelle steht, dass er nichts bereut. Aber da ist auch ihr gemeinsames Bekenntnis: Es war vielleicht nicht der richtige Zeitpunkt.

Julia: »Und es ist eher ... Ich denke immer mehr, dass man sich nach und nach sehr verbraucht fühlt. Dieser Schub, mit dem wir gegangen sind, die Kraft und die Energie, die wir investiert haben, um unser Land zu verlassen, ist immer weniger geworden. [...] Du bist nicht mehr so stark, du hast zu lange Zeit gekämpft und hast einfach nicht mehr die Kraft, es nochmal mit anderen Orten zu versuchen. Es ist sehr anstrengend. Die Kraft ist weg.«

Fernando: »Wir sind schon alt.«

Julia: »(lacht) Ja, wir sind alt.«

Das Vergangene hat insbesondere Julia viel Kraft gekostet. Jetzt steht ein neuer Wendepunkt in ihrem Leben an, ein weiteres Kind. Vielleicht will sie es diesmal richtig machen, nicht noch einmal einem Traum hinterherjagen, um dann in vielen Jahren sagen zu können: Diesmal ist es der richtige Zeitpunkt gewesen.

Fernando: »Also ... ja und nein. Ich glaube, da sind wir uns einig.«

Julia: »Ja, da sind wir uns einig. Es sind widersprüchliche Gefühle.«

Fernando: »Ja. Denn wir verlassen diese Welt, verlassen diese Welt ... (lacht). Verlassen diese Situation.«

Es geht um die Frage, ob sie sich freuen, nun zurückzukehren. Und in diesem Punkt betonen sie ihre Einigkeit, was auch noch einmal ihre Uneinigkeit zuvor hervorhebt. Es mutet an wie ein Widerspruch, denn so müsste Julia froh sein, während Fernando noch mit der Idee beschäftigt ist, wie es wäre, noch ein wenig durchzuhalten. »Wir verlassen diese Welt« – dahinter steckt nicht nur die Ausreise aus einem Land in ein anderes, sondern auch eine Abkehr von einer inneren Welt, die sie sich vielleicht erhofft haben.

Julia: »[N]atürlich hat man als Mutter Angst, dass man so nahe dran war. Also, an dieser Zukunft, die so viele Menschen wie du haben, die in der Universität sind ... da! Da, da, genau da war man. DA war sie! Genau dort. Er war hier in der Schule, deshalb liegt das natürlich sehr nahe. Klar, natürlich, es ist unmöglich, nicht diese widersprüchlichen Gefühle zu haben ...«

Fernando: »... Ohnmacht.«

Der Traum war zum Greifen nahe und doch unerreichbar. Vielleicht war das das Versprechen, was sie sich gegeben haben, damals mit 18 oder 19 – dem ungeborenen Kind eine andere Zukunft ermöglichen. Pablo war neun Jahre alt, als sie nach Deutschland einreisten. Seitdem sind fünf Jahre vergangen. Claudia schaltet sich in das Gespräch ein, provokativ:

Claudia: »In drei Jahren ist er mit der Realschule fertig, wenn er weitermacht. Wenn er studieren will, gibt es keine Probleme, aber wenn er sagt: ›Ich will arbeiten, ich will eine Ausbildung machen‹ ...«

Fernando: »Nein, nein das geht nicht.«

Claudia: »Es geht nicht. Bleibt er dann einfach zu Hause?«

Fernando: »Nein, nein, nein.«

Claudia: »Oder er macht es wie ihr: hier ein bisschen Gartenarbeit, dort ein bisschen Putzen ...«

Fernando: »Nein, nein ...«

Julia: »NEIN!«

Fernando: »Nein, das nicht. Das ist nicht diskutabel.«

Der Hinweis Claudias, dass es genauso gut passieren könne, dass Pablo nach seinem Schulabschluss gar nicht der Sinn nach Studieren steht, wird von den Eltern abgelehnt. Vielleicht legt Claudia damit unvermittelt den Finger in die Wunde, denn sie sagt damit auch: Schaut, Pablo ist schon groß, er wird seine eigenen Entscheidungen treffen.

Julia: »Wenn das ... wenn das eine der ersten Hürden gewesen wäre, als wir hergekommen sind ...«

Fernando: »Nein, dann wären wir weg gewesen.«

Julia: »Dann wären wir schon seit SEHR vielen Jahren nicht mehr hier.«

Fernando: »Seit Langem. Wenn er nicht hätte zur Schule gehen können ... nein.«

Die Zukunft ihres Sohnes verleiht ihren Handlungen eine Sinnhaftigkeit. Sobald diese nicht optimal gewährleistet ist, verliert ihre Daseinsberechtigung ihre Legitimation. Jetzt ist Pablo schon groß geworden. Die Schule wird er nicht mehr in Deutschland abschließen können.

Fernando: »Ich bin mir schon bewusst, dass ich unverantwortlich war, denn das sind nicht die angemessenen Bedingungen für eine Familie in dieser Situation, das ist klar.«

Gleichzeitig begegnen sie dem auch mit Gewinn und versuchen, das Positive aus den letzten Jahren zu ziehen.

Julia: »Wir ... Pablo hat eine andere Sprache gelernt, wie könnte ich da nicht dankbar sein?«

Fernando: »Aber an dem Tag, an dem er [Pablo] mit dem Leben kämpfen muss, an dem er allein ausziehen muss, um der Welt Widerstand zu leisten, wird er ein Kämpfer sein, weil er schon weiß, wie das ist. Denn er hat das alles schon gesehen, schon erlebt, er weiß schon, was er tun muss, er ist schon erwachsen geworden. Also ... was ich sagen will, ist ... was ich Ihnen sagen möchte, ist: Auch wenn du schwierige Zeiten durchlebst, musst du immer das Gute daraus ziehen. Denn es gibt IMMER etwas Gutes. Immer gibt es gute Sachen, die man aus all diesen Momenten aufsaugen muss.«

Während Julia ihre Dankbarkeit betont, dass Pablo Kompetenzen erworben hat, ist es für Fernando der Kampfgeist. Vielleicht muss er das betonen, um seinem Gefühl der Unverantwortlichkeit etwas entgegenzusetzen: »Es gibt IMMER etwas Gutes.« Julia hätte ihm jedoch genau dieses Erleben, der »Welt Widerstand zu leisten«, vielleicht lieber erspart, denn für sie kommt die Entscheidung zu gehen genau dann, als sie Pablos Hilflosigkeit spüren muss: »Und als er mich das gefragt hat, dachte ich: ›Jetzt, jetzt ist der Zeitpunkt ...‹«. Und während Fernando versucht, positiv hervorzuheben, dass sein Sohn nun schon erwachsen geworden ist, spreche ich ihn direkt an. Es ist das einzige Mal in unserem Gespräch.

Ich: »Freust du dich auch, zurückzugehen nach Kolumbien, oder eher nicht so?«

Pablo: »Ähmm ... [...] Ein Teil ja und ein Teil nein.«

Pablo ist wie ein Spiegel seiner Eltern, indem er die Widersprüchlichkeit, das Ja und das Nein aufgreift. Vielleicht hat er das über die Jahre gelernt, vielleicht ist das sein Schutz, die Ansichten seiner Eltern aufzusaugen, sich selbst so Erklärungen zu liefern für das, was er seinen Mitschüler:innen nie erklären wird können.

Julia: »Die Lust zu kämpfen und es zu versuchen, geht bis zu dem Punkt, an dem sie denjenigen schadet, den du liebst.«

Es ist dieses von Julia zum Ausdruck gebrachte Selbstverständnis, welches den unterschiedlichen Bedürfnissen einen Raum eröffnet, ohne sich mit Unverständnis füreinander zu begegnen, aber auch ohne die Möglichkeit, nur auf die eigenen Befindlichkeiten zu achten. Das liebevolle Bezugnehmen aufeinander bringt eine eigene Gesprächsdynamik hervor. Sie schildern das Gefühl des Abgetrenntseins, das Gefühl der Isolation. Es ist, als hätten sie diese Art des Sprechens über die Jahre miteinander eingeübt – und diese Dynamik schreibt sich nun in der Interviewsituation fort. Das Gespräch entspinnt sich zwischen ihnen untereinander in einem Raum des zurückhaltenden Zuhörens, in welchem meine Anwesenheit anders als bei Nara und Rosina weniger performativ hineinzuwirken scheint, so als wäre auch ich durch eine feine Schicht von ihnen abgesondert. Vielleicht ist es aber auch ein Schutzraum, ein Raum der Nähe zwischen ihnen, der so deutlich spürbar wird. Zuletzt frage ich sie nach ihren Wünschen:

Fernando: »Nein, ich könnte Ihnen jetzt sagen, dass es mein Wunsch wäre, dass es uns dreien hier gut geht, sicher.«

Ich: »In Deutschland?«

Fernando: »Ja, aber ... aber automatisch denke ich an sie und dann ... dort nicht. Das ist nicht so sehr mein Herzenswunsch, weil mein Wunsch ist es auch, dass sie glücklich ist, nicht wahr? Und ich weiß nicht, ob sie das so glücklich machen würde. Es ist ... verstehen Sie?«

Julia: »Ich würde mir wünschen, dass wir von Anfang an legal gewesen wären und von Anfang an hätten glücklich sein können. Denn wenn wir von Anfang an glücklich gewesen wären, dann könnte ich sehr wahrscheinlich die Sprache, ich hätte schon eine Ausbildung gemacht, ich hätte ein normales Leben. Und sehr wahrscheinlich wären die Dinge nicht ...«

Fernando: »Also was wäre dann der Wunsch gewesen? Er ist schon vorbei.«

Julia: »Der Wunsch ... ist schon vorbei. Er kann sich nicht mehr erfüllen.«

Und auch das Kind ist nun schon groß geworden, fast erwachsen, fast in der Lage, für sich selbst zu entscheiden.

Ich verlasse das Haus. Ein anonymes 60er-Jahre-Bau. Es ist kühl geworden. Ich atme tief durch, spüre, wie die Enge von mir weicht. Die Enge dieses Lebens einer Familie, die sich so intensiv aufeinander bezieht, so eng beisammensitzt, immer wachsam, sich nicht zu verlieren, immer in Sorge, jemandem von außerhalb zu vertrauen. Die ganze Last ihrer Vertrautheit, ihrer Harmonie, ihrer Liebe – eingekeilt zwischen ihnen. Ich atme tief durch. (Auszug aus dem Stimmungsprotokoll)

In der U-Bahn

Wir fahren in der U-Bahn. Eine Familie und ich. Vater, Mutter, Kind, das Baby im Kinderwagen. Nicht alle haben einen Aufenthaltstitel. Sie sind angespannt. Der Vater steht dicht an der Tür, lässt den Blick über die vor ihm liegenden Sitzreihen schweifen. Unvermittelt beugt er sich zu mir, seine Stimme dicht an meinem Ohr: »Helena, sag mal, gibt es viele? Ich meine, gibt es viele von uns?«

4. Lydia: Ein Stück Kuchen

Ich bin an einem Nachmittag mit Lydia am Stadtrand von Regensburg verabredet. Per E-Mail schickt sie mir ihre Adresse und als ich zwischen gepflegten Hecken die verkehrsberuhigte Straße entlangschlendere, auf der Suche nach der Hausnummer – ich bin etwas früh dran –, stehe ich plötzlich vor einer schmucklosen Bäckereikette. Ich sehe mich um, denke zunächst, ich habe mich vertan, bei der Straße oder der Nummer, laufe die wenig belebte Straße weiter hinunter, diesmal etwas zügiger aus Angst, nun doch zu spät zu kommen. Und dann dämmert es mir plötzlich, dass Lydia mir nicht ihre Privatadresse geschickt hat, sondern mich in eben dieser Bäckerei treffen möchte. Ein anonymer Ort. Ein öffentlicher Ort. Ich laufe zurück und da sehe ich sie bereits an einem dieser silbergrauen Blechtische sitzen. Sie sitzt mit dem Rücken zur Straße einer anderen Frau gegenüber. Ich bin unschlüssig. Soll ich warten, bis sie sich von ihrer Verabredung verabschiedet? Nach ein paar Minuten gehe ich dann doch zögerlich auf die beiden zu. Als Lydia mich sieht, springt sie auf, lächelt breit und stellt mir ihre Freundin Barbara vor. Ich hab sie schon so lange nicht mehr gesehen, sagt sie mir. Es ist doch okay, wenn Barbara mit uns gemeinsam Kuchen isst, oder? (Auszug aus dem Stimmungsprotokoll)

»No it's very hard to make a decision. Because in China ... I have a good job. I have a good income. I worked in a foreign company, it's ahm I think French company. And I worked as a Sales Manager. (lacht)«

Lydia erzählt, dass ihr die Entscheidung, mit ihren zwei Kindern – einer Tochter, 13 Jahre alt, und einem Sohn, sieben Jahre alt – nach Deutschland zu kommen, nicht leicht gefallen sei. Jedoch habe es für sie oberste Priorität, dass die Kinder eine gute Bildung erhalten, was ihr in China nicht möglich erscheint, insbesondere für ihren Jüngsten:

»[I]t's hard in China to get a good education in public school because my second child has no identification card in China. So that's why I must make decision, so I quit my job and left my parents and went to Germany with my children ... it's very hard.«

Es erscheint zunächst paradox. Da ihr Sohn keinen Ausweis für die Stadt in China hat, sondern nur für seinen Geburtsort Hongkong, ist es ihr nicht möglich, ihn dort auf eine staatliche Schule zu schicken. Nun halten sich alle drei jedoch ohne Aufenthaltstitel in Deutschland auf und ihre Kinder besuchen hier die Schule, da diese von der Übermittlungspflicht an die Ausländerbehörde ausgenommen sind. Während Lydia erzählt, holt ihre Freundin Barbara drei Stück Apfelkuchen.

»Yes for us we're not ahm ... we just want to see the world, so I don't care about an identification card ... but I think the children have a special experience and I also have special experience. And we met different people and very kind people and I think it's good memory for us. So I think we get a lot ... even if we just stay here less than two years. Less than two years ... but we got a lot. [Pause] We're happy here.«

Lydias Erzählungen sind durchzogen von einer manchmal beinah trotzig anmutenden Leichtigkeit und doch betont sie auch die Schwierigkeiten, die sie empfindet. Barbara hört die ganze Zeit aufmerksam zu. Häufig bekräftigt sie Lydias Standpunkt, neckt sie ironisch, betont ihre gute Freundschaft. Barbara scheint eine wichtige Rolle bei dem Treffen für Lydia einzunehmen.

4.1. Leichtigkeit

»I have friends here. My neighbour who live nearby and my friend here they always helped me a lot. I think German people is very very nice. [lacht] Yes it's true. ... I be living here for more than one year and also the children. The children always feel happy in school and the children don't want to leave the school because they just got used to life here and they make friends.«

Doch vor wenigen Wochen erhielt Lydia einen Bescheid, dass sie und ihre Kinder vollziehbar ausreisepflichtig sind. Beinahe zwei Jahre sind sie durch die behördlichen Raster gefallen. Wenn sie von ihren Kindern spricht, klingt eine Wehmut an, dass sie ihren Bildungsweg hier nicht weiter fortführen dürfen:

»I still remember after half year, when my son go to a school and so the teacher told me, wow, it's crazy! Your son can speak the German language so good. So fast!«

»My daughter also! First we go to Hauptschule. Then half years late she go to ahm Gymnasium.«

»So the headmaster of Gymnasium accept my daughter. He also said, wow, your daughter can do very good, very good. Good performance for everything. Not only for ... ahm also for mathematic, for English, she also very good at sports, the music.«

In ihren Schilderungen überwiegt grundsätzlich eine beschwingte Leichtigkeit: *»So ahm I think, so I lived here less two years. It's very happy. Most of time very happy. So I think it's enough [lacht]«*. Diese wiederum pendelt jedoch zwischen ihrer betonten Selbstbestimmung und dem Glauben an eine Art höherer Fügung im Leben, welcher ich im Folgenden nachspüren werde.

Auf meine Frage, wie es kam, dass sie nach Deutschland gereist sind, antwortet Lydia:

»Because in China German people have a good reputation in China. Most people say is, say in Germany is best, is best country. So we choose Germany.«

Die Betonung, dass sie die Dinge in der Hand hat und sich das für sie Beste herauspickt, spiegelt sich auch im weiteren Erzählverlauf.

»I don't want to live in a big city again. So I want to find a small city, so that's why I didn't choose Berlin or Hamburg and Munich. I didn't like the big city. So I asked and so they said, oh Regensburg! This is a small city and very suitable for people living. Because it is economic also good. It is not very poor. I didn't choose north of Germany because north of Germany the economic doesn't go good.«

Die Wahl des Standortes ist gut überlegt und nichts, was sich zufällig zugetragen hat.

Lydia: »It's very warm, warm welcome for us. So when we arrived Regensburg we must find living for us. [Kunstpause] So I go to internet. [lacht]«

Barbara: »Your very best friend. [lacht]«

Lydia: »I'm very lucky, I find a flat here for me for three months for living. It's good for us. Because I needn't for long because I going to buy a flat here. So I find a flat.«

Die Bedeutung des Internets scheint eine Art etablierter Witz zwischen den beiden zu sein. Lydia verdeutlicht damit, dass sie in einer ihr völlig unvertrauten Umgebung und ohne jegliche Sprachkenntnisse dennoch die Dinge immer eigenständig lösen konnte, indem sie sich mithilfe des Internets Zugang zu Informationen verschaffte. Barbara ironisiert diesen Aspekt, sicherlich auch aus Bewunderung, sich so immer wieder einen Weg zu suchen.

Lydia: »Yes, now we find flat only for ahm close to school so we used Google Maps. So we see where is the school. And the school must be good school. So Gymnasium or, but not Hauptschule. So we find Gymnasium here and a primary school here, oh, is very close and okay there is a lot of school here, so we must find a flat here.«

Auch der Wohnort wird von Lydia genauestens recherchiert, um den Kindern eine bestmögliche Anbindung zu ermöglichen.

»So we buy here. [lacht] So I think we very lucky. Because in the beginning when we looked for a flat we also met very friendly people.«

Lydia entscheidet sich dazu, eine Wohnung zu kaufen. Ich brauche tatsächlich mehrere Anläufe im Gespräch, um das wirklich zu verstehen.

Lydia: »And you asked me if we go to Rathaus for the registration, we did it! We did everything! The Rathaus accepted us!«

[...]

Ich: »So you registered yourself?«

Barbara: »Die waren angemeldet!«

Lydia: »So it's crazy!«

Barbara: »[...] Die kauft hier ›ne Wohnung, die war beim Notar!«

Die geschilderte Leichtigkeit und Selbstbestimmung Lydias trägt Züge des Selbstverständlichen. Sie haben zwar keinen Aufenthaltsstatus, aber sie kauft sich eine Wohnung, meldet ihren Wohnsitz an. Dass ich den Wohnungskauf erst nach wiederholten Äußerungen verstehe und zuvor von einer sprachlichen Ungenauigkeit ausgehe, zeigt auch, wie sehr ihre Erzählung meinen eigenen inneren Bildern widerspricht.

»My neighbour also asked, oh! How do ahm ... what do you do? [lacht] So I said, oh I learn Deutsch language in internet [...] and talk to my friends and take care of children. So! That's it! But then I ... one years late, I think I need to know more people. So that's why we know. So I tried to find some organisation, so I searched on internet. So I find the Mehrgenerationenhaus. So ahm ... I go there often. [...] So half year I, I made more friends and practiced and improved my Deutsch language. Well I think life is smooth now! [lacht] [Pause] And now I got a letter. I got the letter. So first I don't know what mean the letter ... so I put it away. [lacht]«

Das Internet ermöglicht ihr, sich bei einem aufkommenden Mangel das zu suchen, was ihr fehlt – bis zu dem Zeitpunkt, als sie den Ausreisebescheid erhält. Doch auch diese Episode erzählt sie mit einem ironischen Unterton. Sie habe zunächst nicht verstanden, worum es da gehe, also habe sie den Bescheid einfach weggelegt. Dieses Muster passt zu ihren weiteren Erzählungen, denn es wirkt beinahe so, als habe sie auch gedanklich den mangelnden Aufenthaltsstatus beiseitegelegt. So betont sie: *»But I don't want to be*

asylum. Because I want to be a tourism ... in the world! [lacht] So that's why I didn't apply for asylum.«. Dahinter steckt die Aussage: Ich bestimme selbst über mein Selbstbild, über meine Rechte, über meinen Lebensstil.

»[S]o for me, the police ask me to go. I think, oh, it's good, I can go back China. I can meet my parents and I'm very happy.«

Vielleicht ist es jedoch auch ein Glaube an eine Art Fügung, welcher ihr Bedürfnis, die Dinge allein in der Hand zu haben und zu kontrollieren, kontrastiert.

»[S]o the German man told us that, oh the east of Regensburg is good. So that's why I choose this place. And it's very, ahm, I think, it's very ahm ... interesting [ernst] ... when we want to find a flat here. So there was a flat waiting for us. I want to find a flat and it was waiting for me I think.«

Es ist also nicht ausschließlich ihre Entscheidungsmacht, sondern die Dinge sind teilweise auch vorherbestimmt, haben auf sie gewartet. Es sollte wohl so sein.

»Mmh. [Pause] Chinese people, in Asia, Chinese people they have a word. It means if you want earn something, first you must lose something. So you cannot get both of it. [...] So for me, yeah, I lost my job, but I also get happy from new friends and a new environment. So life always change. [...] So if you always feel happy happy happy, so you will not feel happy again. [lacht]«

Die Erfahrung, die sie jetzt macht, gehört für sie natürlicherweise dazu. Immer glücklich zu sein, würde bedeuten, kein Glück mehr empfinden zu können. Auch aus dieser Perspektive betrachtet, ist es nun folgerichtig, dass ihr Plan durchkreuzt wurde, denn erst so kann sie durch den Verlust von etwas anderem etwas Neues hinzugewinnen. Es ist dieser Glaube, den sie zwar von einem chinesischen Sprichwort ableitet, den sie aber vor allem der europäischen ›Kultur‹ zuschreibt:

»So that's why I think in Europe, in Europe has a good religious. So people need the religious. So you can have an action guide. What should I do, what can I do, what is good, what is bad. But in China there's no religions.«

»Because in Europe a lot of people have religions in their head for long time ... When they do things they have a ... understanding.«

Der Grund, warum sie ihre Kinder in Europa sozialisieren möchte, ist also auch ein spiritueller, da sie sich vielleicht selbst nach einem inneren und womöglich religiösen Kompass sehnt, der ihr vorgibt, was ›richtig‹ und was ›falsch‹ ist. Vielleicht ergibt sich genau daraus das Spannungsfeld, in dem sie sich bewegt. Ihr Bedürfnis nach einem spirituellen Halt veräußert sich zeitgleich in einem nach außen sehr deutlich kommunizierten Selbstbestimmungsdrang. Sie muss ihre Selbstbestimmung betonen, aber gleichzeitig nimmt sie die äußeren Begebenheiten, die ihre Entscheidungen beeinflussen oder gar hemmen, als eine Art Vorherbestimmung hin. Das schützt sie auch davor, sich ›falsch‹ zu entscheiden.

»Yes, I always told me, don't be afraid. If you leave so you need to go back. Because for all the same things you left, you brought to your life new. [...] So I always told my children, oh, it's a piece of cake. Don't worry. If you're strong, so you can achieve your goals.«

Letzten Endes ist es nur ein Stück Kuchen.⁴

»I also need to thank you because you give me the chance to ahm let me to recall my experience and I also, when I told you my experience, I also told myself ... yeah, it's a piece of cake! Yes. Just it.«

Am Ende unseres Gesprächs dankt Lydia mir. Und es zeigt sich, dass ihr Glaube, dass die Dinge sich schon immer zum Guten entwickeln und eine Richtigkeit haben, auch keiner ist, den sie von vornherein internalisiert hat. In ihrer Redewendung klingt an, dass es ihr gut tut, es sich selbst einzureden. Es ist nur ein Stück Kuchen:

»So I think I, I think it's an important piece of cake, because if I only stay at home, always on the computer looking for information. Sometimes I really feel stressful, yes, so I can sit here, drink tea, talk to you, relax, thank you!«

So muss sie vielleicht auch unserem Gespräch am Ende eine Bestimmung geben. Auf der Metaperspektive betrachtet, laufen hier beide Fäden zusammen – die Selbstbestimmung und ihre spirituelle Hingabe: Lydia entscheidet sich für den anonymen und gleichzeitig öffentlichen Ort eines Bäckereicafés, sie entscheidet sich zudem, dass ihre Freundin Barbara dem Gespräch beiwohnen soll. Dadurch erzeugt sie bereits im Vorfeld ein Bild der Selbstverständlichkeit sowie eine Art Rückversicherung, dass ich sehe, wie sie sozial eingebunden ist und Freundschaften pflegt. Neben dem von ihr kontrollierten Setting hat unser Treffen jedoch auch einen höheren Zweck für sie und es scheint ihr wichtig, die Sinnhaftigkeit am Ende zu betonen.

4.2. Schwierigkeit

Lydia: »So maybe three, ahm yes three month later I got the second letter. So at the time when I got the second letter, so I gave the letter to my neighbour, I showed the letter to my neighbour and he said, oh, that's a problem and so I know, oh! I made a mistake ...«

Ich: »So you didn't expect getting this letter?«

Lydia: »Of course! Yeah. Then I think, oh, life is so beautiful and the people is so nice and I have my friends and yeah I'm so happy here. So I get the letter [Pause] so I get the shock!«

Lydias Erzählungen sind häufig von einer Diskrepanz geprägt. Auf der einen Seite steht ihre erzählte Beschwingtheit, Ironisierung und artikulierte Fröhlichkeit und auf der anderen Seite das Erzählen von Schwierigkeiten. Als ich sie frage, wie es ihren Kindern damit gehe, wieder nach China zu müssen, antwortet sie, als habe sie für beide ein Skript vorformuliert:

»Yes [ernst], I told my children that we will go back China [...] [m]y son said, no! I don't want go back China! I said, ooh in China there are lot of toys. [lacht] So he said, oh really? Yes! [lacht] Yes, because I try, I try to let my children feel happy. I don't want to sadden them, so I just ahm ...

4 *»A piece of cake«* steht im Englischen für eine umgangssprachliche Redewendung und meint etwas, was man gerne tut oder, was sich als »einfach« herausstellt. Im Gesprächskontext adressiere ich sowohl die sprichwörtliche Bedeutung als auch die Analogie zum tatsächlichen Kuchenessen während des Gesprächs.

tell them, oh, there are lot of toys you can play and ahm your uncle will buy a lot for you, yeah! ... You can choose everything. [lacht]«

»My daughter said, mom, I cannot go back China, I go to school. I said, okay, don't worry, ahm even if you learning in China, if you want to go abroad for learning for studying it's no problem! I will apply for a study visa, so you don't worry and all I can ... I think for my daughter is no problem because she can go to a school in China. The problem is my son!«

Ihre Erzählungen wirken so, als müsse sie jeden Schmerz, jede Unsicherheit, jede Angst sofort überdecken, als sei für alle Gefühle, die nicht durchweg ›positiv‹ konnotiert sind, gar kein Raum im Gespräch zwischen uns. Dennoch ist es ihr ein Anliegen, auch über Schwierigkeiten zu sprechen. Diese sind sowohl auf der gesellschaftlichen als auch auf der persönlichen Ebene angesiedelt.

»I think ahm [Pause] I think children have the right to get education in Europe. Not in China. [lacht] In Europe! So nobody care about the children if you have a resident permit or if you have an identification card or whatever. I think all the children must go to school and are allowed to go to school!«

Aus der Schwierigkeit, ihren Sohn in China zur Schule zu schicken, leitet Lydia für sich das Recht auf Bildung in Europa ab. Ähnlich wie bei Fernando und Julia erfährt Lydias Aufenthalt über die Bildungsmöglichkeiten der Kinder seine Sinnhaftigkeit. Bei ihrer Argumentation erfährt sie Unterstützung von Barbara, die versteht, dass sie aus diesen Gründen keine andere Wahl hat, indem sie bestürzt über das System in China einwirft: *»Ja, da versteht man dann besser, dass sie gezwungen ist eigentlich auch ...«*

Lydia kritisiert jedoch auch die mangelnde Unterstützung in Deutschland und betont, dass es beispielsweise in Frankreich einfacher gewesen wäre. Es klingt erstmals eine Unzufriedenheit an:

»Because in Germany the politics [...] is done by people, you know in other country there are a lot of organisation fight the government. [...] but I lived here for long time and I never heard people say no to them ... So I think it's not, because the politics, it's a revolution, the politics also need to revolution, because if you didn't push this revolution so of course the politics be like that, always like that.«

Es ist wie ein Vorwurf: Wie könnt ihr das zulassen? Es bräuchte doch eine Revolution! Es bräuchte doch Organisationen, die sich gegen die Regierung stellen und zum Beispiel Menschen ohne Aufenthaltsstatus unterstützen. Vielleicht ist es auch nur die eigene Frustration, die so zum Ausdruck kommt, dass es doch alles nicht ganz so einfach war. Vielleicht ist das eine voreingenommene Deutungsfolie meinerseits, da ich in ihre betonte Leichtigkeit etwas anderes hineinlesen möchte.

»Yes, because we all don't know what happens, so when I get the letter, I told my friend, oh, I get a letter! So we know all, we stay here illegally so we must talk, because we all don't know, we all, like me ... we think, I lived my life! I cost my money, yes! I didn't apply for any help, so why we cannot stay here? And you asked me if we go to Rathaus for the registration, we did it! We did everything! The Rathaus accepted us!«

Die Frustration rührt womöglich auch von einem Unverständnis gegenüber der Gesetzeslage, denn so habe sie hier konsumiert, habe ihren Wohnsitz ganz normal angemeldet. Auch ihre anderen (chinesischen) Freund:innen hätten nichts davon gewusst:

»[W]e all don't want to stay here illegally [...]. Because before they don't know. We all don't know. We think, it's no problem. [lacht]«

Sie ironisiert das Nicht-Wissen innerhalb der Community. Gleichzeitig schützt sie sich auch mit diesem. Das Nicht-Wissen steht jedoch im Widerspruch zu ihrer gesellschaftlichen Kritik. Einerseits kritisiert sie die Gesetzeslage und die gesellschaftlichen Strukturen in Deutschland im Vergleich zu jenen in Frankreich und andererseits betont sie, gar nicht gewusst zu haben, dass sie sich nicht legal in Deutschland aufgehalten habe.

»Because no documents you cannot applying for a bank account, you cannot do nothing! But you need it and they [in Frankreich] will help you. So for me I learn a lot again! [lacht]«

Dieses neu erworbene Wissen formuliert sie nicht als Versäumnis, sondern als Gewinn. So hat auch das, wie so vieles in ihren Erzählungen, seine Bestimmung.

»We were not afraid. [lacht] In fact, at first I don't know, I cannot live here. So we were not afraid. [lacht laut] I didn't know. Because from my opinion, I think, I didn't get any social support, any social assistance. I didn't go to find a job, I didn't get Kindergeld. I get ... so I get nothing from the government. But I just cost, no ahm, no ... consume here. Yes? So why I cannot be here? It's really ... [seufzt]«

Das Unverständnis richtet sich nicht nur gegen gesellschaftliche Strukturen oder die Gesetzeslage, sondern bezieht sich auch auf ihre ganz persönliche Situation:

Lydia: »I haven't stolen something, I didn't hurt someone. And so, I just stay here, living in my own home!«

Barbara: »Own Home!«

Lydia: »Yes, my own home! I pay the taxes! Yeah?«

Barbara: »Steuer!«

Lydia: »Yes, taxes and I pay everything. The school asked me pay the lunch for children. I pay also. Yeah. I pay everything! So why I cannot stay here? So that's why I don't know. So I, so I don't afraid. I think, I can stay here! So why not? [lacht] ... interesting.«

Sie hat sich nichts zuschulden kommen lassen, sie besitzt eine Eigentumswohnung, bezahlt Steuern. Barbara befeuert unterstützend ihre Argumentation. Deswegen habe sie gar keine Angst, gesteht sie, denn wer alles ›richtig‹ macht, muss sich nicht fürchten, belangt zu werden. Sie lacht, hält inne und fügt nachdenklich hinzu: »interesting«. Es klingt ein wenig so, als würde sie über ihre eigene Argumentation überrascht sein, oder über die Heftigkeit, wie diese aus ihr herausbricht. Vielleicht ist es das erste Mal, dass sie ihre Ansicht so zum Ausdruck bringt. Vielleicht kommt aber auch hier meine Irritation zum Tragen, die ihr das ›interesting‹ als eines auslegt, welches im Affekt geäußert sein muss.

»First we chose Germany because we think the culture, German culture is very good and German people is so nice so we chose it here. So in fact now I regret I chose it here. If I, if I, first if I chose France ...«

Es ist nur ein einziges Mal, dass sie ein Gefühl von Reue zum Ausdruck bringt und andeutet, eine falsche Entscheidung getroffen zu haben. Diese Empfindung wird jedoch gleich wieder relativiert:

»So my friend, oh, we made a wrong choice. But I think no, we lived here also two years, we also get a lot experience, and friends, we know more German culture, we learned a lot, so for me, yes ... it's not late! It's okay.«

Und doch schwelen womöglich die Mühen oder die Frustration zwischen ihren Sätzen, denn so kommt in ihr die Frage auf, warum sie sich damals nicht für Frankreich entschieden haben. Auch Schwierigkeiten blitzen immer wieder auf. So erzählt sie, ihr Sohn habe gesagt: *»I experience a long time like this. Nobody play with me, nobody talk with me, so I know nothing! It's bad experience! So, you see, a little boy can think this. I feel sadness in my heart.«* Einerseits tue sie alles, um ihren Kindern eine gute Bildung zu ermöglichen und sie mit allen Mitteln glücklich zu machen, und andererseits spüre sie eine Traurigkeit, wenn ihr Sohn über seine Schwierigkeiten spricht und die Angst, jetzt woanders hinzugehen. Diese Momente werden selten artikuliert, und wenn, dann häufig im nächsten Schritt relativiert oder durch ein Lachen verdeckt:

Lydia: »Mh. First the environment is very strange for me and we don't know how to go to school. We don't know how to buy a flat, we don't know how to find a flat. First we wanted to rent one and then we found no one want to rent a flat to me! [lautes Lachen]«

Lydia: »And ... I don't know more about the culture, so in fact for one year, for one year I feel lonely because I didn't go outside for interactions. Yeah, I just ahm ...«

Barbara: »... talked with the internet. [lacht]«

Lydia: »Talked with the internet with Chinese people.«

Auch hier tritt Barbara als unterstützende Funktion in den Dialog ein. Sie ironisiert das Gesagte und verhilft Lydia wieder auf ihre Ebene der betonten Leichtigkeit zurück. Auch dadurch wird Lydia wenig greifbar und das, was sie tatsächlich möchte, verhakt sich teilweise in widersprüchlichen Argumentationen.

»First I think maybe I need wait here until the children finish their school. Then I changed my idea. I should go back earlier. So I can stay with my parents a long time and the children also can go to a Chinese school for temporary and I think it's not for long time and maybe the children can just stay school. I think it's okay. Maybe.«

Sie betont, dass sie die Entscheidung getroffen habe, nun früher wieder nach China zurückzukehren, so als wäre dies nicht behördliche Anordnung, sondern eine ganz individuelle Entscheidung.

»[B]ecause I'm not a housewife, I'm not housewife, I like to work. My plan is that my children can get education in Europe. So, after their independence, they can decide where they go ... yeah so at that time I'm free. So I, I also want to work because for me is too early to retirement. [lacht]«

Es wirkt so, als habe sie das Selbstbild, sich aufopfernd um ihre Kinder zu kümmern und sich selbst für diese zurückzunehmen. Erst wenn die Bildung ihrer Kinder abgeschlossen ist, kann sie frei sein.

»But neighbour is like, aah Lydia! You should do this, you should do this and my neighbour says oh you need to go to the immigration and I say, ooh please don't mention it. What is mention it? Don't mention it! You want me feel badly! No no no, don't mention it to me!«

Es ist schwer, die Bedeutung ihrer Aussagen einzuordnen, da sie vieles unter dem Schleier des Nicht-Wissens weglacht. Und dann bringt sie doch noch etwas zum Ausdruck. Sag es nicht! Sie klingt beinah genervt. Auch als sie erzählt, dass ihre Freund:innen sie nun dauernd löchern, wie es nun bei ihr weitergehen soll: *»Yes, that's interesting, it's always calm down and she always asks me what happens? What's going on? What's going on? Oh, don't ask me! Just wait, wait!«*. Steht dahinter auch vielleicht ein: Ach, lasst mich doch in Ruhe. Lasst uns einfach den Kuchen essen. Gleichzeitig wollte sie das Gespräch mit mir. Vielleicht doch eine Selbstbeschwichtigung: Es wird schon alles. Es wird immer alles gut.

Die erste Frage trifft zu tief. Ihre Stimme bricht, sie steht ruckartig auf, beugt sich zu ihrer Tasche, holt ein Taschentuch. Sie sammelt sich kurz, dann erzählt sie weiter. Und es klingt nach Wohlstand, nach Selbstbestimmung, nach Leichtigkeit und Selbstverständlichkeit. Sie ist gefasst, lacht und der kurze Riss in ihrer Erzählung wird von Stärke und Kampfgeist gepflegt, bedeckt – bis er verschwindet. Und doch war er da, die erste Frage, wie es ihr in Deutschland ergangen sei, die ging zu tief. (Auszug aus dem Stimmungsprotokoll)

Prolog: Illegalisierung im Spiegel einer Liebesgeschichte

*Fuck the Government, I Love You*⁵

Juan: »Nein, nicht alles beim ersten Date.«

Mona: »Du hast viel erzählt!«

Juan: »Ja aber nicht, dass ich illegal war.«

Mona: »Nein, das hast du dann beim zweiten Date gesagt. [lacht]«

*Pass the wine, fuck the government, I love you
Three statements overheard at once in the crowded room
But I could not be sure which one had come from you*

Mona: »Das war letztes Jahr?«

Juan: »[seufzt] Letztes Jahr.«

*There on the dance floor, the living room dance floor, that's when it happened
You stole my heart, I stole a kiss, we stole someone else's gin by accident*

Mona: »Ich neig immer dazu, Probleme nicht ernst zu nehmen und immer zu sagen, ja ach, ach!«

*Pass the wine, fuck the government, I love you
Three statements overheard at once in the crowded room
But I could not be sure which one had come from you*

*Mona: »Es ging bei uns von Anfang an ... immer, es ging bei uns immer um existenzielle Fragen.
Können wir zusammen sein oder nicht. Musst du in Haft oder nicht. Musst du das Land verlassen,
haben wir überhaupt eine Möglichkeit. Permanent! Permanent!«*

So I passed you the wine and said yes, fuck the government, I love you too.

5 Liedtext von The Burning Hell: *Fuck the Government, I Love You*.

5. Juan & Mona: Es geschehen noch Wunder

Mona: »Das war ganz witzig. [lacht] [...] Dann hatte >ne Freundin von mir Tinder⁶ ausprobiert und ich war total dagegen und ich hab ihr gesagt, [...]. Da melden sich doch nur Idioten! [...] Und dann hab ich, nur um's ihr zu beweisen, [...] hab ich mich angemeldet [lacht] und ...«

Juan: »Ja, das ist der Grund, warum sie das installiert hat! Ich hab das installiert, weil ich hatte kein soziales Leben. [lacht] Ich wollte gar nicht jetzt nur irgendwelche Frauen versuchen hier zu treffen, das waren nicht meine Gedanken, weil ich wollte ein soziales Leben! Einfach so Leute kennenlernen, [...] Und hab ich Tinder installiert und hab ich gedacht, ich geh raus, ich geh raus, ich geh mit Leuten rum und dann hab ich sie kennengelernt [lacht] ...«

Mona: »Ja und dann hat er mich angeschrieben und dann haben wir so hin- und hergeschrieben. [...] Und dann haben wir uns getroffen. Und seitdem immer getroffen.«

Wir sitzen in Monas Wohnung. Juan kocht Tee für uns. Ich habe Krapfen mitgebracht. Dann beginnt er zu erzählen. Ich denke zunächst, dass es um seine Geschichte geht, aber bald merke ich, dass das nicht stimmt. Es ist eine gemeinsame Geschichte. Seine Erlebnisse werden in die Liebesbeziehung hineingewoben, so als würden sie nur darin Bestand haben oder als könnten sie nur so rückblickend sinnhaft erzählt werden. Es sind drei große Erzählstränge, die ihre Beziehung rahmen und in unterschiedlicher Intensität durchlaufen. In ihnen allen hallt die Illegalisierung wider, die Juan widerfahren ist. Zwei Jahre später kontaktiere ich die beiden erneut und wir besprechen gemeinsam die von mir herausgearbeiteten Ergebnisse. Im Folgenden zitiere ich aus beiden Gesprächen.

Mona: »[A]lso mir war total klar, dass ich mit diesem Menschen leben will. So von Anfang an! Von Anfang Anfang an. Und das hatte ich noch nie und das hab ich ihm auch gleich mitgeteilt. [lacht laut]«

Juan: »Nach dem ersten Date habe ich gedacht, vielleicht war es die Zeit, also, ich dachte, ich hätte was falsch gemacht in dem Moment. Weil für mich vier oder sechs Jahren, dass ich kein Sozialleben mehr hatte so richtig, und hab ich mir gedacht, hab ich aus diesem Grund alles so gesagt, aber dann hab ich bemerkt, dass es nicht so war. Sondern dass das, was passiert, dass es in dem Moment echt war. Und nicht nur, weil ich schon so lange mich nicht mehr mit Leuten so getroffen habe.«

5.1. Krankheit und Heilung

Juan spricht langsam, sorgfältig die Worte wählend, suchend. Er macht Pausen, ist sparsam in seinen Schilderungen. Mona ergänzt hin und wieder. Sie spricht sehr schnell, schmückt aus, was vielleicht zu kurz kommt, verdichtet. Er lächelt sanft, wenn sie spricht. Juan erzählt, dass er nach seinem Schulabschluss nicht die finanziellen Möglichkeiten hatte, in Panama an seiner gewünschten Privatuniversität zu studieren. Um den Aufnahmetest für die staatliche Universität zu bestehen, fehlte ihm nur ein halber Punkt. Seine Mutter, die bereits in seiner Kindheit nach Deutschland ausgewandert und dort neu heiratete, brachte ihn auf die Idee, in Deutschland zu studieren.

6 *Tinder* ist eine Dating-App, die auf dem Smartphone installiert werden kann.

Mit einem Studienvisum kam Juan nach Deutschland, begann Deutsch zu lernen, besuchte das Studienkolleg, nahm ein Studium an einer Hochschule auf, wechselte zu einem Studiengang an die Universität.

Juan: »[...] in der Zeit hat das mit meiner Mutter angefangen, die Probleme. Und natürlich, ich habe bei ihr gewohnt und dann haben ... und ja, meine Schwester war auch krank und sie haben sie diagnostiziert mit, ähm, Morbus Crohn. Eine chronische Krankheit. Und da am Anfang war auch schwer für sie, sie war noch nicht so alt, 12 vielleicht, 12 Jahre etwa. Und sie musste ... und natürlich hab ich auch meine Bruder unterstützt und auch meine Mutter und dann meine Mutter ist auf Reha gegangen, sehr lang. Nach der OP. Und dann, hinterher, musste sie in ein klinische, ähm, wie heißt das?«

Mona: »Psychiatrische Klinik.«

Juan: »Weil sie hatte Probleme mit Depression und diesen Gedanken, dass sie ... dass sie nicht machen konnte, was sie früher machen konnte, weil der Rücken nicht so gut war. Hat sie sich deprimiert und mein Bruder in Panama hat ihr gesagt, dass er auch krank war ... Aids bekommen hat und dann die Krankheit von meiner Schwester, die Krankheit von meinem Bruder und ihre Krankheit haben sie in diesen Zustand gebracht.«

Juan möchte seine Mutter und seine Geschwister unterstützen. Dadurch schaffte er jedoch die Prüfungen nicht und muss sich exmatrikulieren. Damit endet automatisch sein Visum.

Juan: »[I]ch hab gedacht, okay, wenn ich jetzt gehe zu KVR [Kreisverwaltungsreferat] und die mich nach Panama schicken, dann kann ich meine Mutter nicht unterstützen. Und ich wusste nicht, ob sie das verstehen könnten, und da hatte ich Angst. Hatte ich Angst und bin ich nicht gegangen, weil ich hatte Angst, dass sie sagen, nein du musst gehen, egal, was ist mit deiner Mutter, musst du gehen.«

Mona: »Und dazu muss man vielleicht auch noch sagen, die Geschwister waren eben zum Teil minderjährig und der Vater, [...] der hat als Koch gearbeitet und war nie zu Hause! [...] Die Mutter, die eben monatelang in der Klinik war, die Kinder, die zu Hause sind, und der Vater, der dann praktisch immer arbeiten musste! [...] Das war dann auch nochmal so ein Ding, dass er dann gesagt hat, ich kann nicht weg!« [...]

Juan: »Ja, und meine Schwester zum Beispiel musste [...]. Jeden Tag am Abend, bevor sie schlafen gegangen ist, musste sie das, musste sie diese Medizin nehmen. [...] Und da war dann nur ich noch im Haus, meine Mutter war in der Klinik! Und dann hab ich auch sie unterstützt und dann am Ende, ähm, bin ich dann ... diese ganze Zeit mit meiner Familie geblieben.«

Juan erzählt keine Geschichte über das Hineinschlittern in die Statuslosigkeit oder das aktive Untertauchen. Er erzählt eine Familiengeschichte, die, geschüttelt von Schicksalsschlägen, Hilfe benötigt. Es ist eine Geschichte über ein zögerliches Zurückweichen von seinem Studium, über ein Loslassen von Verpflichtungen – um sich anderen zu widmen, um zu helfen. Das hängt auch damit zusammen, dass er seine Mutter »meine ganze Kindheit, einen großen Teil von meiner Kindheit nicht gesehen« hat. Darin klingt ein Aufholen von Vergangem an, nur mit vertauschten Rollen.

»Ich war immer zu Hause für sie, ich hab gekocht, hab ich geputzt, hab ich mit denen Hausaufgaben weitergeholfen. Dann kommt meine Mutter nach Hause und hab ich auch sie unterstützt ... Es war nicht einfach [...].«

Mona ergänzt seine Schilderungen. Sie möchte, dass ich Juan verstehe, möchte, dass ich seine Geschichte aus ihren Augen nachvollziehen kann. Als sich die Situation in Juans Familie stabilisiert – der Mutter geht es besser, der Vater ist nun öfter zu Hause, die Schwester hat sich mit ihrer Krankheit arrangiert –, sind fünf Jahre vergangen. Fünf Jahre, in denen Juan *»fast immer zu Hause«* war. Er beschließt, nach Panama zurückzukehren, doch sein Pass ist abgelaufen und er weiß nicht, wie er aus der Situation herauskommt. Das ist die Krux für Menschen in der aufenthaltsrechtlichen Illegalität – da der legale Aufenthalt verwehrt wird, wird auch eine legale Ausreise unmöglich gemacht. Denn wen es offiziell nicht geben darf, der:die muss auch nicht ausreisen können. Sie haben sich der Straftat des unerlaubten Aufenthalts schuldig gemacht und es könnte am Flughafen bei der Passkontrolle eine Festnahme erfolgen.

»Und dann hab ich Mona kennengelernt und ich hab ihr sofort erzählt, wie meine Situation war am Anfang, dass ich nach Panama wollte und dass ich ... ja, dass ich illegal hier war.«

Es ist das erste Mal im Gespräch, dass Juan von *»illegal sein«* spricht. Vielleicht ist es auch der Moment, in dem zum ersten Mal die Belastung der Illegalität spürbar wird. Seine Unterstützung in der Familie ist nicht mehr vollumfänglich nötig und der zentrale Daseinsgrund verwässert. Er wird nicht mehr so gebraucht und könnte sich wieder seinem Leben widmen. Es ist jedoch auch der Moment, als er Mona kennenlernt und ihre gemeinsame Geschichte beginnt. Die erzählte Gleichzeitigkeit der Bewusstwerdung der Illegalisierung beziehungsweise des aktiven Wunschs, diese zu lösen, und des Treffens mit Mona ist vielleicht auch der Grund für meinen Eindruck, dass Juans Geschichte über sein Leben ohne Aufenthaltsstatus eigentlich eine Geschichte über den Beginn einer Beziehung ist.

Juan: »Und dann haben wir, haben wir eine Beziehung angefangen trotz dieser Situation. Da hat sie mir gesagt, versuch mal, Wege zu finden, wie du deine Situation klären kannst.«

Mona: »[A]ls er mir gesagt hat, ja, ich hab kein Visum und so und ich so, ja, das ist mir eigentlich relativ egal, weil ich möchte dich halt kennenlernen und nicht wissen, wie dein Aufenthalt ist und ähm das ... und natürlich wurde es dann immer mehr Thema, weil man auch einfach gesehen hat, wie das Leben ist!«

Bei ihren ersten Treffen erzählt jedoch nicht nur Juan von seiner Statuslosigkeit, auch Mona rückt mit all ihren *»Macken und Schwächen«*, wie sie es nennt, heraus. Auch sie leidet unter Krankheiten – unter anderem einer Hormonstörung, die in ihrem Fall das Schwangerwerden erschwert. Es ist ein bisschen so, als wiederhole sich Juans Geschichte. Wieder ist es die Konfrontation mit einer Krankheit. Vielleicht schafft aber auch genau das ein Vertrauen zwischen ihnen, da die Erzählung über Krankheit eng an die eigene Familiengeschichte geknüpft ist.

Mona: »[D]as war dann einfach so, dass ja, dass wegen meiner Krankheiten, dass ich kein Kind kriegen kann! Und das hab ich ihm von Anfang an gesagt! Beim ersten Date! Ich kann keine Kinder kriegen, also wenn du mal welche willst, ist's schwierig, das hab ich ihm sogar gesagt!«

Juan: »Ja, und es war nicht so, dass ich gesagt habe, okay, sie kann keine Kinder kriegen, dann muss ich keine Beziehung haben [...].«

Es ist jedoch dieses Mal eine andere Krankheitsgeschichte als die bisherigen in Juans Leben. Es ist eine Geschichte der unerwarteten Wendung.

Mona: »Das war das erste Mal, dass er da dabei war beim Arzt. Und dann hat die Ärztin gesagt, tja ..., und der Juan hat gesagt, ich glaube, ich seh da was im Ultraschall ... Und die Ärztin, ja, sie sind im dritten Monat ... Und dann standen wir da.«

Juan: »Ich hab das auch nicht geplant, ein Kind zu kriegen, das war nicht in meinem Kopf und sie wollte es auch nicht in dem Moment, ähm.«

Mona: »[U]nd dann ist das Kind halt entstanden. Trotz Verhütung. Trotz zweier Krankheiten. Und zudem in einer Phase, wo's rein hormonell absolut unwahrscheinlich ist, überhaupt schwanger zu werden, selbst wenn man's könnte! [lacht]«

Die Schwangerschaft ändert alles. Sie verändert den Umgang mit ihrer Beziehung und der in ihr mitschwingenden Illegalisierung. Es entsteht ein neuer Druck, eine Lösung zu finden.

Mona: »Aber das war dann plötzlich alles so, okay, nee, es ist nicht Priorität auszureisen, um dann legal wieder einreisen zu können irgendwann und alles zu regeln, sondern, ja, wie bleibt man zusammen? Also das war nochmal so, ja, ein komplett anderer Gedanke ...«

Juan: »Ich war bereit, wirklich auszureisen! Ich war schon wirklich bereit!«

So gesehen tritt eine unvorhergesehene Wendung ein, denn das zuvor definierte ›Problem‹ löst sich – wie durch ein Wunder. Damit einhergehend löst sich auch Juans ungeklärter Aufenthalt. Über eine Vaterschaftsanerkennung erhält er schlussendlich wenige Wochen vor der Entbindung eine Duldung und da er bald Vater eines deutschen Kindes sein wird, ist es nicht mehr möglich, ihn ohne Weiteres auszuweisen. Doch da ist noch etwas, eine feine Andeutung vielleicht. Auch für Mona hat sich etwas ›gelöst‹, denn obwohl sie von der Unmöglichkeit des Kinderkriegens überzeugt war, mag es doch eine stille Vorahnung oder einen leisen Wunsch gegeben haben, der zwischen ihnen entfaltet wurde und ihr in der Erzählung ihres Kennenlernens unversehens entwischt:

Mona: »[U]nd dann waren wir beim zweiten Date, zweiten oder dritten, dann als wir miteinander zu Hause waren und haben wir über Namen von Kindern geredet, weil ich gesagt hab, ich finde so Namen so schön ...«

Es wird ein Mädchen.

5.2. Elternschaft und Richter

Die Geschichte über Krankheiten und eine unvorhergesehene Wendung wäre jedoch viel zu vereinfacht, zu romantisiert und zu idealisiert. Denn es ist auch eine Geschichte über Moral, die ihrer Beziehung und dem überschattenden Problem der Illegalisierung eine zusätzliche Bedeutungsaufschichtung verleiht.

Mona: »[I]ch hab's am Anfang noch nicht so ganz begriffen und als ich's dann eben begriffen habe, dann kamen viele Fragen und da haben wir uns eben auch gestritten und angelegt und

[...] also ich, es war dann auch Streitthema, aber ähm das war von Anfang an irgendwie klar, dass man zusammen sein will.«

Es beginnt eine Odyssee durch verschiedene Anwaltskanzleien. Monas Normalität gerät ins Wanken. Es ist wie ein schrittweises Vordringen in eine Sphäre, die ihr fremd ist.

Mona: »Also so, komplett, wie parallel leben. Zu dem, was ich kannte! Also es war so, puh, ... es war so vollkommen absurd!«

Es ist dieses schrittweise Verstehen ihrerseits, was jedoch auch mit einer Bewunderung (»[D]as hat mich total gewundert, dass er auch soziale Netzwerke hatte in der Zeit«), vielleicht auch einer Faszination ineinandergreift, »aber halt alles so ... im Untergrund«. Aus dem anfänglichen »[V]ersuche du mal, Wege zu finden« wird schnell ein »Wir«. Denn die Beziehung zueinander macht die Illegalisierung auch zu Monas Problem:

Mona: »Ich hab ja nie was gemacht! Ich hab mir ja nie was zuschulden kommen lassen und gar nichts. Für die Polizei bin ich ein absolut unbeschriebenes Blatt und ähm bei den Behörden hab ich mich aber nicht so gefühlt. Ich war mit ihm da und ich hab nicht das Gefühl gehabt, irgendwie, ich könnte mich beruhigen, weil es geht ja nicht um meine Person. Sondern es war wirklich jedes Mal so, dass ich das Gefühl hatte, ich, ich bin hier illegal. Ich!«

Die Kriminalisierung scheint auf sie abzufärben. Allein das Mitwissen, das Unterstützen wird kriminalisiert. Nicht nur Juan sitzt auf der Anklagebank, auch sie. Das Gefühl der Verurteilung wird ihr immer wieder entgegengeschpült: »[D]ie hat ihn nicht mal komisch angeschaut, die hat mich, mich verurteilt«. Es ist das, was auch Julia und Fernando kritisieren: dass Mitwissen und humanitäre Hilfe letztlich genauso strafrechtlich geahndet werden können. Auf anonymer behördlicher Ebene fällt es Juan und Mona leichter, sich dagegen zu positionieren, jedoch werden sie angreifbar, wenn es um die moralische Instanz im privaten Umfeld geht. Zu der Zeit werden sie von einer Anwältin vertreten, die ihnen rät, stellvertretend zu heiraten⁷ und über diesen Weg eine Familienzusammenführung zu beantragen.

Mona: »[I]ch komm aus »nem Elternhaus, da ist alles normal und ähm ... das war so ne Sorge, die ich hatte, so, wie reagieren die? Was sagen die dazu? Und überhaupt das, wo wir das stellvertretend Heiraten angesprochen haben. Ich glaub, ich war in meinem Leben noch nie so nervös und waren da vor meinen Eltern wie vor einem Richter und haben darüber gesprochen und ... obwohl ich ja selber Entscheidungen treffen kann, aber das war eine ganz, das war eine richtig schwierige Situation. Mein Vater war emotional sehr an der Grenze und meine Mama auch und da war uns dann irgendwie klar, okay, so können wir es nicht machen. Das hat dann irgendwie wieder alle Hoffnungen, die man so hat, wieder zerschlagen. Wir hatten dann die Zugfahrt zurück und haben nicht miteinander gesprochen. Uns war beiden klar, wir können das nicht mit Heiraten machen, das geht nicht. Weil ... meine Eltern haben auch gesagt, sie würden uns alles Gute wünschen, aber sie könnten nicht zu unserer Hochzeit kommen und also, es war ganz ganz ganz emotional.«

7 In Deutschland ist eine Trauung per Stellvertreter:in zulässig. Ein:e Stellvertreter:in kann via Vollmacht in Abwesenheit eines Partners oder einer Partnerin das Jawort geben und die Ehe zwischen anwesender:m und abwesender:m Partner:in schließen.

Die Eltern sind nicht nur in ihrer Funktion als Elternschaft gegenwärtig. So sagt Mona zwar einerseits, dass sie selbst die Entscheidung treffen kann, aber dennoch beugt sie sich dem Urteil. Das Wort der Eltern ist wie das Wort des Richters. Sie werden nicht heiraten. Das Interessante an der Episode ist, dass es den Eltern nicht darum geht, den Kontakt zu Juan zu unterbinden, zumindest wird das nicht offen kommuniziert. Es geht vielmehr darum, dass eine Hochzeit aus diesem speziellen Grund, nämlich für die Erlangung eines Aufenthaltsstatus, nicht angebracht ist.

Juan: »[S]ie haben uns gesagt, dass sie es nicht für den richtigen Weg halten, so zu heiraten, so aus solche Gründen zu heiraten, das wäre nicht richtig gewesen.«

Monas Eltern halten nichts von einer zweckgebundenen Hochzeit, weil das vermutlich dem gesellschaftlichen Ideal einer Liebeshochzeit widerspricht. Die Eltern kriminalisieren damit nicht vordergründig Juans Statuslosigkeit, sondern verschleiern dies hinter einem normativen romantischen Liebesideal.

Juan: »Ja, es ist schon ein Paradox, wollt ich auch grad sagen. Weil teilweise kann man auch ein bisschen recht geben, ja, weil ich hab auch dran gedacht, was deine Mutter gesagt hat damals ... und ich hab in dem Moment hab ich ihr recht gegeben. Und dann hab ich mal nochmal drüber nachgedacht. Nein, komplett recht hat sie nicht! Weil, wir wollen ja heiraten, wir wollten in dem Moment!«

Es sind Wertvorstellungen, mit denen auch Mona sozialisiert ist, die sie zunächst vielleicht implizit teilt und im ersten Moment für ›richtig‹ erachtet. Vielleicht ist es beiden aber auch wichtig, keinen Keil in die Familie zu treiben und Monas Eltern nicht vor den Kopf zu stoßen. Doch dann wird Mona schwanger und erneut sprechen sie mit ihren Eltern.

Mona: »[N]ach den drei Monaten, weil es ja auch dann erst festgestellt wurde und es war klar, dass dann keine Abtreibung überhaupt infrage käme, das Thema stand nicht zur Debatte, weil das nicht mehr ging! Sondern, okay, wir werden Eltern und jetzt? Also das war so, oh nein!! Und gleichzeitig aber auch: Das gibt's ja nicht! Und er sich auch für mich gefreut und er sich auch für sich gefreut und [lacht] alles so gleichzeitig! Und dann waren wir vor meinen Eltern, also ich war vor meinen Eltern und meiner Schwester, [...] ... Und dann hab ich denen halt gesagt gehabt. Die waren ... Mein Vater war fix und fertig, der hat kein Wort mehr gesagt ...«

Mona spricht vor ihren Eltern. Diesmal ist jedoch die Entscheidung, Eltern zu werden, alternativlos beziehungsweise würde jede Alternative gegen ein Tabu verstoßen.

Mona: »[M]eine Mama fragt mich jetzt glaub ich jeden Tag, wie sieht's aus? Hat er jetzt ›ne Ausbildung? [...] Die haben halt auch gesagt, was kannst du denn vorweisen bitteschön, du kannst sie nicht finanziell unterstützen und das war eine ganz, ähm, krasse Situation, ja?«

Mona reflektiert die Tatsache, dass das Verhalten der Eltern maßgeblich mit dem anfänglich nicht vorhandenen Visum zu tun hat. Die Eltern erscheinen wie eine richterliche Instanz, die ein gesellschaftliches Außen verkörpert, welches emotional wirksam wird. Dabei wird paradoxerweise auch eine Ökonomisierung von Liebe beworben, welche dem romantischen Ideal eigentlich diametral gegenübersteht. Die Beziehung kann nur eine Aufwertung oder Anerkennung erfahren, wenn die ökonomische Fürsorge der

Tochter sichergestellt ist. Dies mag für sie auch in einer Beziehung, in welcher der Aufenthaltsstatus keine Rolle spielt, von entscheidender Bedeutung sein, aber der Mangel eines legalen Aufenthaltsstatus, welcher unter allem schwelt, festigt ohnehin dagewesene Schieflagen und macht diese in einer extremen Form sichtbar. So ist es weniger das Stigma der Illegalität an sich, welches thematisiert wird, sondern die Verlagerung auf den privaten Bereich einer Beziehung, welche nun zum Politikum wird.

Diese Dimension spiegelt sich nicht nur im Gespräch mit den Eltern, sondern auch im Behördenkontakt. Mona ist Mitangeklagte, so als wäre sie die ›Handlangerin‹ eines Illegalisierten, um ihm scheinheilig zu verhelfen, einen Aufenthaltsstatus zu ergattern. Es sind diese Bedeutungsverschiebungen, die aufzeigen, wie sehr Statuslosigkeit keinesfalls nur auf der formal-rechtlichen Ebene angesiedelt ist, sondern sich gleichzeitig auf einer emotional aufgeladenen und normativen Ebene entfaltet. Besonders deutlich zeigt sich dies in den Verformungen auf das gesellschaftlich normierte Liebeskonstrukt. Durch die Illegalität erfährt die Liebesbeziehung eine Art moralischer Kontrolle. So erzählt Juan, wie ihm von einem Anwalt mitgeteilt wurde, dass er bloß nicht denken solle, wenn er ein Kind zeuge, würde es irgendwas an seiner Situation ändern. Im Gegenteil, alles würde schlimmer werden. Unter dem Vorzeichen eines ungeklärten Aufenthalts eine Beziehung einzugehen oder gar Kinder zu bekommen, erzeugt unmittelbar den Verdacht, dass diese nur Mittel zum Zweck sein können. Die ›Echtheit‹ einer Liebe wird unter dem Gewicht der Illegalität höchst zweifelhaft, angreifbar. Ein Kind unter diesen Voraussetzungen zu zeugen, ruft sofort den Verdacht der »Scheinvaterschaft« – so lautete der Vorwurf auf dem Standesamt – hervor. Aus diesem Grund überwiegt bei beiden zunächst die Angst, als sie erfahren, dass Mona schwanger ist.

Manchmal klingt es so, als stünden sie allein gegen den Rest der Welt. Doch ihr Schutzwall wird brüchig, denn die Bewertungen, die im behördlichen Kontext lediglich angedeutet, aber bei Monas Eltern konkret benannt werden, führen zu einer solchen Verunsicherung, dass sie den Gedanken an eine Heirat verwerfen. Nur die ›Nicht-Heirat‹ kann beweisen, dass ihre Liebe ›echt‹ ist. Vor diesem Hintergrund erscheint Monas Schwangerschaft und deren Feststellung erst im dritten Monat neben ihrer Krankheitsgeschichte als doppeltes Wunder. Denn ohne die Schwangerschaft hätte wohl kein Weg an Juans Ausreise vorbeigeführt.

Der Name ihrer Tochter bedeutet ›Wunschkind‹.

5.3. Ein steter Mangel

Neben der kontextuellen Ebene der gemeinsamen Geschichte (Juans immerwährende Konfrontation mit Krankheiten) und der gesellschaftlichen Ebene (die Bedeutungsverschiebung hin zu einer normativ-emotionalisierten Bewertung ihrer Liebe) durchzieht ihre Erzählungen noch ein dritter Faden, der die individuelle Ebene Juans Persönlichkeit betreffend berührt.

Juan: »Dann hab ich die Prüfung für dieses Studienkolleg gemacht und hab ich es bestanden [...]. Ja, das ist wie ein deutsches Abitur sozusagen. Und dann, ach ja, es gab Leute, [...] die haben das Studienkolleg wiederholt, weil wollten die Note verbessern und ich ... in dieser Zeit, ich

musste meine Visum verlängern und so bin ich gegangen und hab ich das gefragt, ob ich das auch nochmal wiederholen darf und die haben mir gesagt, nein, du kannst es nicht machen.«

Als Juan noch ein Studienvisum besitzt, empfindet er bereits Einschränkungen, die seinem Aufenthaltsstatus geschuldet sind. Er darf seine Noten nicht verbessern, er ist verpflichtet, sich sofort für ein Studium einzuschreiben. Als er einen Studienfachwechsel beantragt, werden ihm gerade einmal zwei weitere Jahre bewilligt. Dass er sich nach der Erkrankung seiner Mutter zunächst nicht an die Ausländerbehörde wendet, erscheint nur nachvollziehbar vor dem Hintergrund, dass sein Aufenthalt ausschließlich unter der möglichst auf zeitökonomische Effizienz ausgerichteten Zweckgebundenheit gegeben ist. Nun hat sich der persönliche Zweck jedoch für Juan verschoben. Er entscheidet sich für die Unterstützung und Fürsorge seiner Mutter und Halbgeschwister.

»[A]ls ich hier war, da musste ich irgendwas machen, weil ... wie jeden Tag aufstehen ... meine Geschwister in die Schule schicken, keine Ahnung kochen, dann musste ich, gab es viel Zeit, dass ich nichts zu tun hatte, und dann musste ich mich mit irgendwas beschäftigen und dann hab ich mich, [...] in diesem Bereich Elektrotechnik, hab ich mich selber gebildet sozusagen. [lacht] [...] Damit hab ich auch dann ein bisschen Geld geholt in der Zeit. Ich weiß, dass es Schwarzarbeit war und so, aber ... also, arbeiten darf jeder Mensch! [...] Ich wollte viele Sachen ... also ich hab auch einen Freund von mir, in der Zeit, der hat eine Krankheit, der ist, der sitzt im Rollstuhl und ich habe ihn betreut für zwei Jahre oder so und dann hab ich ähm, dann hab ich ähm mit Leute in Baustellen gearbeitet, dann hab ich als Elektriker gearbeitet. Und alles in dieser Situation!«

Dieses Recht lässt Juan sich nicht nehmen (»[A]rbeiten darf jeder Mensch!«). Als müsse er seinen waghalsigen Ausspruch wieder relativieren, fügt er unmittelbar hinzu, dass er auch einen kranken Freund betreut habe. Hier zeigt sich deutlich, wie sehr sein Ehrgeiz, sein Wunsch, sich weiterzubilden, vielleicht nicht allein für sich stehen darf, sondern immer wieder legitimiert werden muss. Seine Erzählungen sind einerseits geprägt von seinem Bestreben, sich zu bilden, und auf der anderen Seite davon, dieses immer wieder zurückstecken zu müssen. Er verleiht seinem Handeln in der aufopfernden Rolle, anderen zu helfen und Fürsorge zu leisten, Legitimität. Die aufenthaltsrechtliche Illegalität beraubt Juan jedoch genau dieser Anerkennung, da seine Pflegebereitschaft keinen Platz im formal-rechtlichen Rahmen einnehmen kann, sie wird unsichtbar gemacht. Aus dieser Unsichtbarmachung heraus verliert er unmittelbar seine Berechtigung, sich überhaupt in Deutschland aufzuhalten, da er sich nicht mehr vollumfänglich seinem Studium widmen kann.

»Und ich würde gern eine Studium anfangen, aber jetzt ich weiß, wir kriegen ein Kind und ich muss irgendwie auch Geld kriegen und wenn ich an der Uni bin, dann kriege ich kein Geld [...] und vielleicht mit einer Familie schaffe ich auch eine Studium nicht. Deswegen denke ich, ist es besser, jetzt eine Ausbildung zu machen. Nicht, weil es einfacher für mich ist oder sowas, aber ich will nicht so, so viel Zeit ähm damit verbringen. Eine Ausbildung, das ist ein bisschen flexibler.«

Auch in dieser Situation stellt er sein eigenes Bedürfnis zurück, sich um sich zu kümmern. Oder anders formuliert: Er stellt sein Bedürfnis, für die Familie sorgen zu kön-

nen, an erste Stelle. Er betont, dass er diese Entscheidung nicht aus Bequemlichkeit trifft, sondern aus einer fürsorglichen Bereitschaft heraus.

Juan: »Das längste, wo ich arbeiten konnte, war sechs Monate oder so. Als [...] IT-Elektronik. Weil wir haben in Büros PCs installiert und die ganze System, Informatiksystem vom Büro haben wir installiert ... mh, und dann da hab ich viel gelernt.«

Mona: »Ja, das ist so interessant, weil ... er kann das! Er kann das alles! Er hat ein System aufgebaut, alles installiert und das sind so Sachen! Wenn er die ganzen Sachen angeben könnte, die er gemacht hat, würde er sofort einen Ausbildungsplatz bekommen! Da würden sicher auch manche sagen, vergiss die Ausbildung, du kannst es eh schon alles. Aber jetzt ist halt einfach im Lebenslauf—okay, was haben Sie die letzten sechs Jahre gemacht? Weil man ja nichts angeben kann!«

Seine private Weiterbildung und seine beruflichen Fortschritte können nicht benannt, nicht zertifiziert und damit nicht anerkannt werden, da es diese unter dem Verlust des Aufenthaltes quasi gar nicht geben darf. Sechs Jahre reißen ein Loch in Juans Lebenslauf. Es entsteht eine Diskrepanz zwischen dem Menschen, der er ist, und dem Menschen, der er vorgeben muss zu sein.

Mona: »Ja, das ist wieder so ein Paradox! Man kann nicht ... ähm zeigen, wer man ist, und gleichzeitig wird man darauf aber reduziert! [...] Auf diese sechs Jahre Lücke, darauf, du hast keine abgeschlossene Ausbildung, darauf wirst du reduziert.«

Der Lebenslauf auf dem Papier zeigt seine nicht abgeschlossenen und abgebrochenen Studien, keine Praktika, keine Berufserfahrung. Auf dem Papier müssen seine Pflegedienste, seine beruflichen Tätigkeiten, seine eigentlichen Kenntnisse verschleiert werden. Beide sehnen sich jedoch nach einer Normalität, die sich nicht nur im Lebenslauf niederschlägt.

Mona: »Dass man halt einfach gucken kann, was kann er machen ... ja Hobbys! Im Verein anmelden, das geht ja auch nicht! Also solche Sachen, dass er wieder einfach so seinen Charakter wieder voll ausleben kann, weil das konnte er ja lange nicht. Jetzt kommt Normalität irgendwann.«

Zur ›Normalität‹ gehört für Mona auch ein Partner, der ein intaktes soziales Netz und Hobbys hat, beruflich gefestigt ist, jemand, der seinen Charakter wieder ›ausleben‹ kann. Auch an anderer Stelle sagt sie: »Also ich mein, so in dieser langen Zeit, wo du nicht an dir als Menschen so wirklich arbeiten konntest [...]«. Dahinter steckt die Annahme, dass Juans Persönlichkeit, sein Charakter durch die Illegalisierung stark beschnitten wurde, dass er über einen Mangel definiert ist, der sich in den Bruchstellen seines an gesellschaftskonformen Maßstäben orientierten Lebenslaufs verbildlicht. Juan teilt ihre Auffassung, wenn er sagt:

»Ich warte nur die Zeit, dass die Leute mich, [...] die mich kennenlernen in Zukunft in neuer Situation, dass die in Zukunft sehen können, was für ein Mensch ich bin, wer ich in Realität bin. Was ich beruflich, was ich erreichen kann. Weil ähm, ich hab immer gearbeitet! Ich will immer mich noch weiterbilden!«

In ihrem Dialog spiegelt sich nicht nur ihre individuelle Beziehungsebene, sondern auch eine Vielzahl von gesellschaftlichen Konstruktionen von Normalität. So betont Mona, dass ihr zunächst der Status egal war, dass es ihr nur um den Menschen ging: »Ja, das ist jetzt nichts, was deine Charaktereigenschaften ausmacht«. Und sie ist gleichzeitig der Ansicht, dass er in dieser Zeit seinen Charakter eben nicht voll ausleben und nicht an sich als Mensch arbeiten konnte. Auch hier bildet sich die divergierende Innen-außen-Dynamik ab: Mona kann durchaus erkennen, wer Juan »wirklich« ist, jedoch gerät dieses Bild in der Konfrontation mit den Eltern, mit Behörden, potenziellen Arbeitgeber:innen oder gar Freund:innen ins Wanken. Erst in der Gegenüberstellung mit dem gesellschaftlichen Außen sieht auch Mona sich mit dem Mangel konfrontiert, mit dem, was nicht sagbar, nicht erklärbar ist.

Mona: »Und das ist tatsächlich auch bei engen Freunden ... und das ist einfach ... ich hatte auch den Eindruck, nicht nur wir, unsere Beziehung musste sich rechtfertigen, sondern er musste sich rechtfertigen. Also er musste, also teilweise bei meinen Eltern noch bis heute, [...] ja, er müsste mehr tun, als andere Partner jetzt vielleicht tun müssten.«

Es wird deutlich, dass es das Schweigen ist, welches ihn absondert. Die Sprachlosigkeit, wie sie auch von Fernando und Julia zum Ausdruck gebracht wurde, verhindert, dass er so gesehen werden kann, wie er möchte.

Juan: »Ich hab auch meiner Mutter nie erzählt, dass ich schwarz gearbeitet habe z.B. [...] Ich war auf Baustellen und so. Aber bis jetzt weiß sie das nicht. Und ich will's auch nicht erzählen, weil ich will nicht, dass sie irgendwie nochmal Beschämung kriegt oder so. [...]«

Dieses Nicht-sagen-Dürfen betrifft alle Bereiche. Seiner Mutter muss er seine Arbeit verschweigen, der Ausländerbehörde muss er den Grund seines Studienabbruchs verschweigen, in Bewerbungen muss er sechs Jahre verschweigen. Die Stille, die ihn umgibt, wird erst mit dem Kennenlernen von Mona gebrochen. Ihr erzählt er von Anfang an alles. Es ist wie ein Fass, das endgültig überläuft. Und es ist wieder die Gleichzeitigkeit der Narrationsstränge, die sich alle in ihrer Beziehungsgeschichte bündeln.

Dass Monas Perspektive viel Raum im Gespräch einnimmt, mag vielleicht damit zusammenhängen, dass sie ein starkes Bedürfnis hat, diese Diskrepanzen gegenüber einer Person, die außerhalb der Beziehung steht, zu artikulieren. Vielleicht wiegt aber auch das Nicht-Sagbare für Juan noch immer schwer. Es ist über Jahre eingeübt worden und es ist immerhin noch er, den es am unmittelbarsten betrifft.

Juan: »Für mich, ähm, ich denke oft, wenn ich nach Exmatrikulierung einfach nach Panama geflogen wäre. ... Weil ich hätte das ganze, die ganze Illegalität und so vermieden und ich konnte bestimmt schon an der Universität studieren oder sowas in Panama ... aber das hab ich, in dem Moment hatte ich die Entscheidung, hier zu bleiben und meine Familie zu unterstützen. Ich weiß nicht, ob das ein Fehler war vielleicht ... aber ich ... in mir, ich fühl, dass vielleicht ich ... nicht glücklicher gewesen, wenn ich so nach Panama geflogen wäre und meine Mutter so in der Situation und meine Schwester auch in der Situation und das wäre für mich so immer etwas, was ich in meinem Kopf gehabt hätte, wenn ich nach Panama geflogen wäre.«

Ein Gedankenspiel, das vielleicht den insgeheimen Wunsch andeutet, seine eigenen Bedürfnisse in den Vordergrund zu stellen, zu studieren, einen Abschluss zu erreichen.

Aber auch das hätte ihn nicht glücklicher gemacht. Ich erkenne eine stete Wiederholung in seinen Erlebnissen, denn so hat sich zwar durch den rechtlichen Status vieles für Juan erleichtert und das Streben nach ›Normalität‹ ist nun Ziel ihrer gemeinsamen Beziehungsarbeit, aber Juans früherer Weg schreibt sich leise fort. So erzählte er zu Beginn unseres Gesprächs, dass es die mangelnde Unterstützung des Vaters war, die ihm den Zutritt zur Universität in Panama verweigerte. Es waren die Krankheiten der Familie, die zum Studienabbruch in Deutschland führten. Es ist jetzt die Elternschaft, die ihn erneut zwingt, eine Ausbildung zu finden und nicht wie gewünscht den eigentlichen bereits vor über zehn Jahren angestrebten Weg eines erfüllenden Studiums weiterzugehen. Wobei diese Perspektive auch zu einseitig, ja fatalistisch wäre, denn es ist vieles in Bewegung und alte Muster werden aufgebrochen.

Mona: »[lacht] Er kann, er ist auch so ein Charakter, aber aus der Situation heraus, ich kann solche Sachen nicht ablegen. Auch als du mir geschrieben hattest, können wir nochmal über das Interview reden und so ... Und ich schon gleich, boah, krass, wie das war und so und in diese Gedanken auch gleich wieder reingegangen und er [lacht] es ist doch vorbei, ja? Es ist vorbei! Und das ist toll! Das ist schön, aber mir hängen, also ich bin emotional einfach anders. Und sowas hängt mir, sowas hängt mir nach.«

Ich: »Das ist ja klar, ja. Aber es ist ja auch total schön, wenn ihr euch da ergänzt, wenn ihr da auch unterschiedlich damit umgeht.«

Juan: »Ja, ja genau. Stell dir vor, wir wären beide jetzt deprimiert! [lacht]«

Ähnlich wie im Gespräch mit Fernando, Julia und Pablo eröffnet sich ein Raum, der weniger von meinen Fragen gelenkt wird, sondern eine ganz eigene Dynamik entfaltet. Die performativen Dimensionen reflektierend wird deutlich, dass ein stärker von mir dominierter Gesprächsverlauf vielleicht keine Beziehungsgeschichte zum Vorschein gebracht, sondern einen anderen Fokus erzwungen hätte. In einem Raum des zurückhaltenden Zuhörens werden Juans Erlebnisse jedoch in die Liebesbeziehung hineingewoben und gemeinsam entfalten sie eine Beziehungsgeschichte, welche sich mir im Gespräch transportiert. Vielleicht lese ich aber auch erst diese Bedeutungsebene aus ihrer Interaktion, aus ihrer Art, sich stetig gegenseitig zu ergänzen, aufeinander Bezug zu nehmen, heraus und interpretiere Juans für sich stehende Erlebnisse auf eben dieser Folie. Die erzählten Erlebnisse von Juan und Mona sind stark von Monas Worten geleitet, nicht jedoch ausschließlich von ihrer Perspektive geprägt. Ich empfinde Monas Sprechen nicht als ein Sprechen *über* Juan hinweg, sondern es kommt mir vielmehr vor wie ein Sprechen *für* ihn, welches er dankend annimmt.

Mona schickte mir nach unserem zweiten Gespräch ein Gedicht als Audiodatei, welches sie selbst verfasst und gelesen hat. Das Gedicht kleidet ihren Blick auf das Geschehene in Rhythmus und Melodie. Ich fühle mich geehrt, ihre Worte hier drucken zu dürfen. Sie sollen am Ende stehen.

Von mir und dir - Gelesen von Mona

Ich war ich
 und das begriff ich, als ich dich sah.
 Du warst wahr
 und nah
 und da
 und so wunderbar
 und klar, ich wollte uns und alles und
 im Falle des Falles
 kein Halbes,
 ein Ganzes!
 Wenn atmen doch mit dir
 wie ein Tanz ist.

Dann kamen die Hürden
 und Bürden
 und Tränen
 und ein Sehnen nach Normalität
 in der Illegalität.
 Du warst und bist
 mit mir ein Wir
 und für so viele
 warst du nicht einmal hier.
 Wie kann das sein?
 Wie darf das sein?
 Eigentlich nicht,
 deshalb das Gedicht.

Zu Beginn war es für mich kein Thema,
 bürokratisches Schema,
 allerhöchstens ein Stein im Weg, aber
 nicht ein endlicher Steg.
 Doch mehr und mehr kamen die Fragen.
 Langsam begannen wir beide zu tragen, was dein Leben
 seit Langem prägte
 und ich, wie ich bin, erwägte,
 dir die Last zu nehmen
 und den Schmerz nicht zu erwähnen,
 und so beschloss ich,
 mit allem, was ich kann,
 da zu sein
 für einen Mann,
 der so viel mehr ist als

*ein verborgener Schatz, und gab dir
zumindest in meinem Herzen
einen Platz.*

*Ich stellte mich vor dich
und nebendran.
Ich stärkte deinen Rücken
und schritt weiter voran.
Kämpfend und standhaft
in einem Nichts zu sein,
macht einsam und
unerträglich allein.*

*Wie könnte ich in Ruhe bleiben,
auf mein Wohl besinnt,
wenn all die Türen, durch die
ich spaziere,
dir verschlossen sind.*

*Wir haben die Partie gewonnen!
Es gab ein Happy End, doch
was hat man uns genommen?
Wer sich wohl unserer Opfer bekennt?
Die Mehrheit unserer Richter
hatte kein Diplom,
doch blicken wir in viele Gesichter,
die urteilen uns zum Hohn.*

*Die Waffen waren nicht gerecht verteilt,
Pistolen
gegen Hoffnung und Angst
in Ohnmacht,
wenn einen das Schicksal ereilt und
du um die Freiheit bangst,
die Freiheit, die
dich lange mied,
die Freiheit, die
du so brauchst,
Freiheit, die
in Reichweite geriet,
jetzt, wo du voll vertraust.*

*Aus du und mir wurden
ein Wir
und Sie.*

*Trotzdem vergess ich all das nie.
Mit dem Hohn, der Missgunst und all der Macht
haben sie uns fast zum Scheitern gebracht.
Ich bin stolz auf uns
und dich
und mich
und alles,
was wir haben.
Doch schreie ich manchmal im Traum zu unseren Richtern:
Seht her! Das sind
bleibende Narben.*

6. Miguel & Markus: In seichten Gewässern

Er ist so schmal, sein Gesicht fein, symmetrisch, wie mit spitzem Bleistift gezeichnet. Gezeichnet auf dünnem Papier, beinahe durchscheinend. Seine Erzählung ist sanft, plätschernd, als redete er über eine ferne Kindheitserinnerung, eine Geschichte von früher, beinahe verblasst. Sein Blick ist offen, manchmal verschämt, verschmitzt. Er fragt, ob er wirklich ganz offen alles erzählen könne, und kichert dabei. Der Blick zu seinem Partner wie zu einem Vater. Er erzählt ... und ich weiche zurück vor den Bildern, die er heraufbeschwört ... er wirkt so unbedarft, so zerbrechlich, so vollkommen konträr zu seiner Erzählung. Vielleicht schreibe ich mal ein Buch über meine Geschichte, sagt er. Da ist viel in mir, was raus muss, sagt er, an die Oberfläche. Er kichert. (Auszug aus dem Stimmungsprotokoll)

Wir treffen uns in der kleinen Einzimmerwohnung seines Freundes, Markus. Miguel wird in wenigen Tagen nach Peru ausreisen. Dort möchte er alle Papiere für eine Eheschließung mit Markus vorbereiten, um dann gemeinsam zu entscheiden, wo sie miteinander leben wollen. Das folgende Gespräch ist von einer Diskrepanz gezeichnet und von meinem deutlichen Gefühl, nicht zu weit vordringen zu dürfen, geprägt. Auch aus diesem Grund habe ich unser Gespräch in ›die Oberfläche‹ und ›den Grund‹ gegliedert, um aufzuzeigen, dass hier etwas unter Spannung steht: ein oberflächlich gezeichnetes Bild und eine Andeutung über das, was darunter liegen könnte, welches ich jedoch nicht erkunden möchte oder kann.

6.1. Die Oberfläche

»Ahm, I was in Peru, yeah, and, let's say I was bored«, so beginnt Miguel seine Erzählung über seinen Weg nach Europa. Auf einer Schwulenplattform schreibt er mit einem Mann, der ihn zu sich nach Polen einlädt und sein Ticket bezahlt.

»[T]he first days were really cool, yeah, but after some couple of days the things start to change because he had like another relationship, yeah. [lacht] No, not a relationship, it was something that ends but you know, you still live with your ex and that's really uncomfortable so I ... I was feeling like I need to move on [...].«

Hinzu kam, dass Miguel kein polnisch und zu diesem Zeitpunkt wenig englisch sprach. Er verstand den Mann, der ihn zu sich einlud, kaum, was er als belastend empfand. Auf derselben Plattform lernte Miguel einen Mann in Warschau kennen, der Besitzer eines Schwulen-Nachtclubs war, und beschloss, kurzerhand das Angebot, dort für ihn zu arbeiten, anzunehmen.

»Okay, okay. [Pause] Ahm, I could, can I say everything like openly? Can I? I mean like, be open?«

Miguel arbeitete als Tänzer »like a go-go boy« und lernte eines Nachts einen Mann aus Deutschland kennen, der ihm ein besseres Arbeitsangebot unterbreitete.

»Can I say everything?«

Der Mann behauptete, ein Haus in Berlin zu besitzen, Miguel würde bei ihm besser Geld verdienen und es würde ihm sehr gut gehen. Da sich die Dinge in dem Warschauer Club

zum Schlechten entwickelten – »[T]hey were asking me like ahm to make more stuff and I don't know. So, I get the feeling, if I will stay there won't be enough like to generate money to eat and also to pay my staying in this place, so I was really scared« –, entschied er »without thinking« das Angebot anzunehmen.

»[A]nd so he was telling me, yes, he have a place, he will stay there with me and only what we have to do is work yeah. [kichert]«

Doch sobald sie in Berlin angekommen waren, wird Miguel der Pass abgenommen, er wird gezwungen, eine hohe Kautionszahlung zu zahlen, und er wird 50 Prozent seines Gehaltes an den Mann abgeben müssen: »[W]hat he was want me to do [Pause] ... was to ... ahm work as ahm sexual work, you know«. Hinzu kam, dass der polnische Mann, der Miguel ursprünglich das Flugticket nach Europa zahlte, ihm nun auch noch den Rückflug stornierte – vermutlich weil Miguel sich nicht mehr bei ihm aufhielt.

Folgt man den Erzählsträngen auf der Oberfläche, so ist Miguels Erzählung durchzogen von einer latenten Passivität. Aus ›Langeweile‹ schreibt er mit einem Mann, der ihn nach Polen einlädt, dort schreibt er wiederum mit jemandem, der ihm einen Job in einem Nachtclub anbietet. Dann lernt er jemanden kennen, der ihn mit nach Deutschland nimmt. Da sich die Dinge immer wieder verkomplizieren, nimmt er die Angebote an und gelangt ›ohne nachzudenken‹ so von einer Situation in die nächste. Nicht er entscheidet über sein Handeln. Er wird zum Spielball der äußeren Umstände. Da ist jedoch gleichzeitig sein wiederkehrendes nervöses Lachen, sein mehrfaches Fragen, ob er offen reden dürfe. Damit deutet er an, viel erzählen zu können, mehr, als er in dem Moment zum Ausdruck bringt. Seine Situation lässt sich jedoch auch genau umgekehrt betrachten: Letztlich ist er es, der sich aktiv für den Flug nach Polen, die Reise nach Warschau, das Arbeiten in Berlin entscheidet. Gleichzeitig betont er immer wieder seine Abhängigkeit der äußeren Umstände.

»I didn't have a ticket anymore, I didn't have money and the only thing I had was this. [deutet auf seinen Körper]«

Erst als er Markus in einem Berliner Club kennenlernt, kann er den Umständen entfliehen.

»[W]e met yeah and and ahm ... well then the things changed completely, I just ... ahm let's say ahm, I got out from this yeah and and ahm then we've been together, yeah.«

Erst auf meine Nachfragen ergänzt Miguel:

»So at the end what happened? We got together and I just ... at the end they didn't even care because I got sick ... I got tired, sick, I wasn't eating, I was not able to cook in this house where I was. They say you cannot cook, you cannot do anything and yeah ...«

Miguel betont, dass er immer noch in der Situation wäre, wenn er Markus nicht kennengelernt hätte. Vielleicht war er aber nicht ausschließlich Spielball der äußeren Umstände. So können sein Kranksein und die Verweigerung von Essen auch als Widerstand gegen seinen Arbeitgeber gelesen werden.

Miguel und Markus beginnen eine Beziehung miteinander. Da Miguel jedoch nicht das Geld für einen Rückflug nach Peru aufbringen kann, lässt er sein Visum verfallen

und wird sich die folgenden sechs Monate ohne Aufenthaltsstatus in Deutschland aufhalten.

»So ahm after that the time passed [...].«

Markus und Miguel suchen gemeinsam nach Lösungen.

»[S]o we decided to wait and we let the time pass and pass and pass [...].«

Doch so sehr sie sich bemühen, es scheint sich zunächst keine Lösung aufzutun.

»We let the time pass, it was December and January, February [...].«

Während die Zeit verstreicht, finden sie sich zunehmend in einer isolierten Situation wieder. Freund:innen und Familie wenden sich ab.

Markus: »And also with the friends and family is hard yeah. You cannot say to everyone ... most of the people, I told them that, they were getting very bitchy!«

Miguel: »Yeah even my best friends that I make here. Lots of them, they put me in a ahm like nobody wants to speak with criminals! This is really like ... they leave me completely alone!«

Markus: »Not everybody knows it ... but most of them and ahm yeah, how he says, it was like, I don't want to visit you anymore because you committed a crime [...].«

Beide sind isoliert. Die Kriminalisierung färbt auf Markus ab – ein Phänomen, welches Mona auch zum Ausdruck bringt.

»[H]e [Markus] was also like ahm ... also like closing his borders, I don't know how to explain this. It's like if he used to do something then he was not doing it because I was not able to do it. So at the end we were just at home or just alone. And and not do anything that he likes to do. So it's kind of, he was like living my situation also. So for both the same ...«

Miguel beschreibt seine Situation als eine gemeinsame, so als suche er Schutz darin, dass sein Freund sich genau denselben Grenzen ausgesetzt sieht wie er – es ist eine gemeinsame Erfahrung. Eine Passivität legt sich über seine Schilderungen wie eine große Lähmung. Dabei ist es ihm wichtig, auch zu betonen, wirklich alles probiert zu haben: »I tried to leave in a good way and with everything I had and it didn't work and at the end I sat here [lacht]«. Jeder Versuch wird jedoch direkt mit dessen Scheitern verknüpft – und der Zeit, die vergeht: »We let the time pass ...«. Dadurch werden alle zeitlichen Zwischenräume verschluckt, nicht erzählbar. In dem steten Vorüberziehen des Zeitflusses wird Miguel beinahe unsichtbar. Einzig die Zeit scheint sich fortzubewegen. Vielleicht ist aber das Verstreichenlassen der Zeit auch als aktives Handeln zu lesen. Als eine Strategie, einen Umgang zu finden: zu warten.

Ich erkenne in meinen Fragen ein beinahe dominantes Aufzeigen von Lösungsmöglichkeiten, einen Versuch, seiner von mir wahrgenommenen Passivität etwas Gestaltungswillen unterzujubeln.

Miguel: »I don't know what would have happened if I wouldn't have met him ... I think I would still stay there ... [...].«

Ich: »But would you have maybe tried to get out of this situation, get back to Peru or wouldn't have that been an option for you?«

Auch zu einem späteren Zeitpunkt, als ich erfahren möchte, ob er in irgendeiner Form vernetzt war, wähle ich unbewusst eine stark zuschreibende Formulierung:

»I was just asking because I was thinking that maybe when I would be in this situation, maybe I would try to get in contact with other people who are in the same situation, just to connect and to exchange information.«

Ich erkenne darin ein Unbehagen meinerseits. Vielleicht ist es die Suche nach einem aktiven Miguel, einem Miguel, den ich mit den erzählten Erlebnissen in Einklang bringen kann, und deswegen muss ich diese Deutungsfolie immer wieder hinzufügen, da ich seine Passivität in unserem Gespräch kaum ertragen kann, was mir in meiner Fragestellung offenkundig wird. Gleichzeitig sind es gerade seine Unbeschwertheit und seine Unbedarftheit, die unser Gespräch auch prägen und die sich mir nicht so richtig ins Bild fügen wollen. Miguel erzählt, dass er in Peru Psychologie studiert und in einem Restaurant gearbeitet habe: *»[A]nd the thing was, that I wanted to see something else! I wanted to know how is life in Europe!«*. Es ist nicht die Erzählung, die mit einem Mangel beginnt, mit einem Druck, der ihn zwingt, auszureisen. Es ist eher eine Erzählung, die mit einer Neugierde beginnt, dem Bedürfnis nach etwas mehr Spannung, nach Abenteuer vielleicht – *»yeah, and, let's say I was bored«*. Es klingt eine Beschwingtheit an, die auch in seinen darauffolgenden Erzählungen immer wieder durchscheint.

»I wanted to learn theatre, yeah and I mean you're the whole way afraid, like, oh my God, if someone is going to stop me, what is going to happen, yeah?«

»So I was here and I also wanted to see the Christmas Market! I wanted to see so many stuff that the people is talking about and I can do it, but you're always afraid what can happen. Like trying to do something and then you get caught, you know.«

So sind es weniger existenzielle Sorgen, die er beschreibt, sondern eher Unmut darüber, sich nicht wie ein freier Tourist bewegen zu können, Sehenswürdigkeiten zu erkunden und in der Freizeit eine Theatergruppe zu besuchen. Vielleicht fügt sich diese Schilderung aber auch nur seinem anfänglichen Wunsch, ein Abenteuer zu erleben.

»I didn't know anything about the Polish area and how much time can I be here, I didn't know anything, so my expectation was really like, okay, I can get a job and then I can just be legal and then I can just stay here, yeah.«

Miguel betont auch sein Nicht-Wissen. Als er den Mann kennenlernte, der ihn nach Berlin lotsen sollte, schildert er: *»You only have to work and make money and yeah, I was, oh my god! It can be even better«*. Er zeichnet damit ein Bild von sich als jemand, der sich nicht viele Gedanken macht, sondern die Dinge nimmt, wie sie kommen. Vielleicht ist es hier aber gar nicht eine Unbedarftheit, die durchscheint, sondern auch ein Ungerechtigkeitsempfinden:

»[I]t's like if European is going to Peru, you can enter to Peru and you can stay there without a visa for six months! And when you're coming you have this same thinking, okay you can stay and when you have this benefit why it's not the same for us? So maybe then you don't put attention to some rules, you don't search for it because you're thinking that you'll receive the same. Yeah but in the end it's not, yeah.«

Warum sollte er anders behandelt werden, als Europäer:innen in Peru? Auch Lydia bringt ihr Unverständnis darüber zum Ausdruck, Steuern zu zahlen, sich beim Einwohnermeldeamt zu registrieren und dann doch nicht bleiben zu dürfen. Beide betonen ihr Nicht-Wissen über die aufenthaltsrechtliche Situation. Und so ist es vielleicht auch weniger die Passivität, die für mich schwer ertragbar ist, sondern vielmehr eine Erzählung, die so konträr zu *meinen* Annahmen in Bezug auf Lebenswelten in der aufenthaltsrechtlichen Illegalität angelegt ist, dass ich unbewusst auf zuschreibende Fragemuster zurückgreife, die auf einer normativen Deutungsebene beruhen. Denn vielleicht erliege ich selbst der vorurteilsbehafteten Annahme, dass jemand ohne Aufenthaltsstatus andere Sorgen haben müsste, als eine Theatergruppe oder den Weihnachtsmarkt zu besuchen. Nichtsdestotrotz bleibt eine Kluft. Die Neugier, die Unbeschwertheit, die Unbedarftheit werden gedeckelt durch ein stark kontrollierendes Umfeld, durch Ausbeutung. Unser Gespräch ist von einer doppelten Spannung durchzogen: Auf der einen Seite stehen sich Aktivität und Passivität in Miguels Handeln gegenüber und ich versuche hier lenkend einzugreifen. Auf der anderen Seite ist da sein Bedürfnis zu reden, welches jedoch dem Lachen gegenübersteht, welches die Schwere der Situation immer wieder abmildert. Und so erkenne ich in meinen Fragen auch ein Ablenken, ein Weglenken von dem, was unter der Oberfläche aufscheint. Es ist ja gerade nicht die Freiheit, die unendliche Palette an Möglichkeiten, die er vorfindet.

»I like Europe in a way that ... you have a thinking [...] if you want to do something, you just can do it, yeah?«

6.2. Der Grund

Zwischen seinen Erzählsträngen, die – geprägt von Unbeschwertheit, Passivität und einem wiederkehrenden Lachen – seine Erlebnisse zerreißen, schimmern in verdichteten Episoden kleine Inseln auf, die vielleicht die Bruchstellen seiner Narration darstellen.

Auf der Suche nach Möglichkeiten, Miguels Visum zu verlängern, beschließen Markus und er schließlich, Miguel nach England ausreisen zu lassen, also den Schengenraum zu verlassen, in der Hoffnung, dass er dann wieder »legal« einreisen kann:

»We thought this is the solution! The people were saying, do this do this! [...] I send the emails to the embassy, yeah, like can I do this. Okay, they never answered. Yes and I searched in the blog and if it's okay to do this and everyone was saying, yes, you can go out from Schengen area as soon as they are inside Europe Union and you can travel to them and you will get some more time to stay and yeah, in the end look at me what happened!«

Zwei Tage bevor Miguels Visum abläuft, reist er mit dem Bus nach Calais und versucht, nach England auszureisen, um dann erneut mit einem Tourist:innervisum nach Deutschland einzureisen.

»And at the end, they took my passport and make a mark really like if, if you know, they put a code or something and they give me a paper like you, you're rejected or something like this and and like they don't even look at the situation anything! [...] And you travel 21 hours and [lacht] you tried to do like everything to do it in a good way and at the end it doesn't matter like. Yeah.

They even left me ... in a border. I had to walk, yeah, I didn't even know where I was, no internet, no number. It was in Calais and they left me outside. It was raining, it was cold [...].«

In der Episode verliert sich seine Unbeschwertheit. Sein Lachen klingt bitter. Er empfindet den Stempel als persönliche Abweisung, als körperliche Demütigung. Er fühlt sich nicht gesehen. »*They even left me ... in a border*« – eine kurze Atempause mitten im Satz markiert seine Irritation, sein absolutes Unverständnis.

Miguel: »The thing was, that he has the money, yes, because he was booking the things for me and I had no internet. [lacht] [...] I could not say to him that they don't let me in, that I'm here, that I don't have a place to stay and they don't really care about this stuff, you know? And and I had like some coins, I remember, and I had like to handle the situation. I had to search a way like to talk to him yeah and then I found a very cheap Motel and I stay the night there and then I could talk to him and«

Markus: »I bought the ticket back for him.«

Erst Markus kann ihn (erneut) retten, nur er kann ihm ein Rückfahrtticket besorgen, denn er hat das Geld. Es ist ein bisschen wie ein Déjà-vu. Das Flugticket war in der Hand des polnischen Mannes, das Busticket wiederum hängt von Markus ab. Es ist immer eine Abhängigkeit, die sich wie ein roter Faden durch seine Schilderungen zieht.

»But it's like ... I don't understand, [...] at least, if you're, I mean, you don't let someone enter, at least make sure that this person is not gonna be outside or or no place to stay, it's just [...] If you don't letting me in yeah why would you just let me outside in the rain and you don't even know ... [...] it was really hard because I don't speak French [lacht] and nobody speak English. And when I was trying to speak English there, they were just doing like. [macht eine abwehrende Handbewegung]«

Seine Verständnislosigkeit manifestiert sich hier weniger in der Entrüstung darüber, dass er mit einem gültigen Ticket an der Grenze abgewiesen wird, sondern vielmehr darin, dass sich an der Grenze niemand um ihn kümmert – mitten in der Nacht im Regen. Es sind das Alleingelassen-Werden und die Nichtbeachtung, die ihn aus der Fassung bringen. Nicht die Tatsache der Eintrittsverweigerung, sondern der Akt des Abstempelns seines Passes, ohne ihn anzusehen, ohne seine Situation zu sehen. Eine Verletzlichkeit blitzt auf, die in ähnlicher Weise in einer recht kurzen Schilderung über Weihnachten zum Ausdruck gebracht wird. Diesmal ist es Markus, der erzählt.

Markus: »[...] you're always between this situations. So one thing was at Christmas. So I wanted to take him with me but I couldn't. So normally it was not a problem to take my friends to Christmas but this was not possible. So I need to decide what I have to do now. This was one of the hardest parts!«

Miguel: »Yeah!«

Markus: »Because I had a big drama the next day because I told him, okay, I have to go to my mom's house and [...] I cannot take you with me and I did this but in the other part you were, he was sad and now I have to decide.«

Die Situation an Weihnachten schildert Markus als ›schwierigsten‹ Aspekt, was Miguel sogleich bekräftigt. Obwohl die Situation nur angedeutet wird, kristallisiert sich her-

aus, dass es Miguel schwerfällt, Markus' Entscheidung, zu seiner Mutter zu fahren und ihn alleine zu lassen, zu akzeptieren. Auch hier klingen das Alleingelassen-Werden und Miguels Abhängigkeit in der Situation an. Dazu passt seine Stilisierung von Markus zu seinem Erlöser: »Yes! He was my angel arriving!«. Sie lernen sich in einem Club kennen und es ist damals auch eine Situation, in der Miguel sich selbst überlassen ist.

»I didn't know the way back home and nothing, yeah, and he looked at me and he start smiling and he was asking me, hey where do you come from and I don't know, it was a little happiness after emptiness and we were just talking and then, I don't know, we've been together since then and yes never stopped talking.«

Markus tritt in Miguels Leben, als dieser bereits jegliche Kontrolle abgegeben hat, keinen Pass mehr besitzt und sich prostituieren muss. Eine mögliche Schieflage, die vielleicht die Beziehung von Anfang an gezeichnet hat.

»[I]n my situation they were thinking that I was illegal already! But I was not! [...] Also they gave me a phone where they were watching like where I was located, who was calling me, who I was calling, the applications that I had in the phone, everything! They were checking on everything and ahm ... ah, I was watching the pictures on the phone and this phone previous guys had it, and I was always watching this pictures they made of their passports or something. I saw a lot of passports, that should be expired here and ahm, oh, this is the ... I don't know how to say, the trick of them maybe like they take the guys that they know if they are illegal, they can say, ah, if you try to go, I will call the police or something.«

Der Mann, der Miguel aus Warschau rekrutiert hat, scheint aus einem Netzwerk heraus zu agieren. Der unsichere Aufenthaltsstatus junger Männer wird dazu missbraucht, sie zu kontrollieren und sie zu zwingen, sich zu prostituieren.

»So I was like not able to think any more about a ticket because I was thinking like every day the Euros I have, I will need it for eat and then the next day I need to work and if I don't work, I can't do anything. And it's crazy because they also put you a price. And you don't control nothing, you have to go somewhere and you don't know the person and you don't know even if the person is paying the amount that they tell you and it's like they say, you have to have 80 euros and you have to give me half, so it's 40. [lacht nervös] So at the end, every day, this is even true, so at the end every money that I had, I had to use it to eat, I had to use it to do so many stuff, even to move. Because I only could move in taxi because they didn't want me to move far away.«

Die Brutalität seiner Situation lässt mich sprachlos zurück. Ich finde keine Worte, angemessen zu reagieren, und ich bin nun diejenige, die versucht, zu einem anderen Thema wegzulenken, den Fokus auf einen positiven Ausblick zu legen:

Ich: »Oh, it's terrible ...«

Miguel lacht laut und nervös.

Ich: »Very difficult situation ... [Pause] Are you looking forward going back to Peru now?«

Hier wird ein Bruch in unserer Kommunikation markiert. Miguel erfragt am Anfang immer wieder, ob er wirklich über alles offen sprechen könne, was wie eine Trigger-Warnung anmutet, wie um mich vorzubereiten auf etwas Unerwartetes. Gleichzeitig rafft er ganze Zeitabschnitte durch Betonung des Verstreichens der Zeit hinweg und

in dem Moment, wo er den Raum eröffnet und seine Erlebnisse schildert, schrecke ich zurück. Jetzt ist es meine Unbedarftheit, die so offenkundig wird. Da ist eine Kluft, an die ich mich nicht heranwage, deren Abgrund ich fürchte. Seine freundliche Sanftheit, sein kindliches Kichern, seine allzu freimütigen Schilderungen.

»[W]e have the thinking in Europe the people is like more open minded, the people is more focused on their own life and in Peru it's like you're always focused into other life yeah and we're all controlling [...]. And ... I had a relationship, well not a relationship, it was like a triangle yeah and in this triangle, I, they were married and I was the one who was been like additional and ... I don't know it was the feeling in my life, I was studying, I had a job and was working for them and I was the one who was always getting up earlier because I had to make numbers, I have to do something good, you know, because like we're together and you want to give the best and I was coming home late and I was really tired, I didn't eat the whole day and at the end it's feeling like it's not being appreciated. So I don't know, I just wanted my life to change [...].«

Miguel erzählt von einer früheren Erfahrung in Peru. Er ist gefangen gewesen in einer Dreiecksbeziehung, fühlte sich nicht gesehen, nicht wertgeschätzt. Er geht nach Polen zu einem Mann, der ebenfalls noch eine Beziehung zu seinem Ex unterhält. Er nimmt einen Job in Warschau an, er tanzt für andere, er nimmt einen Job in Berlin an, wird genötigt, seinen Körper zu verkaufen. Er war auf der Suche nach Freiheit, er wollte sich aus kontrollierenden Strukturen lösen und hat sich in immer stärker kontrollierenden Prozessen verstrickt.

»I don't know it's not the same, you feel like you're not a person or you're not free anymore. Feels like you are nobody, yeah, like nobody cares about you. [lacht]«

Das Lachen markiert eine Leerstelle. Es markiert das, was nur angedeutet wird.

Ich: »Mmh, just one last question, sorry, I ...«

Miguel: »No, no please! For me it's no problem because these are things I have really inside and the only person that knows is him and I will like to speak about it! I like to just let it out!«

Fast bittet er darum, möchte, dass ich weiterfrage, aber ich weiche aus, lenke unser Gespräch zu unverfänglichen Aspekten. Als würde seine betonte Körperlichkeit eine Grenze markieren, die ich nicht überschreiten kann. Zwischen seinen Sätzen erahne ich ein Muster, eine Struktur der Selbstentwertung, die in seinen Schilderungen Gestalt annimmt. Dazwischen scheint eine Labilität auf, die ich nicht zu fassen vermag, für die ich keine Verantwortung übernehmen kann. Meine Fragestellung, das Infragestellen seiner Passivität, die zugeschriebene Unbedarftheit und insbesondere mein eigenes Ausweichen tragen dazu bei, dass Miguel weiterhin mit seinen Erlebnissen unsichtbar bleibt, dass der Grund, auf den ich stoße, sich nur im seichten Gewässer spiegelt.

Ist es vielleicht manchmal nicht auch notwendig, auf das Gefühl zu hören, nicht weiter zu fragen? Denn sicherlich wäre ich nicht die Richtige gewesen, das zugrunde Liegende aufzufangen. Vielleicht wäre ich auch selbst an meine Grenzen gestoßen, da ich befürchtete, Dinge zu hören, die für mich unerträglich sein könnten. Dinge, die ich weder mir noch ihm in ihrer Wiederholung ›zumuten‹ wollte. Damit schreibe ich ihm jedoch eine psychische Instabilität zu, die ungerechtfertigt sein mag. Die Aufteilung in ›Oberfläche‹ und ›Grund‹ ist eine von mir konstruierte, um diese Widersprüchlich-

keiten zu begreifen – ohne sie damit ganz zu fassen zu bekommen. Vielleicht bildet diese Konstruktion aber auch das Ineinandergreifen zweier Ebenen ab, die Miguel womöglich in ihrer Gleichzeitigkeit erfährt. So ist es eine Konsequenz, das Gespräch als solches transparent zu machen mit all meinen zuschreibenden Eindrücken und mit all den Leerstellen. Er habe so darauf gewartet, sich zu öffnen, sagt er am Ende unseres Gesprächs. Vielleicht hätte ich besser hinhören sollen.

Ein paar Wochen nach seiner Ausreise erhalte ich eine Nachricht von Miguel: Markus habe sich gleich nach seiner Ankunft in Peru von ihm getrennt. Er habe wohl vor seiner Ausreise bereits ein Verhältnis mit einem anderen Mann begonnen.

Jener Mann

Und eines Tages kommt ein Mann in unsere Beratung, ein Mann, den ich kenne. Sagen wir, er kommt von einer Behörde. Sagen wir, wir hatten hin und wieder mit ihm zu tun. Er war nie freundlich, nie zugewandt, immer abweisend, mit einem Hauch von Verachtung für unsere Tätigkeit, mit einem Funken Missgunst für die Menschen, für die wir eintreten. Immer saß er am längeren Hebel, immer musste ich geduldig, freundlich, verständnisvoll sein, hoffend auf ein mildes Urteil. Jener Mann, den ich nur mit hochgeknöpftem Hemd und fein gebügelter Hose kenne in einem sterilen Büro ohne Bilder, mit grober Stimme am Telefon, mit grußlosen Worten in jeder E-Mail. Jener Mann sitzt plötzlich in unserem Beratungszimmer, umgeben von den Zimmerpflanzen, tief in das blaue Sofa gesunken, bemüht, trotz der Nachgiebigkeit der Polster Haltung zu bewahren. Er sieht sehr fehl am Platz aus. Er blinzelt. Lächelt knapp.

Er kenne da einen Klienten von uns ...

Und es will sich zunächst nicht fügen, ich verstehe nicht, kann nicht verstehen. Jener Klient, sagen wir, ein Mann, sagen wir, ein sehr junger Mann, vielleicht Mitte 20, jener Klient hat nichts mit diesem Mann von der Behörde zu tun, muss mit diesem Mann nichts zu tun haben, denn wir haben uns nie in Verbindung gesetzt, nie in Verbindung setzen müssen, denn der Mann wäre gar nicht zuständig.

Er legt seine Hände in den Schoß. Auf der Suche nach Schutz. Da ist keine Tastatur zum Festhalten, kein Bürotisch zum Abstützen.

Ich sehe ihn an, verständnislos. Ist er nervös? Ist er peinlich berührt? Er blinzelt. Lächelt knapp. Und dann, in dem Moment, als ich erkenne, dass dieses Mal wir am längeren Hebel sitzen, dass er hier sitzt, in der Absicht, Hilfe zu suchen, hoffend auf unsere Gunst, in dem Moment verschiebt sich das Bild und ich sehe einen anderen Mann in ihm, den ich bisher nicht gesehen habe. Es ist nicht mehr der grobschlächtige Mann, der, sagen wir, von einer Behörde kommt. Ich sehe einen Mann, der mit sich hadert, der verzweifelt ist. Ich sehe einen Mann, der liebt, der einen jungen Mann liebt, vielleicht Mitte 20, einen jungen Mann, der unser Klient ist. Einen jungen Mann ohne Aufenthaltsstatus.

Er bemüht sich, Haltung zu bewahren.

7. Kai: Reden

»[D]as war ein Wirrwarr von Gefühlen, weißt du, ich hab politische Philosophie unterrichtet! Staatslehre! [lacht] Und dann begann ja eben dann ein ziemlich illegaler Status. Und ich, ich hab keinerlei Möglichkeit, das irgendwie in Einklang zu bringen.«

Wir treffen uns in einem studentischen Café. Mir kommt der Gedanke, dass wir uns in dem uns beiden vertrauten Raum des Uni-Kontextes treffen. So förmlich ist er gekleidet und ich so leger – nur Jeans und T-Shirt. Kurz erscheint es mir, als sei ich die Studentin, die sich mit ihrem Professor trifft. Doch dann spüre ich seine Nervosität. Er betont, dass er nicht sicher ist, ob er im Interview fähig ist, sich so gut auszudrücken, wie er es eigentlich möchte. Plötzlich kehrt sich unser Verhältnis um, so als sei ich nun diejenige, die ihm eine Prüfungsleistung abnehmen muss. (Auszug aus dem Stimmungsprotokoll)

Kai promoviert seit zehn Jahren am Lehrstuhl für Philosophie. Zwischenzeitlich ist sein Visum, welches er zum Zweck der Doktorarbeit erhalten hat, abgelaufen. Das Gespräch mit Kai ist sowohl von Diskrepanzen auf inhaltlicher Ebene als auch von Spannungen im Dialog zwischen uns durchzogen.

7.1. Der Schein

Kai ist in Vietnam geboren, war jedoch nicht nur in Saigon auf der Schule: *»[J]a, ich war in Kanada zur Schule und in Amerika, Los Angeles«*. Nachdem er die Schule abgeschlossen hat, geht er nach Frankreich, um Musik und Mathematik zu studieren. Im Anschluss zieht es ihn zu einem weiteren Studium nach Deutschland.

»Warum das, das kann ich dir nur sagen, ist schon seit der Schulzeit hab ich die deutsche Philosophie gemocht [...] und im Musikstudium dann natürlich begegnet man den deutschen Komponisten überall. [...] Also die deutsche Kultur war für mich ein Leitmotiv im ganzen Anliegen zu Beginn. Dann bin ich gekommen.«

Er besucht zunächst das Priesterseminar und studiert Theologie.

»Und äh, ich wollte dann Philosophie studieren nach Theologie [...] und hab hier nochmal das Philosophie angefangen, das Studium. Das vierte Studium also.«

Nach seinem Magisterabschluss in Philosophie strebt er die Promotion an und hätte zudem vielseitige Möglichkeiten gehabt.

Kai: »Also das war so, dass ich ähm, ... also nach dem Magisterstudium hatte ich die Gelegenheit, ein Stipendium zu bekommen, ja, nach Boston zu gehen.«

Ich: »Oh, wow.«

Kai: »Und, ja, um zu promovieren. Also ich hab verschiedene Möglichkeiten. Ich hab mich dafür entschieden, in den Jesuitenorden einzutreten.«

Dann gerät er jedoch in eine Krise.

»Und da begann eine schwierige Zeit in meinem Leben. War wirklich ein Schnittpunkt, also ab dem Zeitpunkt hab ich ähm also kaum noch Unterstützung also äh bekommen, von meinen Eltern. Also bis dahin haben meine Eltern alles finanziert.«

Kais Erzählungen klingen dennoch vergleichsweise privilegiert, sie klingen nach vier Studienabschlüssen, nach einem erfolgreichen Musiker, nach einem versierten Philosophie-Doktoranden.

»Ähm, Philosophie-Vorträge in bestimmten Kreisen gegeben und da haben sie auch Spenden gegeben. Und davon hab ich ja eigentlich gelebt über Jahre. Also Klavier und Philosophie. Und das mit dem Mathe, ähm, äh, als als Vertretungslehrer, das wurde weniger. [...] Und bis 2017, dann war ich erschöpft. Das war wirklich der Tiefpunkt ungefähr. [Pause] Ja. Ähm. Und ab dem Zeitpunkt, da ist das Visum abgelaufen.«

Er sucht nach einer Legitimation für sein Handeln über den Verweis, dass er trotz vielfacher Angebote im Ausland nur in Deutschland bleiben wollte.

»Ich hab mich eigentlich nicht mehr darum gekümmert. Also ... mh. 2017 glaub ich, da war wieder eine Möglichkeit von einem Professor aus Chicago, dass ich dann bei ihm promovieren würde. Aber ich hab mich freiwillig entschieden, hier zu bleiben. [...] Und ähm, also insofern ist es jetzt nur die Folge dessen, was ich selbst für mich beschlossen habe.«

Aber das Bild, welches er von sich zeichnet, gerät immer wieder ins Wanken. Nach und nach bröckeln dessen Fassade und dessen Schein. Er spricht von Diskrepanzen in seinem Studienverlauf.

Kai: *»Man braucht letztlich doch ein, ein Stück Papier. Und das Stück Papier hab ich immer noch nicht, [...] man braucht ja erst mal im System ein paar Zertifikate. Und das ist, was ich mit Diskrepanz gemeint habe.«*

Ich: *»Ja ... mh, aber dennoch hast du ja mehrere Studienabschlüsse, oder?«*

Kai: *»Nee, nee, keine Abschlüsse. Ich hab sie nicht abgeschlossen.«*

Dass er nur eines seiner vier Studien abgeschlossen hat, war nicht Teil seiner vorherigen Erzählungen.

Ich: *»Und du hast ja Berufserfahrung? An der Universität? [...]«*

Kai: *»Oh, wenn du willst, dass ich ein, ein CV aufstellen würde, dann sieht es nicht gut aus. Sieht es lückenhaft aus. Es ist nicht so perfekt, wie man gewöhnlich tun würde. Nicht? Also das, äh, ich suche auch wirklich nach einer Institution oder nach jemanden, der vielleicht nicht auf die Papiere schaut, sondern ähm mit mir ein Gespräch führen würde, um zu erfahren, wie man alles noch machen kann ... ähm ... ja, das wäre mein Traum.«*

Ich: *»Aber [...] warum meinst du, dass es so lückenhaft aussieht?«*

Kai: *»Ja, weil jahrelang kann ich ja nichts vorweisen, was ich da getan habe. Wo ich in Schweden war, wo ich in Frankreich und überhaupt [...]. Also verstehst du, das wäre nicht so, ich kann angeben, das hab ich alles gemacht und ich hab nicht die ganze Zeit verpennt. Ähm ... und die Bücher ... was wir ja wissen, ... von der Philosophiegeschichte, [...] aber das kann ich nicht vorweisen institutionell. Das ist die Schwierigkeit bei mir.«*

Das, was Kai vorweisen könnte, scheint ihm seiner Ansicht nach nicht gerecht zu werden. Seine philosophischen Einsichten, die private Lektüre von philosophischen Diskursen können nicht belegt werden. Auch den institutionellen Anschluss scheint er verloren zu haben.

Ich: »[...] Aber mit deinem Doktorvater? Wie ist da das Verhältnis?«

Kai: »Sehr komplex. Sehr kompliziert. Sehr kompliziert. Also menschlich ... menschlich gut. [...] Aber ... [lacht] aber das Problem ist wahrscheinlich nicht ansprechbar, weil es so komplex ist. [Pause] Weil ich möchte nicht den falschen Eindruck erwecken, dass ich hinter dem Rücken meines Doktorvaters was Schlechtes über ihn erzähle ... [...]. Das ist die Schwierigkeit. Und zum einen hab ich ihm furchtbar viel zu verdanken und zum anderen gibt es auch Reibungspunkte. Und es ist nicht nur fachlich, philosophisch. Es geht nicht nur um ein Argument oder so, weißt du, es geht um eine Gesamteinsicht, es geht um eine, eine, eine Einstellung, eine innere Haltung. Und ich meine, da, wo, was ich da gesehen habe, wäre es vielleicht zu verbessern und so.«

Kai betont immer wieder seine philosophischen Einsichten als eine Art ›Gesamteinsicht‹, ohne genauer darauf einzugehen, worin diese besteht. Er macht sich dadurch unantastbar, er schwebt über den Dingen. Dass er seine anderen Studien nicht abgeschlossen hat, dass er seine Doktorarbeit nicht fertigstellen konnte, habe nichts mit fachlichen Schwierigkeiten zu tun, sondern mit der Ansicht, eigentlich darüber hinaus zu sein:

»Ich muss ja jetzt noch diese Promotion machen, aber also, wenn du erlaubst, ich glaube, ich wäre schon längst darüber hinaus. Ich war nur nicht in der Lage, sie zu beenden. Ich hatte kein Geld, ich war psychisch nicht stabil, also depressiv und so. Ähm, aber, ich hab ja Doktorarbeiten betreut und ähm, Diskussionen geführt, so, mit den Professoren und ähm, aber wie, wie kannst du das unter Beweis stellen, verstehst du?«

Es sind diese Ungereimtheiten und Diskrepanzen, die unser Gespräch durchziehen und sich auch in seinem erzählten Erleben über den Verlust des Aufenthaltsstatus widerspiegeln.

7.2. Die Diskrepanzen

»Also zu Beginn war natürlich alles sehr legal und ordentlich. Ich bin mit Visum gekommen. Mit 20 glaub ich, da war ich, ähm, also vor 17 Jahren, nein 19 Jahren ...«

Es scheint ihm wichtig zu betonen, dass anfangs alles ›legal‹ und ›ordentlich‹ gewesen sei. Dann folgt seine Erzählung über all seine Studien, sein intellektuelles Können, seine Möglichkeiten. Der Verlust seines Aufenthaltsstatus durch das abgelaufene Visum wird in seine Bildungschronologie hineingewoben. Er deutet Diskrepanzen an, die er benennt und im nächsten Atemzug schon wieder zu glätten versucht. Es ist schwer, ihm zu folgen. Doch es kristallisieren sich wiederkehrende Themenfelder heraus, die er argumentativ immer wieder streift. Da sind der Aspekt des Religiösen, welcher ihn bis heute prägt, seine Reflexionen über das Recht und damit verwoben die innere Zugehörigkeit zu einem Staat. Diese Zugehörigkeit wiederum basiert auf seinen persönlichen Wertvorstellungen.

»Ich wollte noch mehr wissen und das theologische Wissen hat nicht gereicht, sozusagen, also das Religiöse war dann auch ein sehr starkes Motiv für mich. Ich wollte ursprünglich auch Priester werden.«

Gleichzeitig ist sein Verhältnis zu religiösen Institutionen von Spannungen begleitet. Er erzählt, dass er nach seinem Eintritt in den Jesuitenorden für ein soziales Jahr in ein Senior:innenheim nach Graz geschickt wurde.

»Und das war für mich eine große Umstellung. So von meinem Studentenleben in ein Leben, ja, mit harter Arbeit. Das war für meine Person nicht so wirklich ähm ... erträglich. Und das war eine Art Zusammenprall der Ideale. In mir.«

Erst als ich ihn später auf den Zusammenprall der Ideale anspreche, führt er aus:

»Oh, ja, ja, das ist sehr wichtig, den Punkt zu machen, weil äh ... zum einen war das ja so, dass ich diese Arbeit nicht machen konnte. Also bloß aus der katholischen Konstitution. Also gegen Ende ging es viel besser, aber am Anfang, ganz schlimm, ich wurde krank! Ich wurde ... [schnauft demonstrativ, als bekomme er schwer Luft] Also man ist einfach nicht dran gewöhnt. Ähm, aber das wäre vielleicht nicht, das wäre sekundär gewesen. Der springende Punkt, der wichtigere Punkt war, dass ich äh erkannt habe, oder noch nicht mal ganz vollständig erkannt, aber ansatzweise eingesehen, dass äh ... die Ideale im Jesuitenorden, für die ich ja leben wollte, nicht mehr so stimmten ... Es ist sehr schwierig, das vielleicht nachzuschildern.«

Die Spannungen in sich verortet er diesbezüglich auf zwei Ebenen. Da war zum einen die körperliche Anstrengung, die er nicht gewohnt war. Zum anderen beschreibt er, dass die Ideale nicht mehr mit seinen eigenen übereingestimmt hätten. Vielleicht war es schwierig für ihn, die Sinnhaftigkeit seiner Tätigkeit im Senior:innenheim zu erkennen. Da hat sich etwas in ihm gesperrt oder verweigert. *»Bloß aus der katholischen Konstitution«* hätte er die Arbeit machen können. Das klingt nach einer höheren Vorgabe, die ihm persönlich eigentlich widerstrebte. Seine eigentlichen Tätigkeiten, sein Kontakt mit Menschen, seine Begegnungen und Erfahrungen beschreibt er nicht.

»So, so, was man einen Katholizismus ... und das ist aber nicht mehr der Katholizismus, der in Deutschland ist. Es gibt noch in kleinen Gruppen, äußerst konservativ, aber dann auch wiederum wieder ein bisschen weltfremd, ne, beinahe verfassungswidrig, die Ansichten, die sie immer noch haben und pflegen. Und es ist so, niemand hat mir die Aufklärung gegeben, also, ich bin dort gewachsen, aber dann auch in einem moderneren Milieu im Studium, ähm, und ich wusste nicht, wie ich das alles so in Einklang bringen konnte. Und das war die Diskrepanz. Ja, das war die Widersprüchlichkeit, die ich innerlich in mir, äh, hatte.«

Kai ist katholisch sozialisiert: *»[B]in ja in diesem katholischen Milieu aufgewachsen und hab dann, also, bis sehr spät, so, sehr starke Prägungen von einem Milieu in mir getragen«*. Es ist diese Prägung jedoch, die ihn unter Spannung setzt. Gerade in der Konfrontation mit der Studierendenwelt, einem ›moderneren Milieu‹, konnte er beides nicht mehr miteinander in Einklang bringen: *»[U]nd, es ist so, niemand hat mir die Aufklärung gegeben ...«*

»Ähm, der Prozess sozusagen, der Aufhören-Prozess bei mir hat ja stattgefunden. Aber mühsam und schmerzvoll. Sehr schwierig, also, ich weiß es nicht, wie ich das so wirklich angemessen zusammenfassen könnte. Aber die Fakten sind, dass ich dort war und dann wieder ausgetreten

bin. Weil ich die Werte da nicht mittragen konnte. Und es war auch kein friedvoller Abbruch, sondern eher in ähm, im Streit wäre vielleicht zu viel gesagt, und es war für sie vielleicht bedeutungslos, aber für mich war das natürlich nicht einfach. Da stand ich ja plötzlich auf der Straße, ne.«

Die Spannungen führten letztlich zum Austritt und damit einhergehend konnte er sein Theologiestudium nicht mehr beenden. Seine Schilderungen über einen Streit, der doch kein Streit war, über die Bedeutungslosigkeit auf der einen Seite und seinen Schmerz auf der anderen Seite untermauern seine innere Zerrissenheit. Das bedeutete jedoch nicht, dass er dem Katholizismus insgesamt abschwor.

»Da bin ich [...] umgezogen. In ein Kloster [...]. Ähm, also sie haben mich mehr oder weniger aufgehoben. Aber nur, sozusagen äh, weil ich so dargestellt habe. Sie haben nicht von den anderen Aspekten gekannt. Sie haben mich nur so gesehen und es, dass ich in einer spirituellen Schwierigkeit auch war, und dann haben sie geholfen.«

Auch hier deutet sich an, dass Religion für Kai etwas Losgelöstes vom Alltag bedeutet. Er wird nicht wegen seines abgelaufenen Visums, seiner Wohnungslosigkeit, seiner finanziellen Sorgen in das Kloster aufgenommen, sondern weil er in spirituellen Schwierigkeiten steckt. Eine starke Diskrepanz scheint auch in seinen Reflexionen über das (Staats-)Recht und über das persönlich empfundene Recht auf Zugehörigkeit auf. Er äußert sein Gefühl über eine Selbstverständlichkeit, in Deutschland sein zu dürfen oder gar zu müssen:

»Also für mich ist eine sehr natürliche Sache, dass ich hier bin. [lacht] Das ist so ein inneres Gefühl. Ich weiß, daraus kann man kein Recht machen. Das will ich auch nicht, ähm, also wenn man wirklich äh ... [...] hart auf hart die Argumente, die Argumentation dann klären sollte, dann wäre ich vielleicht eher mehr oder weniger konservativ eingestellt sogar. [...] Also zwei, dreimal, dreimal insgesamt hab ich die ... ein Stipendium in Amerika abgelehnt, um hier zu bleiben. Und ich bin, ich hab Frankreich verlassen und das wäre, ich spreche Französisch auch als Muttersprache. Es wäre möglich gewesen. Und ähm ... Das ist ja eine natürlich Liebe zu der deutschen Sprache, zu der deutschen Kultur und das, verstehst du, wie wie, das ist weder irgendwie ein Rechtfertigungsmoment oder irgendwelche Liebeserklärung. Das ist ja eine Natürlichkeit, die ich habe. Das ist, ich bin. Ja. Aber dann gibt es ja diesen Status und der steht irgendwie dieser Natürlichkeit im Weg.«

Es ist aus seiner Perspektive eine ›Natürlichkeit‹, dass er in Deutschland lebt, denn er hat sich die Sprache, die ›deutsche Kultur‹ nicht mühsam angeeignet, sondern diese bereits als eine Art von vornherein angelegter innerer Hingabe mitgebracht. Es wirkt, als verheddere er sich in seiner eigenen Argumentation. So sei ihm bewusst, daraus keinen Aufenthaltstitel generieren zu können, er sei sogar konservativ eingestellt diesbezüglich: *»Also ich wäre, also in dem Sinne, meinte ich ja, ich wäre schon für das Recht. Ich wäre nicht für Beliebigkeit [lacht]«*. Und gleichzeitig erscheint ihm seine Legitimation, in Deutschland zu sein, so selbstverständlich, dass der mangelnde Aufenthaltsstatus dieses Gefühl und die politische Einstellung komplett irritiert. Dieses ›Naturrecht‹ leitet er aus seinem inneren Bestreben ab: *»Und ich, ich, also die deutsche Kultur bedeutet für mich sehr viel und ich möchte dann auch für sie arbeiten«*. So möchte er gerne einer Arbeit nachgehen, die

er als ›sinnhaft‹ empfindet. Gleichzeitig fehlen ihm dafür ohne Aufenthaltsstatus »die ganze Konstruktion der Korrektheit der Existenz« und die bereits aufgezeigten institutionellen Bescheinigungen. Eine Diskrepanz, die sich durch seine Gedanken, seine Studien und Dokumente zieht.

»Und dann ... dann eben, im Inneren, dann hab ich das alles ertragen, dann einfach. Weil es ist ja schon ein Leid, also ... In den Bekanntenkreisen, da sind es ja auch eh, eher eine vornehme Gesellschaft. Ich konnte so dieses Problem dort nicht einfach offen, so offen sprechen. Vielleicht hätte ich können oder sollen, aber ich hab mich nicht getraut.«

Vielleicht sind die Diskrepanzen für ihn auch deshalb schwer erträglich, da er sich in von ihm definierten ›vornehmen Kreisen‹ bewegt. Dahinter steckt womöglich auch die Annahme, dass der Verlust des Aufenthaltsstatus eher in einem anderen Milieu zu verzeichnen ist. So betont er auch: »[D]amals eine solche Tatsache würde nicht meinem Selbstbild entsprechen ... und des äh ... ist wiederum eine Diskrepanz. Aber nur innerlich. Und ich wollte das eben nicht ähm zugeben«. Er verschiebt die Widersprüche, in die er verstrickt ist, immer wieder ins Innere. Nach außen bewegt er sich gesellschaftskonform einer Bildungselite angemessen: Er tritt als Pianist auf, gibt Seminare, hält Vorträge. Dieses äußere Bild muss er mit aller Kraft verteidigen. Nur in ihm drin passt das alles nicht zusammen, gerät in Widerstreit.

»Ja, ja. Für mich ist es sogar unformulierbar. Weil die Natürlichkeit ist schon so groß. [...] Und dann, wenn du ... mich jetzt so auch äh, in der Uni treffen würdest, würdest du nicht vermuten, dass ich eigentlich ein Problem mit dem Visum hätte. Verstehst du? Und äh, ja, das ist vielleicht eine Situation.«

Er überträgt seine Wahrnehmung auf unser Gespräch. Auch darin verdeutlicht sich seine Annahme, dass jemand ohne Aufenthaltsstatus sich eigentlich in anderen Kreisen bewegt, dass man es anderen vielleicht eher ansehen oder von diesen gar erwarten würde. Diese Diskrepanz, dass er von einem Problem betroffen ist, das ihm absolut unnatürlich vorkommt und seinem inneren Bild widerspricht, ist beinahe ›unformulierbar‹.

»Ich konnte ... äh, also praktisch war ich irgendwie lahmgelegt, ich hatte keinen, keine Willensstärke mehr irgendwie, um irgendetwas zu unternehmen. Also die Miete wollte ich dann nicht mehr zahlen. Nicht, weil ich kein Geld hatte zu der Zeit, nein, ich hatte keine Lust mehr. Irgendwie, oder ein Freund ruft an und fragt, kommst du mit irgendwie, aus oder ... diese Lustlosigkeit. Ich hab auch nicht verstanden, warum. Weil das ist einfach so eine Schicksalslage. Ganz einfach, also ohne zu dramatisieren. Das ist eine psychologische Entwicklung einfach. Wenn man innere Spannungen hat, die aber nicht aufklären kann, dann wird man innerlich blockiert. Und hat die Lebenskraft nicht mehr so parat. Und das war so die lange Episode, sehr lang [lacht], ziemlich qualvolle Episode.«

Hier bündeln sich die Argumentationsstränge: Die Diskrepanzen, die er im Jesuitenorden erfahren hat, und der Loslösungsprozess, der im Senior:innenheim begann, führten zu einer inneren Blockade. Diese verstärkt sich, als sein Visum abläuft: »Und so bin ich in eine, so, Depression? hineingeraten«. Er beschreibt die Depression als eine ›natürliche‹ Folge seiner Erlebnisse: »Ganz einfach, also ohne zu dramatisieren. Das ist eine psychologische

Entwicklung einfach.« So fügt sich in dieser Logik betrachtet alles ganz selbstverständlich.

»Ähm, die Zugehörigkeit und zwar die berechnete Zugehörigkeit zu einem Staatskorpus. Wenn man diesen Punkt nicht hat, also, weil das keine Empfindung, keine Empfindbarkeit, keine Sensibilität da ist ... dann lebt man illegal, ohne sich schlecht dabei zu fühlen. Es war nicht mein Fall. Ich hab mich sehr schlecht gefühlt.«

Immer wieder sucht er jedoch auch nach Worten, möchte sich verständlich machen. In seiner Argumentation spiegelt sich ein wiederkehrendes Bedürfnis, sich abzugrenzen und mit seinen Idealen und Werten ernst genommen zu werden.

»Ich suche. Weil ich bin nicht wie jemand, der hierherkommt, um ein Restaurant aufzumachen und dann nur für seine eigene Existenz zu arbeiten. Also das ist eine ganze Kategorie von Immigranten in Deutschland. Und ich gehöre nicht [betont] dazu. Ich lebe hier, ich bin hierhergekommen aus der Liebe zur deutschen Philosophie und ich werde auch nur für diese Liebe hier bleiben. Ja ... Und wie du siehst, ja, vielleicht könnte man erkennen, dass eine Arbeit so etwas Wert haben könnte.«

Er nimmt eine Hierarchisierung vor. Es gibt die Immigrant:innen, die nur für ihre eigene Existenz arbeiten, und er möchte sich eindeutig außerhalb dieser vermeintlichen Gruppe verorten. Es klingt an, dass jemand wie er durch seine Liebe zur deutschen Philosophie mehr Recht habe, hier zu sein, als Menschen, die sich nicht in diesen Diskursen bewegen können oder möchten. Es ist ein elitäres Ideal, dem er nachhängt. Es ist jedoch auch eine emotionalisierte Deutungsfolie, die er anbringen möchte. Im Gegensatz zu anderen, die »nur an sich« denken, nur an ihre eigene Existenz, denkt er an den Staat, möchte ihm dienen. Gleichzeitig hat er den Anschluss an seiner philosophischen Fakultät verloren, hat Schwierigkeiten mit dem Doktorvater, ist auch sonst beruflich nirgendwo so richtig angekommen. Auch hier deutet sich eine Kluft an zwischen dem, was er sagt, seinen Werten und seiner eigenen Position in der Gesellschaft, die nicht mit seinem Ideal in Einklang zu bringen sind.

»Also wie gesagt, während der Zeit, da, wo ich äh, ohne Papiere war, hatte ich ja einen Verdrängungsmechanismus entwickelt. [...] Während der Zeit [...] hab ich mit dem Freund ähm einfach Philosophie gemacht. Oder andere Gespräche geführt. Und Klavier gespielt. Im Chor gesungen. Konzerte mitgespielt, oder sinnvolle Aktivitäten und wenn du das machst, dann das verleiht dir dann auch so das Gefühl, oh, alles ist doch selbstverständlich, so. [lacht] Aber das war dann einfach ein Verdrängungsmechanismus.«

Vielleicht ist die Konstruktion seiner Werte aber auch deshalb so wichtig, weil sie das einzige sind, was ihn wirklich hält. Er sei ausschließlich »sinnvollen« Aktivitäten nachgegangen, die aus seiner Perspektive einen hohen gesellschaftlichen Wert haben. Das verleiht ihm ein Gefühl von Selbstverständlichkeit und das schützt ihn auch davor, sich mit den drängenden Fragen seiner Alltagsbewältigung zu befassen.

»Und ich, ich, also die deutsche Kultur bedeutet für mich sehr viel und ich möchte dann auch für sie arbeiten. Und das ist ja kein Ideal, so, das ist ja ein sehr konkreter Humanismus, das sind Werte, die errungen worden sind, für die ich ja in meiner philosophischen Einsicht sehr liebe.«

Es geht ihm um Werte, die er als konkreten Humanismus betitelt. Paradoxerweise klingen seine Schilderungen der sozialen Tätigkeiten im Senior:innenheim jedoch so, als wäre das nicht die Form von Humanismus, die er sich vorstellt. Es geht ihm vielmehr um den geistigen Humanismus, beispielsweise das Studium der Philosophie, so sagt er an anderer Stelle: »[D]u kannst ja wissen für dich selbst, dass du nach drei Jahren Meditation und Studium, konzentrierten Studium einen anderen Wissensstand und auch eine breitere, tiefere Humanität erworben hast«. Da ihm die institutionellen Abschlüsse fehlen, braucht er den Dialog, um seinen für sich definierten Humanismus nach außen zu tragen: »Also das, äh, ich suche auch wirklich nach einer Institution oder nach jemanden, der vielleicht nicht auf die Papiere schaut, sondern ähm mit mir ein Gespräch führen würde«. Kai bewegt sich auf einer Metaebene. Seine Werte, sein angestrebter Humanismus setzen an intellektuellen Diskursen an. Er möchte über die Gesellschaft, ihre Strukturen, ihre Politik philosophieren und seine Reflexionen darüber nach außen tragen. Er selbst wirkt dadurch wie abge sondert von eben dieser Gesellschaft, in der er keinen Anschluss findet, in der sein Visum über viele Jahre abgelaufen war, in der er sich auch institutionell nicht halten kann. Hier äußert sich ein ähnliches Bedürfnis wie bei Juan – nämlich nach seinem Handeln beurteilt zu werden und nicht nach dem, was sich im Rahmen eines offiziellen Lebenslaufs darlegen lässt.

7.3. Die Spannungen

Kai: »Es ist sehr schwierig, das vielleicht nachzuschildern, weil dann ... dann ... wie du siehst ja, also, bist du, bist du ... wenn ich fragen darf, also ...«

Ich: »Ja, ja klar.«

Kai: »Also katholisch oder ...«

Ich: »Ähm, ich bin selber nicht getauft tatsächlich.«

Kai: »Also die Lage der Kirche oder Gesellschaft in Deutschland oder auch sonst, also, wenn du dich damit befasst, dann siehst du dann auch so ... also, wenn man in einem solchen Milieu dann aufwächst, dann lebt man auch in Spannungen.«

Das Gespräch zwischen uns ist von Spannungen geprägt. Sobald Kai in einen Erzählfluss kommt, bleibt er unvermittelt stehen, erwartungsvoll, wie ich darauf reagiere. Dann stellt er Gegenfragen, durchbricht die sonst übliche Frage-Antwort-Struktur und die damit einhergehende Rolleneinteilungen eines Interviews.

Es existiert ein geteiltes Wissen über Forschung, das Verfassen einer Doktorarbeit. Und da erkenne ich auch ein Bemühen seinerseits, die mir dargelegte Verletzlichkeit nicht Überhand gewinnen zu lassen, sondern im Gegenteil, mich spüren zu lassen, dass er weiter ist, weiter als ein Doktorand ohne Dokortitel. Und gleichzeitig ein Bitten um Hilfe – unsere Beziehung pendelt in einem Machtungleichgewicht, was immer wieder neu austariert werden muss. (Auszug aus dem Stimmungsprotokoll)

Ich: »[...] für die Zukunft siehst du deinen Lebensmittelpunkt auf jeden Fall in Deutschland auch?«

Kai: »Nein. Ähm, also ich kann nicht ja sagen, weil ich nicht weiß, wie das geschehen sollte. Also angenommen, ich könnte jetzt die Promotion beenden, dann werde ich das natürlich tun. Das wäre natürlich jetzt nicht technisch das Problem, eine Promotion abzuschließen. Ich hatte, ich

hab drei oder vier schon betreut sogar, also du musst nicht glauben, aber ...«

Ich: »Ja, doch natürlich.«

Kai: »Aber es ist eine Kompetenz, die ich im Laufe der Zeit erworben habe. Aber dann, wie soll es dann weiter aussehen, weiß ich nicht. Ich hab keine sozialen Kontakte.«

In diesem Dialogausschnitt zeigt sich eine Gesprächsdynamik, die sich immer wieder wiederholen wird. Ich spiegele ihm das, was ich meine, herausgehört zu haben. Er weist meine Annahme von sich und baut zunächst eine Hierarchie auf: »[I]ch hab drei oder vier schon betreut sogar, also du musst nicht glauben, aber ...«. Im nächsten Schritt zeigt er sich jedoch verletzlich: »Ich hab keine sozialen Kontakte.«

Ich: »Ja, interessant, ich finde es sehr interessant, was du schilderst. Es ist eine sehr ungewöhnliche Lebensgeschichte. Ich habe den Eindruck, du hast dich sehr der geistigen Beschäftigung gewidmet und dass das auch einen großen Stellenwert für dich einnimmt, deine Auseinandersetzung mit verschiedenen Diskursen, Perspektiven ...«

Kai: »Durchaus, ja.«

Ich: »Ja, ich kann das gut nachvollziehen, was du beschreibst mit der Selbstverständlichkeit und der Natürlichkeit und wie diese letztendlich ja, ähm, diametral der Statuslosigkeit gegenüberstehen oder entgegenstehen.«

Kai: »Ganz genau richtig, ja.«

Ich: »Mh, gibt es für dich einen Aspekt, ähm, wo du mir gerne noch mehr darüber erzählen möchtest? Wo ich jetzt nicht nachgefragt habe?«

Grundsätzlich greift mein Gesprächsansatz nicht bei Kai. Während ich sonst häufig die Erfahrung mache, dass mein Gegenüber die Spiegelung über das, was ich wahrnehme, nochmal aufgreift und diese als Anlass nimmt, auf bestimmte Punkt einzugehen und zu schärfen, wendet Kai diese entweder von sich ab oder stimmt lediglich kurz angebunden zu. Der Dialog wird zu dem einer Prüfungssituation. Ich fühle mich wie eine Studentin, die versucht, das Gesagte angemessen wiederzugeben. Vielleicht ist es jedoch eigentlich er, der mir damit etwas spiegelt – nämlich sein Gefühl, in einer Prüfungssituation zu sein, und so kehrt er unser Verhältnis um. Jedoch bleibt es nicht auf der Ebene, im Gegenteil – schon kippt das Gespräch in eine völlig andere Richtung:

Kai: »Und das ist ähm [...] ich kann nicht so jemanden darum bitten, ja, hören Sie mir zu, ich erzähl eine Geschichte und was ich alles hätte jetzt noch tun können, ähm, ist ja sehr schwierig. Aber jetzt, wo du die Geschichte, du hast dir ja alles angehört ... wo du alles jetzt weißt, das ist auch wirklich eine offene Frage, wenn du meinst, das wäre noch irgendwo einsetzbar, wäre, äh, könntest du mir gerne sagen. Ich wäre sehr dankbar.«

Ich: »Ähm also mein Eindruck ist, du bist ja wahnsinnig breit aufgestellt, also, beruflich meinst du jetzt, oder? [...] Es kommt ja darauf an, was du, was du machen möchtest und was du dir vorstellen kannst. Weil von der Qualifikation her ...«

Kai: »Da gibts auch Diskrepanzen ...«

Ich: »Inwiefern?«

Kai: »[lacht] Ich muss ja jetzt noch diese Promotion machen, aber also wenn du erlaubst, ich glaube, ich wäre schon längst darüber hinaus.«

Kai bittet mich um Hilfe, um einen Rat, wie er sich beruflich weiterentwickeln könnte. Ich bin überrumpelt von der Frage, muss mich nochmal vergewissern, dass ich richtig verstanden habe, und nehme dann die Rolle der Ratgebenden an. Wie um das Ungleichgewicht wieder zu nivellieren, macht er deutlich: »[A]ber also wenn du erlaubst, ich glaube, ich wäre schon längst darüber hinaus.«

Kai: »Verstehst du, also verstehst du [lacht] meine Emotion? Das ist ja auch äh ... versetz dich mal in meine Lage. Dann verspürst du diese Diskrepanz sehr stark. Äh, wie soll ich jetzt über Staatsform und Demokratie und humanistische Werte reden, wenn ich nicht den Status habe. Und das ist eben die Frage.«

Ich: »Ja, aber ich finde, das muss man trennen. Das eine ist ein ähm, das sind ganz individuelle, persönliche Gründe, so, und das andere ist ja ein wissenschaftliches oder politisches Verständnis und das sind zwei verschiedene Ebenen, über die wir diskutieren.«

Kai: »Ja genau. Genau das.«

Lässt es sich wirklich trennen? Wohl kaum. Die innere Diskrepanz, das selbstverständlich empfundene Recht auf Zugehörigkeit, welches dem tatsächlichen Aufenthaltsrecht gegenübersteht, ist in Kais Schilderungen so eng miteinander verwoben, dass es nicht ausreicht, dieses auf die Ebene der individuellen Betroffenheit und der philosophisch oder politischen Abstraktion aufzuteilen. Und doch stimmt er zu. Vielleicht aus Resignation. Vielleicht aus Dankbarkeit für die simplifizierende Deutungsfolie. Vielleicht aus Selbstschutz.

Ich: »Ja, und ich hoffe, dass es nicht so überkommt, dass ich dir dadurch jetzt etwas abspreche ... nur weil wir dieses Gespräch jetzt darüber geführt haben.«

Kai: »Ja, ich, ich vertraue dir. Ich glaube dir, was du sagst. Einfach so. Und ich danke dir auch dafür. [lacht] Aber ähm, das ist auch eine ... eine Sache, die mir neu ist. Ich würde auch darüber nachdenken und schreiben. Wie dieses Empfinden ...«

Ich spreche das Ungleichgewicht an. Er sagt, er vertraue mir. Ich empfinde das Wort als seltsam in dem Moment. Meinem Empfinden nach widerspricht die Gesprächsdynamik dem vermeintlichen Vertrauen. Steckt dahinter nicht vielmehr eine Forderung? Nimm mich mit meinen Ansichten ernst!

Kai: »Und ich glaube, das wäre dann auch so der Gegenstand deiner Forschung. Ähm ... wo du dich mit illegalen Menschen beschäftigst ... äh, oder dann könntest du vielleicht diesen Punkt anbohren, wie fühlt man sich, was ist da im Bewusstsein. Und ... ich glaub, Menschen haben Motive, wir haben alle Lebensmotive. Das sind die existenziellen Antriebskräfte und wahrscheinlich hätten sie dieses Bewusstsein eher nicht so ganz.«

Ich: »Mh, welches Bewusstsein meinst du?«

Kai: »Ähm, die Zugehörigkeit und zwar die berechnete Zugehörigkeit zu einem Staatskorpus.«

Kais Reflexion verdeutlicht sein Bedürfnis, unser Gespräch für mich einzuordnen und aufzuzeigen: Ich bin anders als die anderen, die vielleicht nicht das ›Bewusstsein‹ haben, die nicht die ›natürliche Selbstverständlichkeit‹ besitzen.

Kai: »Also Verzeihung, ich will gar keine Vorlesung halten.«

Ich: »Nein, ich finde das sehr interessant.«

Kai: »Danke. [lacht]«

Ich bemühe mich, ihn mit seinen Ansichten ernst zu nehmen und wirklich verstehen zu wollen. Kai fährt fort:

»Mich würde auch schon interessieren, dann eben einen Afrikaner oder überhaupt so jemand, ein Flüchtling in dieser Zeit. Ähm, er ist hier, warum ist er hier und wie versteht er das und wie fasst er das so zusammen. [...] Wir vermuten oder ich vermute, dass sie das äh ziemlich ... unbewusst tun. [...] Oder würdest du sagen, weil Afrika kein Beethoven hervorgebracht hat, deswegen haben die Afrikaner jetzt so einen solchen Status? Ist schwierig, ist schwierig. Ich würde nicht sofort verneinen, aber es ist eine komplexe Sache.«

Ich: »Mh ...«

Kai: »Und es ist auch eine Realität. Das ist die Realität, die wir haben!«

Ich: »Aber, was meinst du denn genau?«

Kai: »Eben diese Handlungsweisen ...«

Ich: »Dass es ein Ungleichgewicht gibt?«

Kai: »Und das ist aber die Realität. Und ich frage, also die philosophisch, politische Frage ist ja, was möchtest du tun? [...] Also ... das meine ich vielleicht mit konservativ, was ich vorhin gesagt habe [...].«

Ich: »Mh ... okay, ja, vielen Dank, also ähm ... ich finde es sehr spannend, äh so Einsichten zu bekommen in das, ja, was du denkst darüber und ähm ja. Vielleicht jetzt nochmal so zum Ende, wie war das Interview für dich?«

Ich unterbreche ihn beinahe abrupt in seiner Reflexion, markiere deutlich das Ende des Gesprächs. Ich begegne ihm dabei nicht ehrlich, da ich ihm nicht widerspreche, sondern lieber die Flucht ergreife. Fast kommt es mir wie ein Schlagabtausch vor. Er hat das letzte Wort. Seine Ansichten zu meinem Forschungsthema sind stark zuschreibend, ausgrenzend und von einer elitären Perspektive geprägt. Letztlich spiegelt er mir alles genau so, wie ich in einer Analyse nicht vorgehe. Und ich finde mich in dem Widerspruch gefangen, ihn als Gesprächspartner genauso ernst zu nehmen wie alle anderen und gleichzeitig eine Wut zu empfinden. So als möchte ich ihm dies indirekt spiegeln, ergänze ich:

Ich: »War es eine unangenehme Situation oder ...«

Kai: »Nee, unangenehm nicht. Ich hab so viel geredet, wie du siehst. [lacht] Ich danke dir sehr für das offene Gespräch. Ich hab mich eher dann auch sehr verstanden gefühlt von dir.«

Er spielt mir den Ball zurück, begegnet mir offen. Vielleicht tue ich ihm Unrecht.

Kai: »Ach so, so ja, ja sehr gerne. Könnte ich auch was für dich tun?«

Ich: »Du hast schon sehr viel getan, jetzt mit dem Gespräch. Das ist für mich sehr hilfreich ... und ich danke dir dafür, weil das ähm, ja, mir auch nochmal weiterhilft für meine Arbeit. Ja, vielen Dank.«

Kai: »Ja, bitte sehr. Also in der Hinsicht, vielleicht könnt ich ja auch, also falls du irgendwelche Unterstützung bräuchtest ... also in der Promotion, in der Verfassung der der Dissertation, könnt ich auch gerne was tun. Falls nötig, also ...«

Ich: »Ja, Dankeschön. Vielen Dank. Ja.«

Kai: »Ja, ich danke.«

Am Ende bleibt ein diffuses Gefühl. Wer dankt wem? Wer tut was für wen? Wer schreibt jetzt eigentlich die Arbeit? Wer hat die Deutungshoheit? Ein Gefühl der Zerstreuung ...

Er spiegelt mir: Nein, du hast mich nicht verstanden. Er spiegelt mir: Du bist so verständnisvoll. Er spiegelt mir: Ich helfe dir gerne. Er spiegelt mir: Bitte hilf mir! (Auszug aus dem Stimmungsprotokoll)

Zuhören

Und dann war da ein Mann, dessen Namen ich nicht weiß, ein Vater, seine quengelnde Tochter auf dem Arm.

»Sie werden ausreisen müssen.«

»Aber ich liebe mein Kind«, war alles, was er sagte.

8. Phileas: Schweigen

Ich kenne Phileas bereits seit über fünf Jahren, als ich ihn um ein Interview bitte. Er willigt ein. Es wird ein kurzes Interview, ein ›gescheitertes‹ Interview. Gescheitert insofern, als ich meine Bitte, mit ihm ein Interview zu führen, im Nachhinein als eine ›falsche‹ Entscheidung betrachte. Das Interview ist deswegen nur bedingt Teil der folgenden Kapitel, da das Transkript kein Verstehen und kein Zuhören ermöglicht. Um Phileas zuzuhören, muss ich am Anfang beginnen, bei den kleinen Begegnungen, bei den Dingen, die nicht gesagt werden.⁸

8.1. Nicht verstehen

Als ich Phileas kennenlerne, wird er dazu angehalten zu verstehen, was meine Kollegin und ich ihm erklären. Wir begegnen uns auf einer strukturellen Ebene ungleicher Informationsverteilung, ungleicher Machtpositionen. So ist es häufig in der Beratungssituation. »Aber wer macht denn die Gesetze?«, fragt er. Und es ist schwierig, ihm etwas zu erklären, was sonst als unverrückbarerer Tatsachenbestand hingenommen wird. Etwas, was einerseits der Logik der Demokratie entspricht, dass sie diejenigen inkludiert, die ein Recht auf Zugehörigkeit erlangen können, und andererseits unweigerlich diejenigen ausschließt, die dieses Recht nicht haben und doch trotzdem da sind. Phileas ist da, obwohl er aus aufenthaltsrechtlicher Perspektive gar nicht da sein dürfte. Er sitzt uns im Café¹⁰⁴ gegenüber, seine Hände im Schoß verknötet und während ich noch über seine Frage nachdenke, erklärt meine Kollegin unseren Handlungsspielraum, der durch eben jene Gesetze begrenzt ist. Unsere Rollenmuster sind vorgezeichnet, unsere Positionierungen von klarer Struktur gerahmt. Sie teilt ein in die Wartenden, in die Hoffenden, in die auf Hilfe und Unterstützung Angewiesenen auf der einen Seite und auf der anderen Seite in die, deren Leben und Lebenslauf einer gesellschaftlich normierten Vorstellung entsprechen – die Unterstützenden. Wir sind da, um zu erklären, wie die Gesetzeslage ist, ob wir gegebenenfalls überhaupt etwas tun können und wenn ja, was. Er hört aufmerksam zu und lächelt sein sanftes Lächeln. Nur seine Hände verraten ihn, verraten die Anspannung. Ich sehe, wie die eine Hand die andere fest zusammendrückt, nach Halt suchend.

In der ersten Beratungssitzung erzählt Phileas uns von seiner Kindheit. Er lebte in einem kleinen Dorf in Afghanistan, in das irgendwann die Taliban vordrangen und ihn in den Dschihad mitnehmen wollten. »Aber ich mache doch schon Dschihad!«, habe er ihnen erwidert. Er helfe seinen Eltern, unterstütze seinen Vater bei der Arbeit. Sei das etwa kein Dschihad? Die Taliban kamen wieder, sie drohten, wendeten Gewalt an – bis Phileas zum Schutz seiner Eltern das Dorf verließ und lieber floh, als sich ihnen anzuschließen. Wir hören zu, ohne zu verstehen, und erklären, dass er kein legales Aufenthaltsrecht mehr in Deutschland besitzt. Dass er in der Polizeifahndung ist. Dass ihm die Abschiebung droht. Er hört zu, lächelt, seine Hände liegen angespannt im Schoß verknötet – »Aber wer macht denn die Gesetze?«

8 Folgende Kapitel sind in geänderter Fassung als Essay im *Hinterland*-Magazin erschienen (Grebner 2020).

Als ich Phileas' Akte raussuche und das Geburtsjahr sehe, schaue ich verblüfft auf. »Ich sehe alt aus«, sagt er nur. Ich schüttele den Kopf, lache. Du bist so jung, dir steht noch so viel bevor, denke ich. Was steckt hinter diesem Gedanken? Was steckt hinter dem beinah mütterlichen Tonfall? »Dir steht noch so viel bevor« – ist es eine unbewusste Strategie, das Gegenüber zu infantilisieren, es dadurch kleinzuhalten, dadurch die Deutungshoheit in der Beratungssituation aufrechtzuerhalten? Die automatisierte Bevormundung in einer Beratungssituation trägt so dazu bei, ein bereits vorhandenes Ungleichgewicht zu stabilisieren. Ich bin es, die erklärt. Ist es vielleicht auch eine emotionale Strategie, dadurch das Gegenüber auf Distanz zu halten? Sich selbst zu distanzieren? Denn das Verstehen, das wirkliche Verstehen jenseits der rechtlichen Raster macht sprachlos. Oder ist es vielleicht auch eine leise Hoffnung – dir steht auch noch etwas *anderes* bevor. Du bist so jung, denke ich also damals. Dahinter steckt eine strukturell etablierte und eingeübte hegemoniale Überheblichkeit, ein emotionaler Selbstschutz, ein strategisches Bewusstsein. Dir steht noch so viel bevor, denke ich auch und verschleierte den Reflex, Handlungsmacht zuzuschreiben hinter einem fürsorglichen Tonfall.

»Ich kann nicht mehr«, sagt er uns irgendwann in der Beratung. »Ich kann nicht mehr warten.« Phileas lebt nach seinem abgelehnten Asylbescheid die folgenden fünf Jahre ohne Aufenthaltsstatus in Deutschland. »Ich kann nicht mehr«, sagt er uns also nach fünf Jahren und wir nicken verständnisvoll und bitten ihn, doch noch zu warten. Anruf bei der Anwältin. Gespräche über Kirchenasyl. Aber da erhalte ich schon eine Nachricht aus Italien. Phileas wird dort erneut versuchen, Asyl zu beantragen.

8.2. Nichts sagen

»Normalerweise ich habe gelebt auch, sie weiß schon, in Deutschland. Fünf Jahre oder sechs Jahre war ich in Deutschland. Auch sehr schön und schöne gute Leute, immer helfen. Ich hab gelernt in Deutsch. Ich habe, glaube mir, ich liebe Deutschland, ich habe auch leben Deutsch, das Problem ist, ich habe gelebt in Deutschland und in Deutschland Abschiebung für mich. Ich kann nicht so lange noch bleiben in Deutschland. Das ich hab schon, mh, Abschiebung, wieder zurückfahren in Afghanistan.«

Bei meinem Interview beginnt er mit diesen Worten: *»Normalerweise ich habe gelebt auch, sie weiß schon, in Deutschland«* – und das »sie weiß schon« markiert die Tatsache, dass er dieses Interview zwar mir zuliebe gibt, nicht jedoch, um *mir* etwas zu erzählen, sondern um das Erzählte für andere zugänglich zu machen. Sie weiß es alles schon, aber ich erzähle es nun erneut – wie ich es schon so oft erzählt habe.

Ich: »Ja ja. Mh. [Pause] Wie war die Zeit in Deutschland denn so für dich?«

Phileas: »In Deutschland ... für mich es war sehr gut. So viel gute Leute, so, immer Respekt. Bisschen schwierig ... normalerweise viele Leute ich kennen, ist so nett. So gute Leute. Ja. [Pause]«

Ich sitze mit ihm in einer italienischen Kleinstadt in der Sonne und wir trinken Kaffee. »Von Afghanistan in den Iran, Iran-Türkei, Türkei-Griechenland. Griechenland, Rumänien, Bulgarien, Slowakei, Italien, Österreich. Dann Deutschland. Jetzt Italien«, erzählt er mir. Eine Landkarte, die so keinen Sinn ergibt, die fragmentiert ist, Brüche aufweist.

Wie so oft auch unsere Gespräche durchzogen sind von einer Zerbrechlichkeit. Vielleicht, weil sich die Zeitachse zwischen uns immer wieder verschiebt. Phileas ist älter geworden, viel älter, als ich ihn noch in Erinnerung habe, viel älter als ich. Es liegt eine bedrückende Ernsthaftigkeit in seinem Blick, auch wenn sein Lächeln nichts von seiner freundlichen Behutsamkeit eingebüßt hat. »In Afghanistan ist Krieg. Du kannst nicht im Krieg leben«, sagt er mir auch. Eine simple Feststellung. Ich bin die Zuhörer:in und verstehe doch nichts. Weil ich es auch nie zur Gänze begreifen kann. Oder will. Weil es auch nicht zu verstehen ist, wenn man nie selbst Krieg oder kriegsähnlichen Erfahrungen ausgesetzt war. Ich frage nicht weiter. Dabei könnte er mir so vieles erklären, von dem ich nichts verstehe, mir die Dinge erläutern, die für ihn so selbstverständlich sind, unverrückbare Tatsachen. Aber dieses Wissen gehört ihm ohnehin schon lange nicht mehr. Es gehört den Behörden, den anonymen Sachbearbeiter:innen, den Anwält:innen, den Richter:innen, die darin nach Gründen suchen, oder ›Authentizität‹ oder Beweislast, was auch immer das sein soll.

Ich: »Ja ... [Pause] Wie lange hat deine Reise gedauert von Afghanistan nach Deutschland?«

Phileas: »Mmh. Ähm ... [Pause] Neun oder zehn Monate, ja. Neun oder zehn Monate.«

Ich: »Mh, ja.«

Phileas: »Dann kam das, jetzt das 2012 in Deutschland, dann 2019, dann kommt 2020. Acht, neun Jahre. Neun Jahre! Ich habe noch nicht ... das ist so lange. [leise] Acht, neun Jahre.«

Ich: »Ja, mh ... eine lange Zeit.«

Phileas: »Mmh. Eine Person gar nicht so lange bleiben ... eine Familie, ein, zwei Monate, okay. Acht Jahre, das ist zu lange.«

Ich: »Mmh.«

Phileas: »Jetzt, glaub mir, wenn ich bin in der Nacht, gar nicht so gut schlafen. Immer ich bin gekommen zur Tür, alles okay, dann ich haben Angst. Die Familie. [Pause]«

Ich: »Ja ... ja. Mh. [Pause] Aber du hast auch so viel geschafft, Phileas!«

Auch meine Fragen sind die der Behörden. Sie fügen sich in die formalen Standards jener anonymen Sachbearbeiter:innen, so als würde ich kein anderes Muster kennen, so als hätte ich kein anderes Frageschema zur Hand. Unsere Kommunikation ist plötzlich formalisiert. Ein Interview wie zur Anhörung eines Asylgesuchs. Ich stelle Fragen, die misstrauen, die nichts sagen, nichts über Phileas.

Ich: »Ja ... ja. Mh. [Pause] Aber du hast auch so viel geschafft, Phileas!«

Das Erkennen, einen Fehler gemacht zu haben. Es wieder gut machen wollen. Leere Worte. Er schweigt und die Schweigepausen werden länger. Irgendwann sagt er: »*Ich suche eine schöne Platz, eine schöne ähm ... Stadt. Dann, wo ich ganz ruhig lebe*«. Und ich erinnere mich, wie er uns einmal in der Beratung sagte, dass es sein größter Traum sei, in einem Café an einem öffentlichen Platz zu sitzen mit Freund:innen und spielenden Kindern um ihn herum. Und wie ich mich damals gefragt habe, was sagt das über ein Leben aus, wenn das Selbstverständliche für andere der größte Traum ist? Die italienische Stadt ist auch nicht unbedingt der schöne Platz, den Phileas gesucht hat. Für andere schon, ein Urlaubsort, ein Ort der Erholung. Wir sitzen im Freien an einem Tisch, dessen Platte immer wieder zu schwanken beginnt, stützt sich eine:r von uns darauf ab. Der Boden ist uneben. Kopfsteinpflaster. »Neun Jahre«, sagt er. Tourist:in-

nen schieben sich durch die enge Gasse an unserem Tisch vorbei. »Ich bin weniger geworden«, sagt er auch und er bezieht es auf sein Gewicht, aber ich bin mir nicht sicher, ob er nicht auch all die Jahre meint, die ihm verweigert worden sind, die ihn älter machen, die ihm die Unbeschwertheit, die Ausgelassenheit weggenommen haben. Aber es ist nicht nur die Sorglosigkeit, das wäre zu einfach, romantisierend gedacht. Es ist auch die Unbedarftheit, der Schmerz, die Orientierungslosigkeit. »Ich möchte so gerne eine Frau kennenlernen«, sagt er. Sich verlieben, denke ich. »Ich möchte so gerne Kinder haben«, sagt er. Sich binden, denke ich. Es ist auch die Suche, die ihm genommen ist. Er besteht darauf, meinen Cappuccino zu bezahlen. Ich winke ab. Ich zahle. Es ist schmerzlich und erleichternd zugleich. Für uns beide vielleicht.

»Normalerweise ich habe gelebt auch, sie weiß schon, in Deutschland.« Ich hätte dieses Gespräch nicht führen dürfen. Ich hätte bei diesem ersten Satz aufhorchen müssen – »sie weiß schon«. Darin spiegelt sich bereits, dass es kein gemeinsames Gespräch gibt, dass etwas für ein anonymes »Außen« wiedergegeben werden muss, und prompt habe ich mich in dieses Muster gefügt und Fragen gestellt, wie sie im behördlichen Kontext immer gestellt werden. Diese Fragen besagen, dass hier nur eine einzige Geschichte zählt. Es ist die Geschichte, die seine letzten neun Lebensjahre begleitet, die Geschichte, die ihm aber gar nicht gehört, die ihm immer wieder entrissen wird. Es ist die gleiche Geschichte, auf die er immer wieder zurückgeworfen wird, auf die er immer wieder reduziert wird. Das gegenseitige Verstehen beruht aber gerade nicht auf diesen Worten, sondern auf Gesten, die nicht eingefangen werden können, die sich in den Schweigepausen zwischen den Worten still artikulieren. Vielleicht beruht unser gegenseitiges Verstehen auch gerade auf dem Nicht-Reden über seine Flucht. Auf dem Nicht-Reden über Ankommen und Warten. Vielleicht beruht unser Verständnis füreinander auf der Tatsache, dass wir nicht viel voneinander verstehen.

Ich weiß nicht, worüber wir immer bei unseren wenigen Treffen außerhalb der Beratungssituation geredet haben. Ich glaube, es ging in unseren Gesprächen aber ohnehin nie um das Inhaltliche. Ich erkenne in aller Unterschiedlichkeit das uns Verbindende, das, was mir Phileas vielleicht von Anfang an so sympathisch gemacht hat. Der Humor, die Art zu lachen, aber auch die Zurückhaltung, das Vorsichtige teilen wir. Erst als ich ihn frage, ob er ein Interview mit mir machen möchte, erschrecke ich über die Distanz zwischen uns, über meine Unbeholfenheit, meine Schrofheit, über seine Sprachlosigkeit. Phileas lächelt, als wir uns verabschieden. »Wenn ich Aufenthalt habe, inshallah, komme ich dich besuchen!«

8.3. Lächeln

Ein paar Jahre zuvor. Wir treffen uns in München an einer S-Bahn-Station. Er hat den Treffpunkt vorgeschlagen. Ich sage, dass ich um 17 Uhr da sein werde. Als ich pünktlich ankomme, lacht er. Er habe schon über eine Stunde auf mich gewartet, sagt er. Ich bin mir nicht sicher, ob wir uns missverstanden haben oder ob er Angst hatte, das Treffen zu verpassen, und deswegen unzählige S-Bahnen abgewartet hat, die an den Gleisen an ihm vorbeigezogen sind – vermutlich ohne sich zu setzen. Immer auf den Beinen, den Blick über die Menge schweifend, angespannt, immer bereit zur Flucht. Ich versuche, das Missverständnis aufzuklären, aber er winkt lächelnd ab.

»Was, ich denken, wenn ich bekomme Papiere, ich wieder fahren nach Deutschland. Dann suchen eine schöne Wohnung erstmal, eine schöne Arbeit, schöne, ich habe Arbeit, eine schöne Wohnung, dann schauen wir mal weiter. Weil ... ich suchen eine Frau, sie will heiraten, okay, dann ... heiraten, dann ...«

Ich begleite Phileas auf eine Veranstaltung. Wobei das eigentlich nicht stimmt. Phileas begleitet mich auf eine Veranstaltung, die ich für ihn ausgesucht habe. Da ist es wieder, die Struktur und das ihr inhärente Rollenmuster. Es ist der zaghafte Versuch, ein bisschen rauszukommen, in Kontakt mit anderen zu treten, Spaß zu haben, jung sein zu dürfen. Ich weiß, dass wir ein Risiko eingehen. Wir dürfen nicht kontrolliert werden. Wie Jugendliche auf dem Weg zu einer Party, von der die Eltern nichts erfahren dürfen. Der Vergleich ist natürlich zynisch. Denn erwischt werden kann nur einer von uns.

Phileas ist schüchtern unter all den anderen Menschen, aber dann gesellt sich eine Frau zu uns und er beginnt, zu erzählen. So vollkommen freimütig, dass es mich überrascht. Er lächelt dabei. Er heiße Amar und käme aus Indien. Die Frau hört interessiert zu. Er sei ein Musiker, ergänzt er. Indischer Musiker. Er zieht sein Handy aus der Hosentasche, zeigt ihr einen Bollywood-Track. Es ist das erste Mal – und ich begreife es erst sehr viel später, als ich die Episode aufschreibe –, dass Phileas selbst entscheidet, was er erzählen möchte. Er bestimmt, welche Informationen wichtig sind, um ihn kennenzulernen, um ihn zu verstehen. Ich weiß nicht, ob die Frau es ihm geglaubt hat, aber das ist vielleicht auch nicht wichtig. Wir lächeln uns an.

Phileas' Asylgesuch in Italien wird stattgegeben.

Reden und Schweigen

Kai: Ich habe ein natürliches Recht darauf, hier zu sein.

Phileas: Ich suche doch nur einen schönen Platz zum Leben.

Kai: Ich war auf spirituellen Selbstfindungstrips in Schweden, in Frankreich.

Phileas: Ich bin über Griechenland ... gereist.

Kai: Ich habe mich zehn Jahre lang sinnvollen Tätigkeiten gewidmet.

Phileas: Es ist zu lange. Es ist viel zu lange.

Kai: Ich habe Boston abgelehnt, ich habe Chicago abgelehnt.

Phileas: Was soll das sein, ein Lebenslauf?

Kai: Ich spüre diese inneren Diskrepanzen so stark.

Phileas: Ich kann nicht schlafen.

Kai: Ich habe Philosophie-Vorträge gegeben und als Pianist mein Geld verdient.

Phileas: Ich träume davon, ein indischer Musiker zu sein.

Kai: Hör mir zu. Hilf mir. Verstehst du, verstehst du, was ich meine? Ich kann dir helfen. Ich kann's dir erklären.

Phileas: Es ist in Ordnung. Geh nur.

V. Resümee: Individuelle Lebensnischen und Spuren kollektiver Gedankenwelten im gemeinsamen Raum

Das Erzählen und Sprechen über aufenthaltsrechtliche Illegalität unterscheidet sich je nach Positioniertheit sowie Involviertheit. Die einzelnen Biografien könnten als losgelöst voneinander betrachtet werden, wie vereinzelte Schlaglichter in einem »Dunkelfeld« (Karakayalı 2006: 29). Im Folgenden soll es jedoch um die gemeinsamen Strukturen gehen, welche die Gespräche durchziehen und an eine kollektive Erfahrung rückbinden – ohne davon eine Pauschalisierung abzuleiten. Es sei betont, dass das Sprechen vom jeweiligen Standpunkt aus in zweifacher Weise divergiert. Da ist einerseits die Ebene der Zeitlichkeit: Es macht einen Unterschied, ob das Leben in der aufenthaltsrechtlichen Illegalität als etwas Zurückliegendes narrativiert wird oder noch als unabgeschlossen gilt, ob das eigene Scheitern oder der persönliche Gewinn am Ende steht. Da ist zum anderen auch eine sozioökonomische sowie milieuspezifische Verortung: Es macht einen Unterschied, ob die aufenthaltsrechtliche Illegalität aus einer wissenschaftlichen Metaperspektive mit der eigenen Biografie verwoben wird oder ob aus der unmittelbaren Betroffenheit heraus argumentiert wird. So sehr der jeweilige Standpunkt und die individuelle Involviertheit divergieren, folgt das Erzählen darüber dennoch einer gemeinsamen Struktur, die einen gesellschaftlich dominanten Diskurs sichtbar macht, auf welchen sich in unterschiedlicher Intensität bezogen wird.

1. Bezugnahmen und Abgrenzungen zu dominanten Figuren

In Kapitel II. 2 der theoretischen Spurenlegung habe ich Figuren, Typisierungen und Figurationen herausgearbeitet, die sich aus der Perspektive der Grenze, der Mobilität und der Bürgerschaft auf mobile Menschen ergeben. Eine Figur zeichnet sich durch eine figurierte Schablone aus und ist nicht zu verwechseln mit dem real existierenden Menschen. Dennoch befinden sich die Figuren im öffentlich-medialen wie auch im wissenschaftlichen Diskurs. Durch meine Anrufung der Subjekte als Betroffene von aufenthaltsrechtlicher Illegalität werden diese im gemeinsamen Dialog von mir positioniert. In Kapitel III. 3.1 der methodologischen Reflexion habe ich herausgearbeitet,

dass ich so mein Gegenüber als Person mit ›normaler‹ oder ›nicht-normaler‹ Biografie adressiere und auf der hegemonialen Deutungsfolie als ›kriminell‹ oder ›nicht-kriminell‹, da durch das Angerufensein als Illegalisierte auch eine in Nationalstaaten gegliederte Weltordnung betont wird, die darin ein Unterlaufen dieser Ordnung und somit eine Straftat begründet sieht. Meine Gesprächspartner:innen positionieren sich, indem sie in unterschiedlicher Intensität Bezug auf die im dominanten Diskurs präsenten Figuren und Figurationen nehmen. Dabei bündeln sich in einem Gespräch und auf einer Person meist mehrere Bezugnahmen beziehungsweise Verwerfungen. Zunächst nehme ich die Verortung innerhalb der Mobilitätstypen in den Blick und die damit einhergehende binäre Spannung zwischen dem ›Touristen‹ und dem ›Vagabunden‹, die immer wieder konturiert wird. Daran anschließend diskutiere ich die zum Vorschein tretende normative Dimension des ›Kriminell-‹ beziehungsweise ›Nicht-kriminell-‹-Paradigmas, welches in die Figuration des ›Anti-Bürgers‹ eingeschrieben ist, und betrachte die der Grenzfigur inhärenten affektiven Facetten des ›Held-Opfer-Feind-‹-Diskurses. Abschließend zeige ich, wie die affektiven Anteile zu einer vereinfachten diskursiven Verschiebung beitragen und wie diese Verschiebung mit dem Typus des ›Gespensts‹ einhergeht.

Lydia: »Of course, I know somebody have no visa, because they were applying for asylum. But I don't want to be asylum. Because I want to be a tourism ... in the world! [lacht] So that's why I didn't apply for asylum.«

Lydia ist eine Reisende, eine ›Touristin‹, und sie drückt durch ihre indirekte Abwertung von Asylsuchenden aus, dass sie sich nicht auf *dieser* Ebene positionieren lässt. Hier spiegelt sich der gesellschaftlich dominante Diskurs, welcher illegalisierte Migration meist woanders und explizit bei der Grenzfigur, bei der Figur des ›Flüchtlings‹ verortet. Der ›Vagabund‹ ist jedoch, so Zygmunt Bauman (1996: 15), *Alter Ego* des ›Touristen‹ und bildet den dunklen Hintergrund, vor dessen Fassade der ›Tourist‹ umso heller erstrahlen kann. Lydia verweist auf genau die binäre Spannung, die auch Bauman skizziert: *»I don't want to be asylum. Because I want to be a tourism ... in the world!«* Es braucht regelrecht die Abgrenzung zu ›anderen‹, zum Asylsuchenden, erst so kann sie sich als selbstbestimmte, unabhängige Person veräußern. Die Adressierung als Illegalisierte macht diese binäre Spannung sichtbar.

Miguel: »[L]ike knowing knowing, I mean like I have a friend but he's a case with refugees when he gets like, he's from Somalia and he asked for asylum.«

Ähnlich argumentiert Miguel, der angesprochen darauf, ob er andere Menschen ohne Papiere kenne, aufenthaltsrechtliche Illegalität ebenfalls bei Geflüchteten verortet und sich selbst in die Positionierung als ›Tourist‹ einschreibt:

Miguel: »So I was here and I also wanted to see the Christmas Market! I wanted to see so many stuff that the people is talking about and I can do it, but you're always afraid what can happen.«

In seinen Aussagen wird deutlich, dass Miguel sich *trotz* seiner Situation die Rolle des ›Touristen‹ aneignet: *»I can do it, but you're always afraid.«* Das ›trotz‹ markiert hier die Diskrepanz zwischen der Positionierung und dem formal-rechtlichen Status. Ein ›Mensch ohne Aufenthaltsstatus‹ ist, so bringt es Ruben Andersson (2014: 16) auf den Punkt, nicht nur ein kontrollpolitisches Label, sondern auch eine angeeignete und

gelebte Kategorie. Die angeeignete Kategorie steht jedoch in einem komplementären Wechselverhältnis zum kontrollpolitischen Label. Der formale Status und die damit verbundenen Bilder, Zuschreibungen und normativen Deutungsfolien passen nicht zur Selbstwahrnehmung. Es sind zwei verschiedene Ebenen, die hier diskutiert werden. Die eine ist der tatsächliche Aufenthaltsstatus und die andere sind Typen der Mobilität, die positiv oder negativ besetzt, dem eigenen Selbstbild am ehesten entsprechen. Dabei braucht es die Abgrenzung, da beides miteinander zusammenhängt wie komplementäre Facetten einer gesellschaftlichen Wahrnehmungsebene: »[T]he vagabonds – remember that – are the dark background against which the sun of the tourist shines so brightly that the spots are hardly seen« (Bauman 1996: 15).

Nara: »[V]ielleicht, sie haben aufgehört, weil sie dachten, wir sind Touristen.«

Als Nara beschreibt, wie sie nur knapp einer Polizeikontrolle entgeht, beruft sie sich auf den formalen Status des ›Touristen‹: Tourist:innen werden nicht kontrolliert und es war ihr Glück, als eine solche Figur wahrgenommen zu werden. Die Figur des ›Touristen‹ verkörpert damit auch eine ›Normalität‹, eine ›Selbstverständlichkeit‹ und ein Wissen ums ›Nicht-kriminell-Sein, denn hier lohnt sich keine Kontrolle. Vor dem Hintergrund der positiven Konnotationen, die dem ›Touristen‹ eigen sind, lassen sich auch die Positionierungsaktivitäten anderer Gesprächspartner:innen lesen.

Fernando: »Gut, wenn man alleinstehend ist und Möglichkeiten hat... [...] – los geht's. Spiel damit.«

Rosina: »Wenn du mehr Geld haben möchtest, dann arbeitest du mehr, und dann hast du es.«

Rosina: Und ich hab wirklich Glück gehabt mit dem Wohnen und Diskriminierung und auch mit der Polizei hatte ich Glück!«

Juan: »Weil ähm, ich hab immer gearbeitet! Ich will immer mich noch weiterbilden!«

Kai: »Aber ich hab mich freiwillig entschieden, hier zu bleiben. Ich möchte auch einfach auf Deutsch schreiben. [...] Und ähm, also insofern ist es jetzt nur die Folge dessen, was ich selbst für mich beschlossen habe.«

Nara: »[W]eil ich bin nicht hier illegal gekommen, ich bin illegal geworden, selber auch, weil ich bin einfach untergetaucht.«

Den Aussagen liegt eine gemeinsame Struktur zugrunde. Wie der Typ des ›Touristen‹ erlangt man Handlungsmacht und dies bietet die Möglichkeit, sich dem Gefühl des Ausgeliefertseins zu entziehen. Im Gegensatz zum ›Vagabunden‹, der in seiner Bewegung gestoßen wird, wird sein Gegenbild gezogen (»Spiel damit!«), statt infolge von begleitet das um zu sein Handeln (»Ich möchte auch einfach auf Deutsch schreiben«), die Welt erscheint ihm freundlich (»Und ich hab wirklich Glück gehabt«), er erscheint selbstbestimmt in seinem Handeln (»Ich hab mich freiwillig entschieden«) (vgl. Kapitel II. 2.2). Vielleicht ist es jedoch auch ein zusätzlicher Aspekt, der zum Tragen kommt, wenn die positiv konnotierte Mobilitätskategorie des ›Touristen‹ aufgerufen wird: So formuliert Bauman, dass der Dreh- und Angelpunkt einer postmodernen Lebensstrategie gerade nicht die Durchsetzung von einer wie auch immer definierten Identität sei, sondern die Verweigerung, auf eine Identität fixiert zu werden (vgl. Bauman 1996: 11). Womöglich spiegelt sich in der Aufrufung positiver Mobilitätstypen genau die Verweigerung, auf die vom dominanten Diskurs vorgegebenen Figuren festgelegt zu werden.

Was ist jedoch mit den aufgerufenen Gegenbildern verknüpft? Wogegen müssen sich meine Gesprächspartner:innen so vehement abgrenzen?

Kai: »Mich würde auch schon interessieren, dann eben einen Afrikaner oder überhaupt so jemand, ein Flüchtling in dieser Zeit. Ähm, er ist hier, warum ist er hier und wie versteht er das und wie fasst er das so zusammen. [...] Vielleicht könntest du ihnen dann auch so dazu verhelfen, das bewusst zu machen, was sie gerade tun.«

Kai nimmt neben der Verortung der Illegalität bei der Grenzfigur ›Flüchtling‹ auch eine rassifizierende Zuschreibung vor. Er schreibt aufenthaltsrechtliche Illegalität einer ganz bestimmten Gruppe zu und diese ist sich (im Gegensatz zu ihm) dessen nicht bewusst. Auch er ruft die bereits von Bauman skizzierte dichotome Spannung auf und versieht diese mit einer Moralisierung, indem er sich als jemand positioniert, der ›an den Staat denkt‹ und eben nicht egoistisch handelt. Der moralische Impetus Kais zieht sich auch durch die folgenden Aussagen.

Nara: »[A]ber Drogen oder Prostitution, das war für mich Tabu.«

Rosina: »[U]nd ich als Ausländerin werde nicht mit Drogen handeln oder so.«

Fernando: »[...] die schlechte Angewohnheiten haben, schlechte Absichten, die viel zu laut reden, die Nachbarn sind ihnen egal, die U-Bahn fahren und zu laut reden ...«

Julia: »[W]ir wären gute Bürger gewesen.«

Kai: »Das ist ja eine Natürlichkeit, die ich habe. Das ist, ich bin. Ja. Aber dann gibt es ja diesen Status und der steht irgendwie dieser Natürlichkeit im Weg.«

Hier wird eine Abgrenzung zu gesellschaftlich kriminalisierten Handlungen (Drogen) deutlich sowie eine Betonung, sich nicht als ›Kriminelle‹ verorten zu lassen (Natürlichkeit, gute Bürger). Es zeichnet sich eine Verbindungslinie zu den bereits skizzierten Aussagen ab, in denen die Selbstbestimmung durch die Einschreibung in positiv konnotierte Mobilitätstypen betont wird. Vielleicht muss das selbstbestimmte Handeln hervorgehoben werden, da meine Gesprächspartner:innen sonst Gefahr laufen, nur noch als ohnmächtige Subjekte und damit als ›Opfer‹ wahrgenommen zu werden. Vielleicht muss eine Abgrenzung zu kriminalisierten Praktiken erfolgen, um nicht auf der Folie des zu bekämpfenden ›Feindes‹ abgewertet zu werden. Vielleicht erfolgt diese auch, um durch die Betonung des wertenden und dominanten Sprachdukts eine Allianz mit den ›Zugehörigen‹, also den ›legalen‹ Bürger:innen zu schmieden. Hier deutet sich an, warum die binäre Spannung, die beständige Abgrenzung zum ›Vagabunden‹ beziehungsweise zur ›Grenzfigur‹ so entscheidend ist. Denn diese geht mit einer affektiven Abwertung einher, die sich anhand des ›Held-Opfer-Feind‹-Diskurses veranschaulichen lässt und welche in der performativen Aushandlung wirksam wird.

Es ist ein Anreden gegen ein ›Feind‹-Narrativ, welches den illegalisierten Aufenthalt pauschal mit kriminellen Handlungen gleichsetzt. So hat bereits Hannah Arendt (1955: 459) formuliert:

[W]iewohl natürlich ein Mensch, der sich bereits durch die Tatsache, daß er existiert, strafbar macht, nur noch sein individuelles Gewissen zu befragen hat, um zu entscheiden, ob er sich zusätzlich noch einen Bankeinbruch leisten will oder nicht; denn die

Strafe, die er für illegalen Grenzübertritt, illegalen Aufenthalt und illegale Arbeit zu erwarten hat, wird zumeist die, welche auf Einbruch steht, übertreffen.

Der Zynismus, der in Arendts Worten Gestalt annimmt, entfaltet sich in den bereits skizzierten Aussagen Naras und Rosinas (*»[U]nd ich als Ausländerin werde nicht mit Drogen handeln oder so«*), denn vor dem Hintergrund der Strafbarkeit der eigenen Existenz muss die individuelle Straffreiheit betont werden. Oder es muss dem Bild des ›Straftäters‹ das des ›angepassten Bürgers‹ gegenübergestellt werden, wie es sich in den Aussagen Julias, Fernandos und Kais zeigt (*»[W]ir wären gute Bürger gewesen«*). Die Abgrenzung zu kriminalisierten Handlungen wird besonders deutlich, als Rosina von einer Bekannten ohne Aufenthaltsstatus erzählt:

Rosina: »Was ich grausam fand, war diese Geschichte mit den Handschellen und dass sie 24 Tage im Gefängnis war! Sie war keine Kriminelle oder so!«

Lydia macht in ihrer Formulierung ebenfalls deutlich, dass sie sich der Auffassung, diejenige zu sein, die nicht ›richtig‹ gehandelt habe, entzieht, indem sie die Problematik der pauschalen Kriminalisierung bei der Politik und dem mangelnden Aktivismus der Bürger:innen verortet:

Lydia: »[Y]ou know in other country there are a lot of organisation fight the government. [...] But I lived here for long time and I never heard people say ›no‹ to them ... So I think [...] the politics also need to revolution, because if you didn't push this revolution so of course the politics be like that.«

Auch das von Lydia und Miguel formulierte Nicht-Wissen beinhaltet eine Positionierung als ›Nicht-Kriminelle‹, da sie damit auch sagen, unwissentlich den im deutschen Aufenthaltsgesetz verankerten Straftatbestand zu erfüllen.

Lydia: »Yes, because we all don't know what happens, so when I get the letter, I told my friend, oh, I get a letter! So we know all, we stay here illegally so we must talk, because we all don't know.«

Miguel: »[I]f European is going to Peru, you can enter to Peru and you can stay there without a visa for six months! And when you're coming you have this same thinking, okay you can stay and when you have this benefit why it's not the same for us?«

Gleichzeitig findet eine Zurückweisung eines ›Opfer‹-Narrativs statt, da trotz vielfacher Betonung von Angst, Armut und Isolation die Selbstbestimmung hervorgehoben wird. Diese verbildlicht sich insbesondere in Naras Reflexionen, dass das Leben in der Illegalität ein ›würdevolles‹ Leben bedeuten muss (vgl. Kapitel IV. 1.3): *»[D]ann leben sie in der Gosse dann, das ist noch schlimmer, als illegal zu sein, finde ich«*. Selbst Miguel, der in ausbeuterischen Strukturen gefangen zu sein scheint, betont sein Anliegen, sich als ›Tourist‹ verorten zu wollen: *»[A]nd the thing was, that I wanted to see something else! I wanted to know how is life in Europe!«*.

In beinahe allen Gesprächen tauchen zudem wiederkehrende kurze Episoden auf, die etwas miteinander gemein haben. Sie werden meist ›spannend‹ erzählt, da meine Gesprächspartner:innen nur knapp einer Kontrolle oder einer gefährlichen Situation entrinnen konnten, und am Ende steht der Triumph, nicht erwischt worden zu sein.

Hier sei insbesondere Rosinas Episode erwähnt, als sie einen Anruf von der Kriminalpolizei erhält (vgl. Kapitel IV. 2.2). Aber auch Nara erzählt von einer Bahnfahrt, bei der beinahe alle Passagier:innen nach dem Ausweisdokument gefragt wurden – bis auf sie (»[D]ie haben bis vor mir kontrolliert! Ich habe gezittert!«). Juan schildert, wie er aus purem Zufall einer Kontrolle entging (»Und dann einmal! Einmal war so! Ich hatte so viel Glück«). Es sind wiederkehrende Episoden, wie sie auch Miguel, Lydia und Julia erleben:

Miguel: »[A]nd on the way there was a control! [lacht] Oh, we were lucky also this day!«

Lydia: »[O]h there's a Polizei, so we must leave, fast! [lacht]«

Julia: »Und dort eine unglaubliche Menge an Polizisten, und ich sage zu ihm: ›Ich stehe auf der anderen Seite [...].«

Den Schilderungen haftet eine positive Spannung an, da es um eine im Rückblick überwundene Situation geht, die nun in einem verdichteten Spannungsbogen narrativiert wird, und insbesondere in Fernandos Schilderungen klingt manchmal etwas ›Abenteuerliches‹ an.

Fernando: »Aber wenn du mitspielst im System, kannst du dich auch darin halten.«

Die Verknüpfung von selbstbestimmtem Handeln und Erzählungen, die das Leben in der Illegalität mit einem Hauch von Abenteuer versehen, kann zu einer Verschiebung hin zu einem ›Helden‹-Narrativ führen. Auf dieser Ebene treten Menschen ohne Aufenthaltsstatus als Figuren in Erscheinung, die sich ihr Recht auf ihr Leben in Deutschland nehmen und an der Gesetzeslage vorbei aktiv ihren Alltag gestalten. Gerade die Zuschreibung eines selbstbestimmten Handelns kann jedoch zu einer problematischen diskursiven Verschiebung beitragen. So kritisiert Gayatri Chakravorty Spivak (2016) in der Analyse der Witwenselbstopferung in Indien, dass der zunächst vermeintlich ›freiwillige‹ Selbstmord der Frauen von den britischen Kolonialisten als ›heidnische Praxis‹ und sodann als Verbrechen redefiniert wurde. Ist es nun Zeichen der Wahlfreiheit und Selbstbestimmung, wenn eine Frau infolgedessen von der Selbstopferung abgebracht wurde oder wenn sie sich *trotz* der britischen Maßnahmen für die Witwenselbstopferung entschied? Die Mehrdeutigkeit von Selbstbestimmung offenbart konkurrierende Versionen, welche Freiheit ganz unterschiedlich konstituieren (vgl. Spivak 2016: 88f., weiterführend 80–89). So möchte ich diskutieren, ob es nicht zu einer vereinfachten Verschiebung führt, wenn die ›Opfer‹ staatlicher Illegalisierungspraktiken nun zu ›freiwillig‹ handelnden Subjekten stilisiert werden – ohne den machstrukturellen Kontext zu beachten. Deutet sich hier eine Vereinnahmung unter dem Deckmantel der Selbstbestimmung der Subjekte an?

Ein genauer Blick auf die dialogisch-performativen Zwischenräume eröffnet eine weitere Dimension: Ich habe mit Nara über ihren Stolz gesprochen und meinem Gedanken Ausdruck verliehen, dass ich es traurig finde, dass sie allein mit ihrem Stolz ist, da es keine gesellschaftliche Anerkennung für das Leben in der Illegalität gibt.

Nara: »Wenn ich Nobelpreis gewonnen hätte, da würde ich sehr stolz sein, da würde ich auch angeben, aber ... [lacht] ... aber das, was ich hab, ist nur für mich, denke ich.«

Ich habe Fernando, Julia und Pablo gegenüber meine Bewunderung ausgedrückt, ihren Alltag über Jahre so gemeistert zu haben.

Fernando: »Das System funktioniert so, also musst du versuchen, dich anzupassen und mit aller Kraft den Richtlinien zu folgen, um möglichst lange drin zu bleiben. Aber in irgendeinem Moment schließt sich die Tür. Also das ... es gibt keine andere.«

Ich habe auch Rosina gespiegelt, wie beeindruckend und spannend ich ihre Schilderungen empfunden habe.

Rosina: »Ja, hoffentlich war das für dich jetzt nicht zu langweilig, weil das alles bei mir so gut gelaufen ist, also ...«

Im Gespräch adressiere ich meine Gesprächspartner:innen also zunächst als Illegalisierte und betone damit eine hegemoniale Ordnung. Dabei *positioniere* ich sie jedoch immer wieder auf einer idealisierten Ebene, welche dem ›Helden‹-Narrativ gleichkommt. Immer wieder kennzeichne ich ihre Schilderungen als ›bewundernswert‹, ›anererkennungswürdig‹ und ›spannend‹. Ich erkenne in den hier skizzierten Reaktionen eine Zurückweisung der von mir vorgenommenen ›Helden‹-Stilisierung und der damit einhergehenden Romantisierung. Während Rosina ihre Erfolge betonen muss und ihre Reflexion über die ›guten‹ und ›schlechten‹ Migrant:innen teilt, setzt sie sich gleichzeitig gegen meine zuschreibende Positionierungsaktivität zur Wehr – das Erzählte ist nicht ›spannend‹. Denn eine empfundene Spannung verdeckt auch wiederum das darunter Liegende und offenbart einen gewissen Zynismus, die faktisch von der Gesellschaft Ausgeschlossenen in ihrer Positionierung zu idealisieren, als gäbe es hier etwas Erstrebenswertes (»Wenn ich Nobelpreis gewonnen hätte«). So hat auch Spivak bereits problematisiert, »individuelle Heroen auf der Seite der Unterdrückten zu romantisieren« (Spivak zitiert in Castro Varela/Dhawan 2015: 192). Hier zeigt sich, dass die Verschiebung von den machtlosen ›Opfern‹ zu den selbstbestimmten ›Helden‹ einer erneuten Vereinnahmung erliegt, die sich auf der Deutungsfolie des ›Spannenden‹ bewegt. Die Mystifizierung, die sich im Typus des ›Gespensts‹ (vgl. Kapitel II. 2.2) versinnbildlicht, bedient die Zuschreibung des ›Faszinierenden‹, wie es auch Andersson (2014: 10) treffend beschreibt: »Yet for me as for other writers, beyond this task of exposure was an abiding *fascination* with the figure of the clandestine migrant« (Herv. i. O.). Sowohl das ›Opfer‹ als auch der ›Held‹ liefern durch ihre affektiv-pathische Funktion eine vereinfachte Antwort auf die Frage, wer sich hinter dem ›illegalisierten Migrant‹ verbirgt.

Zusammenfassend kristallisieren sich drei zentrale Punkte in der Positionierungsaktivität heraus. Erstens werden neben dem Bezug zu positiv konnotierten Mobilitätstypen Abgrenzungen betont. Ich möchte die Abgrenzung auf zwei Ebenen verorten. Da ist zum einen die Abgrenzung von einem normativen gesellschaftlichen Diskurs und zum anderen die Abgrenzung von einer Positionierungsaktivität im Setting einer Interviewsituation. Diese Ebenen lassen sich nicht getrennt voneinander denken, da gesellschaftliche Bilder und Diskurse in den Interviewkontext hineinragen und auch durch mein Eingeschriebensein in eben diese Gesellschaft und meine Verortung als diametral Gegenübergestellte in der Gesprächssituation wirksam werden. Zweitens würde sich jedoch keine:r meiner Gesprächspartner:innen auf einen ›Typ‹ oder eine ›Figur‹ alleine reduzieren lassen und so spiegelt sich in Gesprächsausschnitten ein performatives Wechselspiel zwischen der Aneignung des dominanten Diskurses und dem gleichzeitigen Widersetzen. Ersteres ist in folgenden Aussagen zu erkennen:

Nara: »[A]So wenn man illegal wird, dann betrügt man eine ganze Land, sozusagen.«

Fernando: »[S]chauen Sie mal, was ich ohne Papiere Ihnen sage, was ich von diesem Typen [Donald Trump] ... was er macht, ist gut!«

Rosina: »Also gut, das einzige, das wissen wir alle, es ist gegen das Gesetz, irgendwo zu bleiben! Das wissen wir!«

Und Zweiteres äußert sich in den Interviews wie folgt:

Nara: »Aber wenn man so, ... gefühlsmäßig ist es so, ... ich sage nicht, dass es richtig ist, ... wenn man also gefühlsmäßig, man soll ein bisschen Mitleid haben, ja! Und ja, wie ist die Geschichte und wie schwer hat sie es gehabt.«

Fernando: »Ich würde es wieder tun, ja. Ich würde es noch zehnmal tun. ICH würde es machen.«

Rosina: »Sie war keine Kriminelle oder so! Und das ist das, was ich megatruaurig finde.«

In diesem Wechselspiel findet eine permanente Aneignung und Verwerfung der im gesellschaftlichen Diskurs präsenten Typen und Figuren und des ihnen inhärenten ›Kriminell‹- beziehungsweise ›Nicht-kriminell‹-Paradigmas statt. Diese Komplementarität *muss* immer wieder betont werden, da sich die Erzählungen nicht vom Sprachraum des dominanten Diskurses trennen lassen, und so kann die eigene Einbindung sowohl zur »Affirmation, das heißt Selbstunterwerfung unter diesen Diskurs führen«, oder aber auch zu einer schrittweisen »Verschiebung der diskursiven Formationen – oder aber zur offensiven Wendung des Stigmas [...] benutzt werden« (Lutz 2010: 130). Diese Wendung des Stigmas, welche zu einer diskursiven Verschiebung beitragen könnte, berührt den dritten zentralen Aspekt: Die im dominanten Diskurs präsenten Ordnungen erzwingen immer eine Abgrenzung – sei es zum ›Vagabunden‹, wie Bauman sagen würde, oder aber zum ›Verbrecher‹ in der Formulierung Arendts. Immer ist es jedoch die Ablehnung einer Grenzfigur, da gerade diese mit stark affektiven Zügen belegt ist, und es sind diese drei – ›Helden‹, ›Opfer‹, ›Feinde‹ –, die eine einengende Zuspitzung auf eine kriminalisierende, eine viktimisierende oder romantisierende Struktur bergen. Diese kann einem Menschen nicht gerecht werden, oder um es mit Heidrun Friese zu formulieren:

Mobile Menschen sind weder Feinde, Opfer noch Heroen. Es gilt also, das Einverständnis aufzukündigen und das Politische im Zwischenraum, in den Bruchstellen im verzweigten Geflecht dieser Bilder aufzufinden und zu retten. (Friese 2017: 23)

Die dem dominanten Diskurs inhärenten funktionalen Facetten der ›Held-Opfer-Feind‹-Figuren tragen so zu einer Verschiebung bei: Von den ›Opfern‹ werden sie zu ›Helden‹ stilisiert und genau hier sehe ich eine Abgrenzung meiner Gesprächspartner:innen, die sich nicht auf dieser Folie lesen lassen wollen, weil beides immer noch in die mystifizierende Figur des ›Gespenstischen‹ eingespeist ist.

Fernando: »Hier sind wir Gespenster.«

2. (Nicht-)Sprechen und Schweigen im normativen Diskurs

»Wir hören ein Gewirr von Stimmen, aber niemand hört richtig zu«, formuliert Hito Steyerl (2016: 15) einleitend zu Spivaks Essay *Can the Subaltern Speak?* und wirft die Frage auf, ob das Ziel, eine gemeinsame Sprache zu finden, nicht wiederum eine Hürde markiert, welche »uns den Blick auf das gemeinsame Zuhören verstellt« (ebd.: 15f.). Spivak unterscheidet analytisch zwischen Reden und Sprechen – wobei sie mit Letzterem den gelungenen Sprechakt bezeichnet (vgl. Kapitel III. 3.1). Wenn ich mich im Folgenden auf das ›Sprechen‹ beziehe, meine ich nicht, dass die hier skizzierten Sprechakte so interpretiert werden, wie von meinen Gesprächspartner:innen intendiert – diese Deutungsmacht steht mir nicht zu. Mit der Bezugnahme auf das ›Sprechen‹ möchte ich den Blick also nicht auf das ›Gelingen‹ oder ›Nicht-Gelingen‹ lenken, sondern auf den Raum des Zuhörens und damit auch das ›Nicht-Sprechen‹ und das Schweigen hörbar machen.

Schweigen ist, mit anderen Worten, in die Ordnung des Sagbaren eingelassen, ja mehr noch: Schweigen fundiert, ermöglicht das, was sagbar ist. Schweigen [...] ankert in Sprache, und Bedeutung wiederum ankert in Schweigen. (Hark 2015: 290)

Das ›Nicht-Sprechen‹ kann sich dabei sowohl im vergeblichen Suchen nach Formulierungen äußern oder in einer Sprachlosigkeit und einem Schweigen zum Ausdruck kommen.

Nara: »Oder man hat keine Geld für Essen, ne, so, und ich hatte Tage, dass ich wirklich keine Essen hatte und da wusste ich nicht, was ich machen sollte und ähm [Pause] ... das ist wirklich sehr schrecklich ... und ähm, weiß ich nicht ...«

Lydia: »[kurze Pause] No. When we arrived in Germany. Before we arrived we know, ahm I don't know anybody. [Sie zieht ein Taschentuch aus ihrer Tasche, lächelt] But, ahm, I think I'm lucky [...].«

Miguel: »No, no please! For me it's no problem because these are things I have really inside and the only person that knows is him and I really like to speak about it!

Die hier angedeuteten Gesprächsfragmente machen eine Sprachlosigkeit auf unterschiedliche Art und Weise deutlich. Während Nara die Sprache versagt, sie keine Worte mehr findet, lässt Lydia das Wegbrechen der Worte nicht zu, indem sie den Blick auf das Positive lenkt. In Miguels Worten spiegelt sich hingegen das Paradox, dass gerade durch sein stetiges Betonen, sich öffnen zu wollen, ihm dies nicht möglich ist – auch weil ich ihm diesen Raum in der Gesprächssituation nicht gewähre. Um den hier aufscheinenden Abstufungen von Sprachlosigkeit nachzuspüren, skizziere ich zunächst den Versuch, das Schweigen als solches hörbar zu machen. Gerade das Lachen von Miguel und das Nicht-Sprechen von Phileas zeigen auf, wie dem Schweigen oder der Sprachlosigkeit zugehört werden kann und muss.

Das Gespräch mit Miguel (vgl. Kapitel IV. 6) ist von einer doppelten Spannung durchzogen und kommt in einem Sprechen und Nicht-Sprechen gleichermaßen zum Ausdruck. Auf der einen Seite drückt sich durch die Betonung des ›Geschehen-Lassens‹, die Zeit verstreichen zu lassen, Miguels Handeln sowohl als Aktivität als auch Passivität gleichermaßen aus. Während ich ihm Passivität zuschreibe, lenkend

in den Gesprächsverlauf eingreife und ihm dabei Handlungsmacht entziehe und gleichzeitig zuzuschieben versuche, steht auf der anderen Seite Miguels immer wieder aktiv artikuliertes Bedürfnis zu reden: »*Can I say everything?*«. Indem ich wiederum in seinem Sprechen interveniere, bleibt einzig Miguels Lachen, welches sich in seine Schilderungen schiebt und sich über das Erzählen weiterer Erlebnisse legt.

Ich: »*Oh, it's terrible...*«

Miguel: [*lacht laut und nervös*]

Ich: »*Very difficult situation ... [Pause] Are you looking forward going back to Peru now?*«

Das Gespräch spiegelt in aller Deutlichkeit wider, wie die aktive Facette des Performativen unauflöslich mit dem Nicht-Tun, dem Geschehen-Lassen verbunden ist (vgl. Fischer-Lichte 2012: 87). Miguels Schilderungen sind von dieser aktiv-passiven Struktur durchzogen und werden im Prozess der Interviewführung dialogisch reproduziert, indem ich seinen aktiven Wunsch, alles zu erzählen, unterbinde und Miguel sich im Akt des Geschehen-Lassens wiederfindet. Einzig das Lachen markiert den Bruch, die Leerstelle, das Nicht-Gesagte. Vielleicht markiert das Lachen auch einen Widerstand und kommentiert so den Akt des Zum-Schweigen-gebracht-Werdens. Den Raum des Zuhörens zu eröffnen bedeutet, dieses Lachen zu hören und als Sprechen ernst zu nehmen. Indem dem Lachen zugehört wird, lässt sich Miguel nicht mehr einseitig auf den passiven Moment des die »Wirkungen der Handlungen Anderer Erleidende[n]« (ebd.) reduzieren, sondern sein Mitbestimmen und sein Bestimmt-Werden greifen im Dialog ineinander und werden sichtbar.

Phileas: »*Dann ich hab, bin gefahren nach Italien. Jetzt ich will, ich leben in Italien, wenn kommen mit Papier, dann weiter, schauen wir mal, was machen.* [*lacht*]«

Ich: »*Ja.*«

Phileas: »*Mh.*«

Das Gespräch mit Phileas ist von einer Stagnation durchzogen – es will sich kein Re-
fluss einstellen. Ein gegenseitiges Verstehen und Miteinander-Kommunizieren wird im formalen Akt der Interviewführung unmöglich gemacht (vgl. Kapitel IV. 8). In der Interviewsituation legt sich eine Künstlichkeit auf das Gespräch. Phileas beginnt mit den Worten: »*Normalerweise ich habe gelebt auch, sie weiß schon, in Deutschland*«. Das ›sie weiß schon‹ macht deutlich, dass er nicht mich adressiert, sondern nur mir zuliebe das erzählt, von dem er weiß, dass ich es weiß. Und so werden im Dialog erneut die repetitiven Fragen reproduziert, die kein persönliches, kein intimes Erzählen ermöglichen, sondern ein Erzählen *für* abbilden. Das Erzählen *für* den Antrag auf Asyl, das Erzählen *für* Sachbearbeiter:innen, *für* Anwäl:innen, *für* Behörden. Marie Hoppe (2018: 115) skizziert die Kritik an der von Rosenthal als universell dargestellten Methode des biografisch-narrativen Interviews, denn Erzähltraditionen, Deutungsmuster und biografisches Erzählen sind stark kontextuell gebunden und Lebensgeschichten werden nicht zwangsläufig ausschließlich in Erzählungen ausgedrückt. Die vermeintlich universale Methode des biografisch-narrativen Interviews wird im Gespräch mit Phileas als akademisches Konstrukt entlarvt. Dass keine ›Erzählkoda‹ hergestellt werden kann, kann nach Helma Lutz (2010: 128) auch auf ein Abgetrenntsein von sprachlicher Einbindung und damit auf ein Leiden oder einen artikulierten Widerstand hindeuten. So könnte

das Interview als eine für Phileas unausgesprochene Last gelesen oder als eine von ihm zum Ausdruck gebrachte Irritation interpretiert werden. Dadurch markiere ich Phileas jedoch als Person, die dem akademischen Diskurs diametral gegenübergestellt ist und gar nicht hörbar gemacht werden kann, und dränge ihn in vorgefertigte Deutungsfolien. Der Raum des Zuhörens begrenzt sich auf den artifiziellen Kontext des Interviews und macht die vorangehenden Begegnungen und Gespräche unhörbar. Der stilistische Bruch, der in der Analyse hier eine Gegensätzlichkeit zu vorangehenden Gesprächsanalysen markiert, zeigt jedoch eine weitere Dimension: Das Erzählen über Flucht, Ankommen und Warten ist von einem gesellschaftsnormativen Diskurs vereinnahmt, welcher sich einerseits in den dominanten Narrativen über ›Helden‹, ›Opfer‹ und ›Feinde‹ spiegelt und andererseits im behördlichen Kontext ganz bestimmte Erzählungen hervorbringt, die immer auf der Spannung ›wahr–falsch‹ sowie ›schutzbedürftig–nichtschutzbedürftig‹ gelesen und ausgewertet werden. Diese Ebene liegt jedoch quer zu der Begegnungsebene, die mich mit Phileas verbindet, und der Versuch, in der Interviewbegegnung einen gemeinsamen Raum der Erzählung zu erzeugen, schlägt notwendigerweise fehl. Es ist mein Anliegen, dem Schweigen einen Raum zu geben und dieses als ein notwendiges Nicht-Sprechen über die von der dominanten Diskursmacht vereinnahmten Themen evokativ hörbar zu machen.

Während ich das Nicht-Sprechen und Schweigen bei Miguel und Phileas im dialogisch-performativen Aushandlungsprozess skizziert habe, wird dieses in anderen Gesprächen im Sprechen über aufenthaltsrechtliche Illegalität direkt thematisiert und in den Gesprächsverlauf eingebracht.

Nara: »[M]an ist illegal und weiß nicht, wohin, und dann darf man auch nicht sagen, dass man illegal ist, und das passt eigentlich zueinander, aber das muss sein, man muss sich schützen, dass man nichts sagt [...].«

Die Schwierigkeit des Sprechens über aufenthaltsrechtliche Illegalität wird wiederholend zum Ausdruck gebracht und zeigt das Paradox auf, einerseits den Druck zu benennen, nicht sprechen zu dürfen, aber andererseits gleichzeitig darauf angewiesen zu sein.

Nara: »Jajaja, aber von meiner Seite, der schlimmste Druck war, ähm, dass, ja, dass niemand wusste, dass ich illegal war. Niemand. Außer [...].«

Nara: »[J]emand muss wissen, dass ich auf der Welt bin, und wenn jemand mich ... niemand weiß, dass ich da war!«

Rosina: »Am Anfang hab ich das nicht erzählt, weil man einfach, also, die Deutschen sind sehr nett, aber die haben auch Angst, weil eigentlich ist das auch ein sehr schwieriges Thema, ne, aber doch alle Familien wussten es dann schon, alle, weil, wenn irgendwas passiert, die können dir ja helfen.«

Juan: »Also nee wirklich, es ist schon was Privates von mir und ich will auch nicht, dass es jeder hört und dass sie wissen, dass ich illegal war.«

Juan: »Ja genau, weil ich musste jemand in der Firma sagen, dass ich illegal war, weil ich hatte keine Papier.«

Miguel: »[S]ome people in the group of theatre knew that I was illegal and I just say this because you cannot even say to anyone ... because you don't know what happens then.«

Julia: »Und es gibt Menschen, die zum Beispiel ... die uns manipulieren wollen, wenn sie merken, dass sie diese Macht besitzen [...]. Deshalb ist es ein bisschen kompliziert, wenn die falsche Person von diesem Thema erfährt.«

Die Vorsicht des Sprechens darüber ist auf mehreren Ebenen begründet. Da ist zum einen die Angst vor Denunziation (*Julia: »Es ist besser zu schweigen, besser sich abzusondern ...«*). Denn so sind Reaktionen von Außenstehenden im Vorfeld schwer abschätzbar. Während Nara eine positive Erfahrung macht und Bewunderung und Faszination für ihr Erleben erfährt,

Nara: »[W]o ich ihr das erzählt habe, sie hat geweint, [...] und sie hat gesagt, ich hab viel erlebt, aber was du erlebt hast, das ist Wahnsinn, so.«

so ist es bei Miguel eine klare Abwehrreaktion, welche zum Kontaktabbruch führt:

Miguel: »[A]nd the answer of him was, we cannot speak anymore because you're a criminal. I mean, he never tried to help me, [...]. He completely blocked me. He didn't want to speak with me anymore.«

Neben der Problematik, mögliche Reaktionen abzuschätzen, ist da zum anderen auch die Schwierigkeit, es überhaupt in Worte zu fassen und sich verständlich zu machen:

Julia: »Sie weiß nicht, wovon ich rede, wenn ich sage, sie soll es nicht versuchen, weil es sehr schwer ist und nicht so, wie sie es sich vorstellt. Aber es ist schwer und du merkst es erst, wenn du es erlebst.«

Das Verstehen kann Julia zufolge nur nach dem tatsächlichen Erleben erfolgen. Es ist nicht in Worten beschreibbar und sie kann ihrer Familie in Kolumbien nicht erklären, warum es für sie keine Möglichkeiten mehr gibt, länger in Deutschland zu bleiben, und warum sie anderen Familienmitgliedern davon abrät, denselben Weg zu gehen.

Julia: »Mein Vater sagt: »Aber es kann doch nicht sein, dass es nicht möglich ist, und jetzt mit dem Baby, vielleicht kann man ja doch was machen.« [...] und »Seid ihr sicher, dass ...?« Sie ... wenn es nach ihnen ginge, würden wir noch länger hier bleiben, weil sie die Wirklichkeit nicht kennen.«

Diese ›Wirklichkeit‹ ist überfrachtet und vereinnahmt von einem wirkmächtigen Narrativ:

Julia: »Ich habe mir diese Idee verkaufen lassen, dass es mein Traum ist, mein Land zu verlassen, und dass dieser Traum woanders liegt.«

Es ist dieses Narrativ, welches ein Erzählen der Realität, wie sie Julia durchlebt hat, verhindert. Ihre Familie in Kolumbien reagiert mit Unverständnis. Lutz (2010: 126) beschreibt dieses Phänomen mit einem doppelten normativen Bezug, welcher in einer transnationalen Biografie wirksam wird, denn »[a]bhängig davon, wo und wem sie erzählt wird, müssen die ErzählerInnen in der Lage sein, Sinnhorizonte in jede Richtung zu übersetzen«. Die Familie Julias reagiert nicht ablehnend gegenüber der Tatsache, dass sie ohne Aufenthaltsstatus in Deutschland lebt – sie reagiert aber verständnislos, dass dieses Leben nicht funktionieren soll. Freund:innen und Bekannte in Deutschland

wiederum reagieren verständnislos auf die Tatsache, dass so ein Leben überhaupt möglich ist. Hier deuten sich miteinander verschränkte ideologische Diskurse an, denn so liegt aus der Perspektive von Julias Familie betrachtet in dem Leben in Deutschland ohne Aufenthaltsstatus zunächst eine Anziehungskraft und ein erstrebenswertes Ziel begründet, während aus ›deutscher‹ Perspektive die ideologische Bezugnahme auf den Straftatbestand betont wird (vgl. auch Spivak 2016: 89). Es ist demnach sowohl die normative Dimension des Feldes innerhalb der deutschen Gesellschaft, welche das Sprechen darüber vereinnahmt, als auch das wirkmächtige Narrativ der Familie in Kolumbien, was es Julia erschwert, sich verständlich zu machen. Und so deutet sich eine erzählerische Leerstelle an, das Fehlen eines »Tertium Comparationis, das den jeweiligen nationalen und lokalen Kontext übersteigen und auf das sich eine transnationale Erzählung in positiver Weise beziehen kann« (Lutz 2010: 26).

Kai: »Ja, ja. Für mich ist es sogar unformulierbar.«

Die Schwierigkeit des Sprechens, welche an das Verstehen geknüpft wird, scheint in unterschiedlicher Weise immer wieder auf. Kai benötigt viele Worte, um seine Sprachlosigkeit zu beschreiben, und ist beständig auf der Suche nach Formulierungen, die das fassen, was er ausdrücken möchte.

Kai: »[U]nd des, siehst du, verstehst du, vielleicht bring ich immer noch nicht so auf den Begriff, aber es sind zwei Zustände, die nicht wirklich kompatibel sind. Also ich, ich ... versuche nicht so daraus irgendwelches Recht für mich zu erzeugen, verstehst du, es ist mehr eine Natürlichkeit, die vorhanden ist, eine Selbstverständlichkeit.«

Immer wieder dringt das ›verstehst du‹ in seine Sätze ein und hier verbirgt sich womöglich ähnlich wie bei Miguel (»I really like to speak about it«) die Problematik, all das in Worte zu kleiden, und gleichzeitig das artikulierte Bedürfnis, sich *verständlich* machen zu wollen.

Juan: »Und dann hab ich Mona kennengelernt und ich hab ihr sofort erzählt, wie meine Situation war am Anfang, [...] und dass ich ... ja, dass ich illegal hier war. Und ich hatte am Anfang, ... es war schwer zu verstehen.«

Die im gesellschaftlichen Diskurs vorhandene Unbegreiflichkeit legt sich neben der normativen Vereinnahmung zusätzlich über das Reden der Betroffenen, da sich der Sprechakt nicht ohne das verständnisvolle Zuhören verwirklichen kann. Sich verständlich machen zu wollen, wird in der Adressierung an mich als Forscherin in der Gesprächssituation wirksam (›verstehst du?«), sodass vielleicht in allen Gesprächen ein konstantes Hintergrundrauschen vorhanden ist, ein ›Es ist schwer zu verstehen‹.

Fernando: »Und der Schaden, den man uns zufügen kann, ist sehr groß, verstehen Sie?«

Fernando: »[W]ir lassen nicht das einfache Deutschland hinter uns, verstehen Sie?«

Nara: »[U]nd viele Leute verstehen das nicht, oder wollen nicht verstehen und das find ich sehr schwierig.«

Juan: »Und ich wusste nicht, ob sie das verstehen könnten und da hatte ich Angst.«

Kai: »Verstehst du, also verstehst du [lacht] meine Emotion?«

Das Verstehen muss immer wieder abgesichert werden, entweder indem ich direkt adressiert werde oder indem die Angst vor Unverständnis benannt wird.

Juan: »Weißt du, das sind Sachen, die man nicht mit allen redet und wenn man ... es ist eine, wie eine Erleichterung. [...] Und ja, es war wirklich eine Erleichterung! Ich hab mich ein bisschen freier gefühlt, als ich das alles raus von mir ... und äußern konnte.«

Miguel: »[A]nd I really like to speak about it! I like to just let it out! So for me it's a good experience.«

Lydia: »I also need to thank you because you give me the chance to ahm let me to recall my experience and I also, when I told you my experience, I also told myself... yeah, it's a piece of cake! Yes. Just it.«

Nara: »Ich rede gerne, ich unterhalte mich und dann ist es schön zu hören, in vier Jahren, ich habe mich nicht geändert. [lacht] Ich bin immer noch die Nara wie vor vier Jahren!«

Kai: »Ich hab so viel geredet, wie du siehst. [lacht] Ich danke dir sehr für das offene Gespräch. Ich hab mich eher dann auch sehr verstanden gefühlt von dir.«

Rosina: »Ja, hoffentlich war das für dich jetzt nicht zu langweilig, weil das alles bei mir so gut gelaufen ist, also ...«

Während Juan und Miguel eine Erleichterung betonen, etwas äußern und ›rauslassen‹ zu können (auch wenn es nur partiell gelingt), klingt in Lydias Worten an, froh zu sein, für sich selbst die Dinge nochmal geordnet zu haben und sich womöglich so etwas von der inneren Schwere genommen zu haben (»I also told myself... yeah, it's a piece of cake!«). Ähnlich interpretiere ich Naras Aussage, in der eine Erleichterung anklingt, dass ich das von ihr skizzierte Selbstbild verstanden habe, welches ich ihr in einem Zweitgespräch zurückspiegeln (»Ich bin immer noch die Nara wie vor vier Jahren!«). In Kais Formulierung, sich verstanden gefühlt zu haben, liegt vielleicht eher der Apell begründet: Bitte verstehe mich (richtig)! Rosina bringt zum Ende unseres Gesprächs zum Ausdruck, mir womöglich etwas geschildert zu haben, mit dem ich nicht gerechnet haben mochte. Ich interpretiere ihre Aussage ähnlich wie Kais: Bitte verstehe mich (richtig). Dahinter steckt womöglich das eigentliche Bedürfnis, die eigene Perspektive schildern zu wollen, um sie einem dominanten medialen Bild entgegenzuhalten und um sich von normativen Zwängen zu befreien. Es findet eine Vereinnahmung statt, die zwischen Abwehr und Faszination changiert. Diese äußert sich auch in der Bezugnahme und Verwerfung auf die im gesellschaftlichen Diskurs inhärenten Figuren, indem positiv konnotierte Bilder aufgerufen werden, um sich gegen die ›anderen‹ abzugrenzen – auch um aufzuzeigen: Wir sind nicht die öffentlich-medial geächtete Figur der:des ›Illegalen‹. Das Sprechen ist jedoch auch durch die emotionale Dimension der Scham von der Diskrepanz geprägt, einerseits gar nicht darüber reden zu wollen, weil es etwas Unangenehmes berührt, und andererseits aber das Bedürfnis zu haben, sich verständlich machen zu wollen, sprechen zu *müssen*.

Nara: »[U]nd dann, wenn ich unbefristet habe, so, wenn ich mit Ausbildung fertig bin, dann bin ich so puh! Jetzt kann ich ausatmen, dann kann ich sagen, jetzt schäme ich mich vor niemanden!«

Gleichzeitig fehlen immer wieder die Worte, um ein tatsächliches Verstehen und damit Verständlich-Machen abzusichern. Darin spiegelt sich die Macht des dominanten

Diskurses, oder um es mit Steyerl (2016: 12) zu formulieren: »Die Ordnung der Diskurse erlaubt die Artikulation bestimmter Sachverhalte nicht, da sie selbst auf diesem Schweigen beruht.«

Ich: »Ja, aber es tut mir sehr leid, dass ... dass es keine Möglichkeiten gibt für euch, weil ... ja. Es tut mir sehr leid.«

Fernando: »[...] Sie haben jetzt die Möglichkeit gehabt, uns kennenzulernen. Aber wenn das Gesetz es nicht zulässt und Sie eine Entscheidung fällen müssen, werden Sie sehr wahrscheinlich sagen: »Es tut mir sehr leid, aber ich kann nicht.« Warum? Weil das das Gesetz ist, nicht wahr? Es gibt keinen anderen Weg.«

Julia: »Das ist das Gesetz und es gibt kein anderes.«

Rosina: »Weil es gibt Gesetze ne. Und du könntest zum Beispiel viele Leute kennenlernen, die illegal sind, die deiner Meinung nach hier eigentlich bleiben dürften, aber du kannst ihnen nicht helfen.«

Dem Bedürfnis, einem normativen Diskurs ein anderes Bild entgegenzuhalten, steht jedoch die Resignation gegenüber, dass genau das nicht möglich ist, dass das Gesetz immer wieder für die Verschiebung hin zu einer kriminalisierten Handlung sorgen wird.

Zusammenfassend möchte ich das Nicht-Sprechen und das Schweigen als wiederkehrende Struktur auf drei Ebenen verorten, welche nicht trennscharf voneinander abzugrenzen sind, sondern übereinanderlagern und ineinandergreifen. Die erste Ebene zeigt den performativ-dialogischen Aushandlungsprozess: Da ist das Schweigen in Gesprächssituationen, Momente, in denen die Sprache versagt, Gesprächsfäden abgebrochen werden. Es sind erzählerische Leerstellen, welche dialogisch-performativ reproduziert werden und welche ich anhand meiner Gespräche mit Miguel und Phileas herausgearbeitet habe. Dem Lachen, dem Schweigen und dem Nicht-Sprechen zuzuhören, differenziert die Fokuslenkung auf Redeanteile aus und erweitert diese um zusätzliche Sinndimensionen. Die zweite Ebene markiert das Sprachliche, die Sprechakte: Dem Schweigen zuzuhören, zeigt zudem eine dem Feld inhärente Struktur auf, welche das Sprechen über aufenthaltsrechtliche Illegalität mit dem Nicht-Sprechen verknüpft. Da ist der gesellschaftliche Druck der Tabuisierung, welcher ein Schweigen abverlangt, um sich nicht in Gefahr zu bringen. Da ist die Thematisierung der Sprachlosigkeit an sich, es selbst nicht formulieren zu können, sich nicht verständlich machen zu können, weil das Sprechen darüber durch ideologische Diskurse unterschiedlich vereinnahmt wird. Die dritte Ebene macht den inneren Aushandlungsprozess auf persönlicher Ebene sichtbar: Die emotionale Dimension von Scham macht das Sprechen darüber unangenehm und steht dem persönlichen Bedürfnis gegenüber, aber genau das zu tun und dabei vor allem *verstanden* zu werden. Das Sprechen darüber kann erleichternd sein und zeigt gleichzeitig die dahinterliegende Resignation auf. Ich möchte damit nicht meine Position der Forscherin überhöhen und zeigen, dass die Gespräche mit mir einen befreienden oder gar therapeutischen Effekt erzielt haben. Vielmehr möchte ich deutlich machen, wie sehr das abverlangte Schweigen auf dem Sprechen lastet. Ein Gesprächsangebot anzunehmen, kann als ein Versuch gelesen werden, genau das zu probieren, darüber zu sprechen und der eigenen Sprachlosigkeit zu entkommen.

Aber kann das Sprechen darüber gelingen? Hier verbildlicht sich in gewisser Weise die Krux, dass sowohl Erzähltraditionen als auch Deutungsmuster, die im biographischen Erzählen aufgerufen werden, nicht aus dem ›luftleeren Raum‹ gegriffen sind. Sie lassen sich nicht vom Sprachraum des dominanten Diskurses trennen. Das bedeutet, dass sich in der Erzählung wiederum eine innerhalb einer kulturellen Matrix präsente ›Normalitätskonstruktion‹ spiegelt (vgl. Lutz 2010: 122). Aber die Verschiebung hin zu dem, was nicht in Sprache gefasst werden kann, kann zumindest, wenn auch leise und bruchstückhaft, latente Deutungsebenen freilegen, welche quer zum normativen Diskurs liegen. So sieht Steyerl (2016: 16) gerade hierin das Vermächtnis von Spivaks Essay *Can the Subaltern Speak?*, welches nicht darin bestehe, »das autistische ›Für-sich-selbst-Sprechen‹ der einzelnen Subjekte zu verstärken, sondern vielmehr darin, ihr gemeinsames Schweigen zu hören«.

3. Positionieren auf der (Un-)Sichtbarkeitsachse

In Kapitel II. 2.2 der theoretischen Spurenlegung habe ich neben der im hierarchischen Mobilitätskontinuum angesiedelten Typen des ›Touristen‹ und ›Vagabunden‹ das ›Gespenst‹ als ihr ›unsichtbares‹ Gegenstück herausgearbeitet. Genau hier verläuft die (Un-)Sichtbarkeitsachse, die in öffentlich-medialen, politischen wie auch sozialwissenschaftlichen Diskursen eine Unsichtbarkeit erzeugt, die es aufzudecken gilt (vgl. Kapitel II. 3). Im Folgenden spüre ich dem Aufscheinen dieser (Un-)Sichtbarkeitsachse nach, um ihr Hineinreichen und Wirken in der Interviewbegegnung herauszuarbeiten.

Die Metapher des ›Gespensts‹ tritt nur in einem Gespräch explizit in Erscheinung:

Fernando: »Auch, weil das so ein Thema ist, von dem niemand spricht. Ein Thema, dass ... wir sind Gespenster. Hier sind wir Gespenster.«

Fernando verknüpft das ›Gespenstische‹ mit der Unmöglichkeit des Sprechens. Das ist interessant, weil er dadurch auch deutlich macht, dass die Unsichtbarkeit nicht beim Individuum liegt, sondern auf der Sprache lastet. Es sind die Sprache und das Sprechen, welche verheimlicht werden müssen:

Fernando: »Es sind Gespenster und das ist ein Thema, das niemand weitersagt, weil es so sensibel ist.«

Während sich also der öffentlich-mediale Blick bemüht, das ›Gespenstische‹ bei der Grenzfigur zu verorten, stabilisieren Ansätze wie die Autonomie der Migration das Narrativ der Nicht-Kontrollierbarkeit der Migration und sehen in der klandestinen Mobilität und Grenzüberschreitung häufig einen politischen Akt begründet (vgl. Kapitel II. 1.2.2). Der Nexus ›heimlich–unheimlich‹ durchzieht die Diskurse und mobilisiert Abwehr auf der einen und Faszination auf der anderen Seite: »Ein Gespenst geht um in der Welt, und sein Name ist Migration« (Hardt/Negri 2003: 225). Die ›Gespenster‹ der Mobilität verweisen nicht nur auf ihre Nicht-Fassbarkeit, ihre Nicht-Zuordenbarkeit, sondern immer auch auf diesen Nexus, was so viel bedeutet wie: Hier gibt es ›Spannendes‹ zu entdecken (vgl. Kapitel II. 2.2). Fernando bringt mit seiner Verknüpfung jedoch eine ganz andere Dimension zum Klingen: Das ›Gespenstische‹ ist gerade nicht

die ›Unsichtbarkeit‹ des Daseins, der Mobilität oder der Grenzüberschreitung, sondern das *verbale* Abgeschnittensein. Darin liegt das ›Gespenstische‹ ihrer Situation begründet und so deutet Julias Frage auch eine Bitterkeit an, wenn sie sagt: »*Und wo verstecken sich all diese Menschen? [lacht]*«, woraufhin sie sich selbst die Antwort gibt: »*Es ist so, dass sie so normal aussehen ...*«. Liegt womöglich nicht genau hier ein Bemühen um Sichtbarkeit, welches in vielen Diskursen von außen unsichtbar gemacht wird? »*Es ist so, dass sie so normal aussehen ...*« – Ist es diese ›Normalität‹, die Julia andeutet, welche einerseits notwendig ist, um sich zu ›verstecken‹, und die ihnen andererseits abgesprochen wird?

Das ›Gespenst‹ wird nur in einem Gespräch direkt benannt, aber in den Erzählungen aller Gesprächspartner:innen klingt ein Ringen um Sichtbarkeit an. »*Es ist so, dass sie so normal aussehen ...*«, sagt also Julia und Fernando ergänzt:

»Ich gehe händchenhaltend mit meiner Frau durch die Straßen, meine Frau ist schwanger, mein anderer Sohn ist auch dabei ... Wer würde sich vorstellen, dass diese Familie so ist? Das ist doch eine ganz gewöhnliche und normale Familie.«

In dieser Aussage bündelt sich die ganze Last der Positioniertheit im hegemonialen Diskurs, welcher ein nationalstaatszentriertes Denken manifestiert, denn in der Formulierung »*Wer würde sich vorstellen, dass diese Familie so ist?*« entfaltet sich das Markiert-Werden als abseits der Norm und zugleich die damit verbundene Sprachlosigkeit. Wer würde sich vorstellen, dass diese Familie *so* ist. Das ›so‹ ist das ›andere‹, das Gegenbild zur ›ganz gewöhnlichen und normalen Familie‹. Aber dieses Gegenbild kann nicht konkret benannt werden, es ist das Unbestimmte, die Abgrenzung, es existiert nur als das ›Nicht-Normale‹. Wenn Fernando also sagt: »*Hier sind wir Gespenster*«, stellt er diese dem Bild der ›gewöhnlichen‹ Familie gegenüber und verdeutlicht, dass sie nicht tatsächlich Gespenster sind, sondern dass sie zu Gespenstern *gemacht* werden, weil ihnen die Normalität letztlich aberkannt wird und es paradoxerweise einzig diese nach außen aufgezeigte Normalität ist, die das Leben überhaupt ermöglicht.

Kai: »Und dann, wenn du, ... mich jetzt so auch äh, in der Uni treffen würdest, würdest du nicht vermuten, dass ich eigentlich ein Problem mit dem Visum hätte. Verstehst du? Und äh, ja, das ist vielleicht eine Situation.«

Es ist die gleiche Dimension, die Kai versucht zu fassen, wenn er sagt: »*[D]as würdest du nicht vermuten.*« Dahinter steckt genau wie bei Julia und Fernando der Gedanke, dass es nichts ist, was den Menschen anzusehen wäre. Das ›Verstehst du?‹ drängt sich in die vielleicht zunächst simpel anmutende Erläuterung und macht dadurch deutlich, dass das Thema hier eine Dringlichkeit besitzt.

Nara: »[H]ier ist eine illegale Frau, die ich kenne [...] und der Arbeitgeber gibt ihr die Arbeit, weil er denkt, sie ist normal, sie hat normalen Aufenthalt, [...]«

Die dichotome Spannung von ›normal–nicht-normal‹ schreibt sich in das Sprechen ein und zeigt eine dominante Ordnung auf, »*weil er denkt, sie ist normal*«. Diese ist von einer Sichtbarkeit formiert, die besagt, dass es das spezifische Bild ›des Illegalisierten‹ nicht gibt und dass die eigentliche Sichtbarkeit im ›Gewöhnlichen‹, im ›Normalen‹ liegt, denn niemand würde es vermuten, niemand würde wissen, dass hier jemand ›so‹ ist. Es wird

in den Aussagen also nicht nur ein Diskurs transparent gemacht, sondern auch das Bedürfnis nach einer Sichtbarmachung:

Juan: »Ich hab natürlich versucht, mich zu verhalten so wie jeder Mensch, also ich hab z.B. immer eine Fahrkarte gekauft! Immer! Weil ... wenn ich eine Strafe gekriegt hätte, dann wusste ich, dass ich, dass es dann auch rauskommt, dass ich auch illegal bin. Oder dann hab ich ... keine Ahnung, auch die Ampel hab ich immer auf Grün gewartet. Ich war richtig ...«

Mona: »Schön angepasst.«

Miguel: »[I]f you're illegal, you're trying as much as you can to not make a crime, or they try to avoid so many situations, you know, they're hiding!«

Rosina: »Ja, und dann benimmst du dich richtig, richtig gut! [laut] Dann kommst du nie auf die Idee, eine Ampel bei Rot zu überqueren, nein, das machst du nie! Wenn du illegal bist, dann machst du alles ganz genau! Wenn du mit dem Fahrrad fährst, dann hast du immer Lichter, da hast du deine Bremsen, alles funktioniert! [lacht]«

Nara: »[A]ber trotzdem musste ich unbedingt die Fahrkarte bekommen, weil das, weil wenn man illegal ist, ist das das größte Risiko! Schwarz zu fahren und ja, [...], man soll nicht auffallen!«

Fernando: »Hab immer deine Fahrkarte dabei, geh nicht über rote Ampeln, ehm ...«

Julia: »Genau, verhalte dich korrekter als die anderen!«

Fernando: »... Als alle anderen! Ja, ich darf mir weniger Fehler erlauben als Sie. Verstehen Sie?«

Wieder adressiert mich das »Verstehen Sie?« und die Aussagen zeigen auf, dass die (Un-)Sichtbarkeitsachse etwas andeutet, gegen das meine Gesprächspartner:innen aufbegehren müssen. So hat auch Peter Nyers (2019: 159) subsumiert, dass die erlernte Unsichtbarkeit und das Schweigen sowohl als Zeichen der Machtlosigkeit als auch des *Empowerments* gelesen werden können, denn einerseits exkludieren sie und andererseits bilden sie erst die Ressource, partiell an der Gesellschaft teilzuhaben. Was da jedoch aus der Unsichtbarkeit hervortritt, was da im Verborgenen stattfindet, ist eine praktizierte Heimlichkeit, die sich als gelebte ›Normalität‹ entpuppt, als ›bürgerlicher‹ Alltag:

Julia: »[W]ir hätten ... wir wären gute Bürger gewesen. (lacht) Also wir wollten arbeiten, wir wollten ein normales Leben, ein normales Sozialleben.«

Rosina: »Mein Leben war fünf Jahre lang illegal, d.h. zu Hause, arbeiten, arbeiten, dann in die Schule und dann nach Hause und dann arbeiten, es war immer dasselbe.«

Juan: »[W]ie jeden Tag aufstehen ... meine Geschwister in die Schule schicken, keine Ahnung kochen, [...] und dann hab ich mich, ähm, in diesem Thema und in diesem Bereich Elektrotechnik, hab ich mich selber gebildet sozusagen.«

Kai: »[J]eden Tag sind wir in der Früh zur Messe gegangen und dann haben wir den ganzen Vormittag zusammengearbeitet. Den ganzen Prüfungsstoff durch gegangen.«

Die Aussagen stehen weder für die medial heraufbeschworene Grenzfigur und den mit ihr verbundenen ›Held-Opfer-Feind‹-Diskurs noch für politischen Aktivismus und Widerstand gegen strukturelle Ungleichheit und nationale Ausgrenzung. Diese Aussagen stehen vielmehr für Redundanz und ein unaufgeregtes Leben. So hat es Friese (2017: 72) treffend formuliert:

Im Alltag der Illegalisierten geht es jedoch weniger um revolutionäre Störung des Eingetrichteten und seiner Normalität, sondern eher um einen alltäglichen Kampf um Anerkennung und ein einzurichtendes normales Leben, der eher das Bestehende affirmiert, weil er das Überleben garantieren soll.

Vielleicht ist es dieses Bedürfnis nach Anerkennung des ›normalen‹ Lebens, welches hier zum Ausdruck kommt und welches es erzwingt, das Bestehende gar nicht hinterfragen zu wollen, sondern vielmehr zu stützen. Um diese Anerkennung abzusichern, muss sich gegen die Mystifizierung zur Wehr gesetzt werden.

Ich: »Und er hat dir dann auch geholfen oder wie war seine Reaktion?«

Kai: »Ich weiß es nicht mehr. Ihn kannst du auch selbst fragen. Also könntest du. Ich weiß es nicht mehr. Ich weiß nur, dass alles eine sehr normale Sache gewesen ist.«

Als Kai einem Freund offenlegt, dass sein Visum bereits seit einiger Zeit abgelaufen ist, artikuliert er eine Beiläufigkeit und verweigert sich meiner Mutmaßung, dass es sich um eine ›brisanter‹ Situation gehandelt haben könnte – es sei »eine sehr normale Sache« gewesen ist. Damit sagt er mir auch: Hier ist nichts Heimliches, nichts Unheimliches, denn »[i]hn kannst du auch selbst fragen«.

Miguel: »Well, I want to stay in Peru, I want to have it normal. [lacht]«

Nara: »[I]ch will auch ganz normal, ganz normal leben. Vielleicht kommt es auch von der Illegalität, weiß ich nicht.«

Nara: »[I]ch liebe zu arbeiten eigentlich. Nein, es geht nicht um Arbeit, es geht darum, dass ich in Gesellschaft mitlaufe. Das ist es. Ich will ... Normalität.«

Julia: »Ich würde mir wünschen, dass wir von Anfang an legal gewesen wären und von Anfang an hätten glücklich sein können. Denn wenn wir von Anfang an glücklich gewesen wären, dann könnte ich sehr wahrscheinlich die Sprache, ich hätte schon eine Ausbildung gemacht, ich hätte ein normales Leben.«

Gleichzeitig drückt sich in den Aussagen auch aus, dass die beschworene ›Normalität‹ zwar eine ist, die nach außen gewahrt und betont werden muss, die aber gleichzeitig auf wackeligem Boden steht. »Wer würde sich vorstellen, dass diese Familie so ist?« Das Gefühl von ›Normalität‹ kann sich erst einstellen, wenn das Leben in der aufenthaltsrechtlichen Illegalität überwunden ist.

Juan: »Und ich glaub, aus diesen Grund, ähm, mein Ausbilder, meine Kollegen jetzt, vertrauen mir ein bisschen mehr, als würd ich ein normaler Auszubildender sein, der in Wirklichkeit nicht so viel Ahnung hat. Und ... weil, die fragen mich oft, [...], wieso kannst du das machen? [...] Ich könnte ihnen auch sagen, nee, ich war illegal und da hab ich mir einen Job da gesucht. [lacht]«

Die aufenthaltsrechtliche Illegalität markiert eine Besonderheit. Juan wird eben nicht als ›normaler‹ Auszubildender wahrgenommen, seine Kenntnisse sind umfangreicher als die anderer Anfänger:innen und er wird nicht sagen können, wo er bereits überall gearbeitet hat. Das ist dann die eigentliche Besonderheit, denn hier schließt sich wieder der Kreis zu Fernandos Aussage: Nicht die Illegalisierten sind die ›Gespenster‹, das ›Gespenstische‹ ist das, was nicht sagbar ist, das ›Gespenst‹ ist das Fehlen der Worte, das aberlangte Schweigen.

Die Unsichtbarkeit und das Schweigen könnten zu einer Verweigerung von Subjektivität führen. Gleichzeitig bilden gerade diese, so Nyers (2019: 159), auf der anderen Seite den Boden, auf dem politische Subjektivität ausgeübt werden kann. Es sind diese Praktiken der Subjekte, die durch das Einnehmen einer transnationalen Perspektive manchmal vorschnell im widerständigen, politischen Raum verortet werden (vgl. Karakayalı 2008: 254) oder durch Ansätze der Autonomie der Migration wie auch der *Acts of Citizenship* als Kämpfe der Migrant:innen hervorgehoben werden (vgl. King 2016: 46f.; kritisch hierzu: Friese 2017: 102). Die ›Unsichtbarkeit‹ und das ›Schweigen‹ werden als aktivistische Strategien redefiniert und so werden die Migrant:innen als politische Subjekte sichtbar gemacht. Diese erzeugte ›politische Subjektivität‹ könnte in der Aussage Lydias anklingen, wenn sie sagt:

»[T]he politics also need to revolution, because if you didn't push this revolution so of course the politics be like that.«

Aber wird politische Subjektivität nicht zur gleichen Zeit wiederum negiert und verweigert, wenn Julia erläutert, dass es ihr Wunsch gewesen wäre, von Anfang an einen legalen Aufenthaltsstatus zu besitzen, und Nara affirmiert: »Heute was ich mir wünsche, ich hab immer gesagt, ich will genau das, was andere haben, ich will einfach ein ganz normales Leben! Ich will ein ganz normales Leben!«. Vielleicht ist dies letztlich auch das eigentliche Anliegen Lydias:

»I didn't go to find a job, I didn't get Kindergeld. I get ... so I get nothing from the government. But I just [...] consume here. Yes? So why I cannot be here?«

In diesen Aussagen spiegelt sich weniger ein widerständiger Kampf, sondern vielmehr jene von Friese benannte unterstützende Bezugnahme auf das Bestehende und der Wunsch, einfach genauso teilzuhaben an der Gesellschaft wie alle anderen auch, ohne diese Gesellschaft neu formieren oder gar revolutionieren zu wollen. Genau in dieser Affirmation und in dem gleichzeitigen Negieren eines aktivistischen Handelns ist das eigentlich Politische aufzufinden. Es konstituiert sich in dieser Bruchstelle, in dem Wunsch nach Anerkennung eines ›normalen‹ Lebens. Die politische Botschaft ist nichts anderes als das, was ich mit den Worten Sandro Mezzadras (2009: 220) zusammenfassen möchte, nämlich die Forderung, eine »Möglichkeit eines direkten Zugangs zur Bürgerschaft in der Europäischen Union zu schaffen, die sich einfach auf die Tatsache des Aufenthalts gründet« (Herv. i. O.).

Fernando: »Also was wäre dann der Wunsch gewesen? Er ist schon vorbei.«

Julia: »Der Wunsch ... ist schon vorbei. Er kann sich nicht mehr erfüllen.«

Die dem Feld inhärente (Un-)Sichtbarkeitsachse durchzieht die Gespräche auf unterschiedlichen Ebenen und lässt sich unter drei zentralen Perspektiven subsumieren, welche auch bereits in den vorangehenden Kapiteln angedeutet wurden: Erstens entfaltet der Nexus ›heimlich–unheimlich‹ eine Abwehr und Faszination für die zugeschriebene ›Unsichtbarkeit‹ der illegalisierten Migration. So habe ich gezeigt, dass die diskursive Verschiebung von der Stilisierung zum ›Opfer‹ hin zu den ›Helden‹ in der Mystifizierung des ›Gespenstischen‹ verhaftet bleibt (vgl. Kapitel IV. 10.1). Zweitens sind nicht die Subjekte die eigentlichen ›Gespenster‹. Das ›Gespenstische‹ ist vielmehr die Unmög-

lichkeit des Sprechens, das Abgeschnittensein von Sprache und damit die Verschiebung in eine strukturelle Sprachlosigkeit und ein Nicht-Sprechen (vgl. Kapitel IV. 10.2). Drittens manifestiert sich die (Un-)Sichtbarkeitsachse in der normativ-politischen Struktur und erzeugt selektive Sichtbarkeiten, gegen die aufbegehrt werden muss. Dabei wird die dominante Ordnung von ›normal–nicht-normal‹ als Bezugsgröße sichtbar und verweist auf das Bedürfnis, eine ›Normalität‹ zu affirmieren, um in die durch die Forscherin vorgenommene Positionierung als Besitzer:innen einer ›nicht-normalen‹ Biografie zu intervenieren. Und hier entfaltet sich eine gemeinsame Struktur, welche als Widerstand meiner Gesprächspartner:innen gelesen werden kann, und meine in den Gesprächen leise mitschwingende implizite Annahme, hinter der (Un-)Sichtbarkeitsachse das Faszinierende aufzudecken und aufzuzeigen, verweigert. Die Verweigerung zielt auf die repetitive Unsichtbarmachung in gesellschaftsnormativen Diskursen ab, an der auch Wissenschaft ihren Anteil hat. Das ›Spannende‹, das ›Faszinierende‹ erzeugt ein Spannungsverhältnis, welches den ›Held-Opfer-Feind‹-Diskurs durchzieht, und führt dazu, eben nicht die Alltagsnormalität, welche Illegalisierte genauso produzieren, zu visualisieren, zu beschreiben oder anzuerkennen.

VI. Abschließend: Die Leerstellen

1. Assoziative Spuren

Die Erinnerung sagt: Du willst recht tun? Zähle nicht auf mich

wir sind die neuen menschen.
nehmt euch in acht.

Ich bin ein Kanal in Europa, in dem Leichen schwimmen
Ich bin ein Massengrab

wir leben nicht in staaten.
wir leben auf der ganzen welt.
wir leben nicht in ländern.
wir leben in netzen. [...]

Ich bin wieder entstehendes Leben
wir sind neue menschen.
Ich bin ein gedeckter Tisch mit Platz für den Fremden
Ich bin ein Feld mit Ecken für die Besitzlosen ...

wir brauchen keine staatsbürgerschaft.
wir wollen nicht dazugehören.
wir wollen nicht ausgeschlossen werden.
wir brauchen keinen staat.
wir versorgen uns selbst.

Ich bin ein eingewanderter Schneider, der sagt *Ein Mantel*
ist nicht nur ein Stück Stoff ...

wir sind ärzte.
wir sind händler.
wir sind schreiber.
wir sind spieler.
wir sind frauen.
wir sind männer.

Ich träumte von Zion, ich träumte von einer Weltrevolution ...

wir sind nervös. [...]

Ich bin eine Leiche, die man aus einem Berliner Kanal zog
ein Fluss in Mississippi

wir laden eure Ikw's ab.
morgens um vier.
wir spülen eure teller.
nachts um zwei. [...]

Ich bin eine Frau, die mit anderen schwarz gekleideten Frauen steht ...

wir waren au-pair.
wir waren student.
wir waren tourist.
wir waren flüchtling.
wir lächeln. [...]

Das Gesicht unverhüllt zuhört ...

wir sind viele.
wir kennen alle regeln.
damit uns niemand erkennt. (Bicker 2009: 94-104)
Ich stehe hier in deinem Gedicht, unsatisfied ... (Rich 1991)¹

Zwischen ›Wir‹ und ›Ich‹ ein Bruch. Eine Leerstelle.

Es gibt ein Bilderbuch, es ist für Kinder. Darin spaziert ein Bär, der zuvor nicht da war, durch einen Wald und horcht: »Der wundersame Wald war um diese Zeit von *Es war einmal* sehr still.« Es gibt viele Arten von Stille, denkt der Bär (vgl. Lavie 2014).

Er zählt die Blumen und kommt auf das Ergebnis, dass die Blumen, die Anzahl ›schön‹ haben. Denn die Blumen sind schöner, als sie 38 sind. Er trifft auf eine Schild-

1 Das Gedicht der feministischen Autorin und Dichterin Adrienne Rich ist vollständig im englischen Original 1991 erschienen (Rich 1991: 44). Die hier gedruckte deutsche Übersetzung gibt einen Ausschnitt des Gedichts wieder und ist einer Analyse Homi K. Bhabhas entnommen (Bhabha 2014: 63).

kröte, die fragt: »Woher bist du gekommen?« Der Bär antwortet: »Ich bin von *hinter* mir gekommen.«

»Ach ja?«, sagt die Schildkröte. »Ich war gerade da und hab dich nicht gesehen.«

»Da muss ich gerade weggegangen sein«, erklärt der Bär.

»Und wohin willst du?«

»Ich will ... mal sehen ... ich will *geradeaus*.«

»Ja, ich weiß, wo das ist«, nickt die Schildkröte, »es ist sehr beliebt. Heutzutage scheint da jeder hinzufahren.«

Als etwas Zeit vergangen ist, fragt der Bär: »Haben wir uns verirrt?«

»Ja, haben wir«, nickt die Schildkröte, »das gehört alles zu *geradeaus*.«

»Verstehe«, sagt der Bär.

Und irgendwann später fragt der Bär: »Haben wir uns immer noch verirrt?«

»Absolut«, erwidert die Schildkröte.

»Wie schön«, sagt der Bär (vgl. ebd.).

Zwischen ›schön‹ und ›38‹, zwischen ›woher‹ und ›wohin‹ ein Bedeutungsüberhang. Ein Möglichkeitsraum.

2. Über diejenigen, die (auch) da sind

ich habe ihn beraten und gesagt, deine situation ist aussichtslos. er hat gelacht. weil er mich nicht verstanden hat. was ist das: aussichtslos. ohne chance auf erfolg. was ist das: erfolg. du wirst nicht hierbleiben dürfen. was ist das: dürfen. ich bin doch da, hat er gesagt. (Bicker 2009: 115)

Das Aufeinanderprallen mehrerer Ebenen bündelt sich in einem Satz, in nicht mehr als vier Worten einer nüchternen Feststellung: »[I]ch bin doch da [...].« Da ist zum einen die Ebene, die eine epistemologische Neugier weckt. Eine Faszination und Bewunderung für etwas, was für viele undenkbar oder unbegreiflich erscheint. »[I]ch bin doch da, hat er gesagt.« Da ist zum anderen mein Bedürfnis, diese Realität zu verstehen – auch um die eigene Faszination selbstkritisch zu sezieren, machstrukturelle Asymmetrien zu benennen und transparent zu machen und um ein wertschätzendes Zuhören zu ermöglichen. »[I]ch bin doch da, hat er gesagt.« Und dann ist da eine weitere Ebene neben dem epistemologischen Interesse und einordnenden forschungstheoretischen Ansätzen: das tatsächliche Dasein, das Existieren all jener, die es eigentlich nicht geben dürfte.

in einem land zu sein und doch nicht in einem land sein. mitmachen ohne mitzumachen. alles sehen aber nichts berühren. (Bicker 2009: 11)

Im Forschungsprozess greifen theoretische Perspektiven und methodologische Überlegungen ineinander, um sich dann mit der Realität eines ›ich bin doch da‹ zu konfrontieren. Sprechen und Positionieren im machtdiskursiven Raum der Interviewbegegnung können keine zu repräsentierende ursprüngliche Wirklichkeit widerspiegeln, denn das Interview ist »keine Interpretation der Welt per se« (Denzin 2008a: 148). Wohl steht es aber in einer »interpretativen Beziehung zur Welt« (ebd.). In einem gemeinsamen

Raum einer Interviewsituation kann ein Bild davon entstehen, wie sich Menschen im globalen machtdiskursiven Gefüge selbst erfahren beziehungsweise dies für die Lesenden erfahrbar machen (vgl. Denzin 2008b: 180). Dieses Bild ist jedoch von Leerstellen durchzogen, welche sich durch die Ebenen theoretischer Reflexion wie methodischen Vorgehens gleichermaßen ziehen und in die Gesprächssituation hineinwirken. Die Leerstellen sind nicht in dem Sinne leer, sondern markieren den Ausgangspunkt einer Suche nach dem noch nicht Vorhandenen: nach alternativen Begriffsrahmen, nach Diskurserneuerungen, nach anderen Repräsentationsmodi.

Die theoretische Leerstelle Judith Butler warnt in ihrer dialogischen Reflexion mit Gayatri Chakravorty Spivak davor, die souveräne Logik, welche den verfassungsmäßigen Schutz nur für manche sichert, als Notwendigkeit festzuschreiben. Die Sprache wäre sonst so eingeschränkt, dass das Leben von Illegalisierten nur noch als »undifferenzierte Instanzen ›nackten Lebens«² (Butler/Spivak 2007: 31) zu beschreiben wäre (vgl. ebd.: 30f.). Es sei daher wichtig, vielseitige Formen von Taktiken, Widerständen und Gegenmobilisierung zu beschreiben, welche sich der souveränen Macht entziehen, sie subsumiert:

Ich denke, daß wir das Elend beschreiben müssen, ja wir sollten es tun, aber wenn die Sprache, mit der wir jenes Elend beschreiben, abermals voraussetzt, daß ›Souveränität‹ und ›nacktes Leben‹ Schlüsselbegriffe dafür sind, dann berauben wir uns selbst des Wortschatzes, den wir brauchen, um die anderen Netzwerke der Macht zu erfassen, zu denen es gehört, oder um zu verstehen, wie Macht an dieser Stelle umgestaltet wird oder gar an dieser Stelle sich sättigt. (Butler/Spivak 2007: 31)

Die Frage nach einem alternativen Vokabular, um, wie Butler formuliert, das ›Elend‹ beschreiben zu können und dabei gleichzeitig die Mechanismen anderer Netzwerke der Macht sichtbar zu machen, wird in der kollaborativen Studie von Carolina Alonso Bejarano und et al. (2019: 9) auf andere Weise berührt:

The situation of the undocumented – the consequences that illegalization, exploitation, and violence enact on their bodies, families, and lives – is clear and compelling. Under these circumstances, merely researching and writing academically about undocumented people seems profoundly immoral. To do so is to participate in the same abusive system that produce migrant vulnerability in the first place.

Das wissenschaftliche Sprechen über die Situation Illegalisierter lässt sich ihrer Ansicht nach nicht aus dem dominanten Diskurs lösen und damit deuten sie an, dass Butlers Suche nicht gelingen kann, da das Vokabular immer in der Sprache der ›Souveränität‹ verhaftet bleiben wird. Das ›Unmoralische‹ stellt für sie die Tatsache dar, dass das Leben und die Erfahrungen von Migrant:innen ohne Aufenthaltsstatus einzig als zu objektivierendes Rohmaterial dienen, »to fuel the academic engine« (ebd.: 10). Um diesem

2 Butler kommentiert in Verweis auf Giorgio Agamben, dass Staatsmacht beziehungsweise souveräne Macht einen Zustand erwirkt, der Subjekte außerhalb des Gemeinwesens verortet, welchen Agamben als ›nacktes Leben‹ beschreibt (vgl. Butler/Spivak 2007: 27f.). Spivak kritisiert, dass Agambens Vorstellung von Souveränität fern von allem sei, was heute geschehe (vgl. ebd.: 71).

Mechanismus zu entkommen, betonen sie ihr Anliegen, nicht allein Daten generieren zu wollen, sondern politisch-aktiv im ›Deportationsregime‹ der USA sowie in der akademisch-kapitalistischen ›Maschinerie‹ wissenschaftlicher Forschung zu intervenieren (vgl. ebd.). So verbinden sie ihren kollaborativen Ansatz mit künstlerisch-aktivistischem Engagement. In den Zitaten scheint ein Spannungsverhältnis auf, welches sich entweder in der Kritik an dominanten akademischen Diskursen und Strukturen und einem daraus resultierenden politischen Aktivismus entlädt oder – wie im Fall von Butlers Argumentation – innerhalb der Diskurse verhaftet bleibt und auf eine Suche abzielt, anderes Vokabular, andere Begrifflichkeiten zu finden, um eine Diskurserneuerung zu ermöglichen. Beide Argumentationslinien fußen jedoch auf einer gemeinsamen Annahme, welche jeweils als Kritik geäußert wird: nämlich dem Vorhandensein einer Dominanz, die das Schreiben vereinnahmt, und Vorschlägen, wie es anders, oder um es normativ zu formulieren, ›besser‹ gemacht werden kann. Diese Suche nach alternativen Termini und nach über den wissenschaftlichen Rahmen hinausweisenden Repräsentationsmodi markiert die Präsenz einer Leerstelle, denn das bestehende Begriffs- und Repräsentationsrepertoire scheint nicht ausreichend, um das Leben Illegalisierter zu theoretisieren.

An diese Suche anknüpfend markiert die theoretische Spurenlegung den Versuch, das Phänomen der aufenthaltsrechtlichen Illegalität nicht als unhinterfragten Ausgangspunkt oder gar natürliche Ordnung vorauszusetzen, sondern diese anzuzweifeln und zu verstehen, wie sich das Phänomen konstruiert. Mit Verweis auf den Literaturwissenschaftler Albrecht Koschorke formuliert Carolin Emcke (2018: 211), dass soziale Konflikte immer entlang narrativer Feldlinien choreografiert werden und demnach gelte es, mit dem eigenen Sprechen und Handeln diese Choreografien zu durchkreuzen. Die narrativen Feldlinien habe ich in einem Nachdenken über Grenzen, Mobilität und Bürgerschaft konturiert. Ein migrationsgeschichtlicher Blick auf Grenzziehungen sowie das Nachzeichnen migrationspolitischer Handlungspraxen, überlagert durch das demokratiethoretische Paradox des gleichzeitigen Ein- und Ausschlusses, zeigen nicht nur, wie aufenthaltsrechtliche Illegalität hervorgebracht wird, sondern auch, inwiefern sie eine Notwendigkeit darstellt, um das ›Eigene‹ und das ›Legale‹ zu definieren. In sich stetig verschiebenden Grenzziehungen schreiben sich postkoloniale Kontinuitäten fort und gestalten durch repressive Grenzpolitiken das Phänomen, welches es politisch zu bekämpfen gilt: Migrationskontrollpolitik erschafft und reproduziert illegalisierte Migration. Dabei wird der Fokus meist auf ›Fluchtmigration‹ verengt, während Menschen, die bereits seit Jahren ohne Aufenthaltsstatus in der faktischen Rechtslosigkeit Lücken auf dem Arbeitsmarkt füllen, aus dem öffentlichen wie politischen Blickfeld geschoben werden. Um dominante narrative Feldlinien zu stören und, wie Butler formuliert, sich nicht des Begriffsrahmens zu berauben, andere Formen des Widerstands sicht- und beschreibbar zu machen, muss immer eine Verschiebung, ein Perspektivwechsel betont werden. Migrationsforschungstheoretische Konzepte, welche eine kritische Haltung im Feld einnehmen, markieren diesen Versuch, die meist unhinterfragte Choreografie zu durchkreuzen.

Transnationalität als Perspektive forciert das Abschütteln eines methodologischen Nationalismus und ermöglicht eine Verschiebung des Sichtfeldes von einem peripheren Rand hin zum translokalen Zentrum der Migration. Die Autonomie der Migration als

Methode fordert die Abkehr von einer grenztheoretischen und bürgerschaftszentrierten Migrationsforschung und das Einnehmen der Perspektive der Migration, das Fokussieren auf die ihr inhärente eigendynamische Kraft der Bewegung. Die *Acts of Citizenship* als Konzept nehmen wiederum Akteur:innen in den Blick, die als aktiv Handelnde das Recht auf Teilhabe an der Gesellschaft, aus der sie formal ausgeschlossen sind, sichtbar machen. Es entsteht ein ›driftender Raum‹. Dieser wird durch dominante Ordnungen wie Grenzziehungen, Migrationskontrollpolitiken und Bürgerschaftskonzepte hervorgerufen und formiert sich durch Akteur:innen, die diese Ordnungen unterlaufen, indem sie Grenzen überwinden und Lebensnischen abseits des im Gesetz verankerten ›Legalen‹ gestalten. Die in diesem Raum agierenden Subjekte unterliegen einer normativen Vereinnahmung und werden in öffentlich-medialen wie gesellschaftspolitischen Diskursen als Typisierungen beziehungsweise Figurationen hervorgebracht. Dabei laufen auch migrationsforschungskritische Ansätze, welche dominante Diskurse irritieren möchten, Gefahr, Forschungssubjekte erneut auf der normativen Folie einer Figur oder Figuration zu produzieren. Manuel Dietrich und Boris Nieswand (2020: 146) analysieren die Forschungsagenda kritischer Migrationsforschung, welche darauf abziele, »politische Macht- und Herrschaftsverhältnisse zu verunsichern und gegebenenfalls zu deren Veränderung beizutragen«. Die aus dieser Kritik resultierende Fokuslenkung auf die Widerständigkeit der Subjekte führt jedoch zu einer erneuten Vereinnahmung und einseitigen Bezugnahme auf die ›Helden‹-Metapher und zur Zuschreibung von politischem Aktivismus. So wird das aktiv handelnde Subjekt »zum furchtlos entschlossenen Kämpfer, der eine neue Ordnung begründen soll« (Friese 2017: 70f.). Eine kritische Haltung im Feld der Migrationsforschung scheint von dieser Bestimmung, eine ›neue‹ Ordnung begründen zu müssen, geleitet.

Hier eröffnet sich eine Kluft zwischen Theorie und Empirie, wenn Vertreter:innen kritischer Migrationsforschung eine Verschiebung vom singulären Einzelschicksal hin zu Migration als Prozess beziehungsweise Struktur befürworten. Forschungssubjekte werden so migrantischen ›Kämpfen‹ eingeschrieben, wodurch »Ansprüche auf ein Leben in Normalität nach eigenen Wünschen und Träumen« (Friese 2017: 72) keine empirische Relevanz besitzen. Da es immer die Kritik ist, welche betont werden muss – sei es am methodologischen Nationalismus, am Bürgerschaftszentrismus, an grenztheoretischer Vereinnahmung –, müssen Forschungssubjekte dieser Abgrenzung dienlich sein. Das Phänomen der aufenthaltsrechtlichen Illegalität zu theoretisieren, ohne eine kriminalisierende Struktur zu reproduzieren, funktioniert jedoch nur als Ausübung von Kritik und durch die Betonung dieser wird immer eine Neigung stabilisiert, das Schreiben über Illegalisierte auf bestimmte Weise (normativ) zu rahmen, um sich von bereits vorhandener normativer Vereinnahmung zu lösen und abzugrenzen. Denn Kritik an sich ist »ein anfälliges Unterfangen. Sie zeichnet sich durch Instabilität aus. Noch mehr: Kritik ist auf das angewiesen, was sie in Frage stellt« (Mecheril et al. 2013: 29). So führt jedes Theoretisieren dazu, illegalisierte Migrant:innen entweder als vorwiegend aktiv Handelnde und somit politische Subjekte, die sich eigenständig ihre Rechte erkämpfen, zu stilisieren oder sie als passive, der staatlichen Repression Unterworfenen, darzustellen.

Spivak (2016: 55) entfaltet die Frage, was eine Arbeit *nicht* sagen kann, vor dem Hintergrund wissenschaftstheoretischer wie persönlicher Limitierungen. Um sich aus he-

gemonialen Ordnungen zu lösen, müssen Forschende, so Spivak (2016: 56), »das Geschrei ihres eigenen Bewusstseins (oder des Bewusstseins effekts, der durch eine disziplinspezifische Ausbildung bewirkt wird) außer Kraft setzen«. Ich bin der Überzeugung, dass die Bewusstseins effekte, die durch das Durchlaufen eines Studiums antrainiert werden, zwar reflektiert, nicht jedoch aufgelöst werden können. So habe auch ich mich in bestimmte disziplinspezifische Strukturen eingeschrieben, indem ich die Arbeit primär als eine migrationsforschungskritische einordne. Diese Perspektivierung produziert eine Choreografie entlang vorhandener narrativer Feldlinien und basiert auf der skizzierten Kritik, welche ihr »Primat [auf] der Befragung des Sozialen im Hinblick auf Machtungleichheiten und ihre[r] politische[n] Veränderbarkeit aufbaut« (Dietrich/Nieswand 2020: 147). Damit wird eine »Strukturierungsweise der Welt« unterstützt, welche »alternative Möglichkeiten des Ordners – und damit alternative Weisen des Seins – un(an)erkennbar machen« (Hark 2015: 292). Die Suche, wie sich die beständig reproduzierenden Choreografien innerhalb akademischer Theoriediskurse durchkreuzen lassen, muss aus diesem Grund unabgeschlossen bleiben, um sich nicht in festgefahrenen Strukturierungen zu verfangen. Das Eingeständnis, dass das Umgehen dominanter Ordnungen, in die auch Forschende eingeschrieben sind, nie vollumfänglich möglich ist, und ein damit einhergehendes Kontingenzbewusstsein führen deshalb am Ende immer auch zu der Frage: Was kann diese Arbeit *nicht* sagen?

Der theoretischen Leerstelle lässt sich nur mit einer methodologischen Perspektive begegnen, die das Subjekt in den Bruchstellen konkurrierender Figuren und Figurationen aufsucht. So ist die methodologische Suchbewegung durch eine *Reflexivität* als »erkenntnistheoretische Grundhaltung« geprägt, welche »auf einem Primat der Befragung der *Bedingungen der Möglichkeit von wissenschaftlicher Erkenntnis* fußt« (Dietrich/Nieswand 2020: 147, Herv. i. O.). Damit verschiebt sich der Fokus von der Frage nach »besserer« Beschreibung zu grundlegenden Fragen wissenschaftlicher *Repräsentation*.

Die methodische Leerstelle

Zwischen der Ausübung und der Freiheit bzw. jener Gleichheit, die gefordert wird, die ihr Gegenstand, ihr Ziel ist, klafft eine Lücke. Es verhält sich nicht so, daß durch Sprache alles vollbracht wird, als ob man sagen könnte, »Ich bin frei, und dann macht meine performative Äußerung mich auch frei«. Nein. (Butler/Spivak 2007: 47)

Butler adressiert damit singende Menschen ohne Aufenthaltsstatus auf den Straßen Kaliforniens: »Der Gesang macht die Straße wieder zur Bühne, er führt die Versammlungsfreiheit genau dann und genau dort auf, wo es gesetzlich verboten ist« (ebd.: 44). Sie singen für Gerechtigkeit und Gleichheit, aber der Akt der Aufführung macht sie noch lange nicht gleich und das System noch nicht gerecht: »Aber diese Forderung nach Freiheit zu stellen bedeutet, bereits mit ihrer Ausübung zu beginnen und hinterher ihre Legitimation zu verlangen« (ebd.: 47). Der performative Akt verweist auf die von ihr benannte Lücke zwischen der soziopolitischen Realität und dem geforderten Ziel. Die Lücke, die Butler zum Ausdruck bringt, lässt sich auch auf methodologischer Ebene reflektieren: Die *Performative-Social-Science-Methodologie* fordert mit ihrem Vorgehen eine Gleichheit und das Schaffen einer gerechteren Welt. Aber das politische Anliegen

und der Versuch einer wertschätzenden Begegnung, welche machtdiskursiven Strukturen entgegenwirkt, bedeutet nicht, dass dies auch gelingt. Auch auf methodischer Ebene kristallisiert sich eine Leerstelle heraus, die ich mit der von Butler analysierten Lücke markieren möchte: »[z]wischen der Ausübung und [...] jener Gleichheit, die gefordert wird, die ihr Gegenstand, ihr Ziel ist« (Butler/Spivak 2007: 47). Die methodische Leerstelle sichtbar zu machen bedeutet demnach, »die Lücke zwischen Ausübung und Verwirklichung zu verkünden und beides auf eine Weise in den öffentlichen Diskurs einzubringen, daß die Lücke sichtbar wird und zu mobilisieren vermag« (Butler/Spivak 2007: 47).

Die *Performative-Social-Science-Methodologie* impliziert eine reflexive Forschungshaltung, welche dominant choreografierte Wissenschaftspraxis um alternative narrative Linien zu erweitern versucht. Sie nimmt in Anlehnung an postkoloniale Theorien eine machtkritische und emotional involvierte Haltung gegenüber Dialogpartner:innen ein. Durch die Sichtbarmachung des eigenen Standpunkts werden auch zwischenmenschliche Facetten als Teil der Forschung reflektiert und als situierte kontextgebundene Prägung des Erkenntnisprozesses kenntlich gemacht. Diese Verschiebung hin zur Performativität einer Interviewsituation erlaubt einen *Shift* in der traditionellen Methodenkonvention, indem ›Beforschte‹ nicht zu Objekten einer Forschung stilisiert werden, sondern ihnen gleichberechtigte Mitsprache zugesprochen wird (vgl. Nestler 2014: 183).

Aus dieser Perspektive betrachtet, funktioniert das Interview als narratives Hilfsmittel, das Personen, sofern diese es wollen, die Möglichkeit gibt, Geschichten über sich selbst zu erzählen. Im Augenblick des Geschichtenerzählens haben ErzählerIn und ZuhörerIn, DarstellerIn und Publikum das gemeinsame Ziel, an einer Erfahrung mitzuwirken, die ihre gemeinsame Identität erkennen lässt. (Denzin 2008a: 141)

Im situativen Moment des Geschichtenerzählens entspinnt sich vor dem Hintergrund der thematischen Adressierung meiner Gesprächspartner:innen ein performativer Dialog, welcher ein Sprechen innerhalb machtvoller Differenzordnungen sichtbar machen kann. Um diesen von Norman K. Denzin beschriebenen Augenblick beziehungsweise die Erfahrung innerhalb des gemeinsamen Raums analytisch zu gestalten, habe ich die Gesprächsinhalte weder in übergeordnete Kategorien zerfallen lassen, noch vorschnell in größere Theoriezusammenhänge eingearbeitet. Um die intimen Spuren zwischenmenschlicher Interaktion nicht zu verwischen, habe ich stattdessen die in jedem Gespräch eigene Dynamik sowohl inhaltlicher wie auch atmosphärischer Art für sich isoliert herausgestellt. Denn Wahrnehmungsfiler, welche die Wirklichkeit durch Verallgemeinerungen verengen, machen einzelne Personen und ihre Handlungen unkenntlich (vgl. Emcke 2018: 213).

Einer machtkritischen Perspektive gerecht zu werden, bedeutet dabei auch, dominante Diskurse, welche in die Gesprächssituation hineinwirken, nachzuzeichnen und normative Vereinnahmung zu erkennen. Diese müssen beschrieben werden, um der Gefahr zu widerstehen, aufgrund der eigenen politischen Positioniertheit und der emotionalen Involviertheit ein bestimmtes Bild zu stabilisieren. Die eigene emotionale Betroffenheit zu überhöhen, bedeutet auch, das Elend zu überhöhen, die Handlungssohnmacht hervorzuheben, die Tendenz zu viktimisieren. Die eigene politische Positioniertheit zu benennen und das Einschreiben in eine kritisch motivierte Migrationsforschung

tragen wiederum zu einer gegenteiligen Stilisierung bei: dem Versuch, der Viktimisierung zu widerstehen, Aktivität zu suchen, widerständiges Potenzial aus jedem Satz winkeln hervorzuholen, um politische Subjekte, die Handlungsmacht demonstrieren, sichtbar zu machen. Die epistemologische Faszination als unhinterfragten Ausgangspunkt der Forschung zu bestimmen, birgt die Gefahr, die gehörten Stimmen zu idealisieren, sie zu romantisieren und zu poetisieren. All diese Strukturen zu benennen, bedeutet nicht, sie aushebeln zu können, denn es lässt sich nicht *nicht* normativ analysieren. Dennoch können eben diese normativen Vereinnahmungen des Feldes und damit einhergehend die eigenen ontologischen Verstrickungen als dominante Diskursmacht sichtbar gemacht werden und dafür sensibilisieren, den Menschen in den Bruchstellen dieser Vereinnahmung nachzuspüren: Die Transparenz des Eingebundenseins sowie die Fokuslenkung auf den dialogisch-performativen Kontext lassen das Gespräch und die Erzählungen als für sich stehende Momente hörbar werden. Diese werden jedoch nicht in das vermeintlich isolierte ›Einzelschicksal‹ verschoben. Gerade durch das individuelle In-Erscheinung-Treten der Subjekte können wiederkehrende Erzählstränge und Narrative sichtbar gemacht werden, die sich nicht aus der theoretischen Verengung herleiten, sondern in ihrer Einzigartigkeit und Allgemeinheit gleichermaßen zur Geltung kommen (vgl. Bourdieu 1997a: 788). Die wiederkehrenden Strukturen, welche die Gespräche durchziehen, verdeutlichen eine Abgrenzung von den im dominanten Diskursfeld erzeugten Figuren beziehungsweise Figurationen – auch gegenüber romantisierender oder heroisierender Vereinnahmung. Ein gemeinsames Schweigen und ein der Thematik inhärentes Nicht-Sprechen scheinen als strukturell verankerte Verbindungslinie auf und verweisen auf die Interdependenz der Nicht-Sagbarkeit und der (Un-)Sichtbarkeit. In dieser entfaltet sich ein repetitives Bemühen um die Sichtbarmachung einer Alltagsnormalität, die sich mystifizierender Zuschreibungen entzieht.

Wenn ich meine eigene Faszination für das Forschungsfeld offenlege, dann ist es diese, die mich meine Gesprächspartner:innen als bewundernswert positionieren und ihr Leben als spannend einordnen lässt, immer von dem Gefühl geleitet, Anerkennung erzeugen zu wollen für etwas, für das es sonst keine Anerkennung gibt. Nara lacht: »[D]ann hätte ich doch besser den Nobelpreis gewonnen.« Es ist eine Vereinnahmung, die von allen Seiten auf die Menschen einprasselt, von der sich nicht gelöst werden kann und welche den Begegnungsraum zum Ort ihrer Verdeutlichung, ihrer Sichtbarmachung werden lässt. Es ist dieser Raum, der jedoch gleichzeitig Möglichkeiten eröffnen kann, die einen gemeinsamen Versuch, den Vereinnahmungen zu entkommen, markieren. Dieser Raum wird genau dort aufgeführt, wo die Methodologie das Begehren nach emotional und politisch involvierter Forschung formuliert. Hier scheint eine Leerstelle auf, die Butler als Lücke benennt. Denn die Behauptung, eine postkolonial informierte Perspektive einzunehmen, Machtverhältnisse destabilisieren zu wollen, dominante Ordnungen hinterfragen zu wollen und dabei eine Veränderung herbeizuführen, heißt nicht, dass dies auch gelingt. Es stellt sich nämlich immer die Frage, *wer* eigentlich Erzähler:in ist.

Das Changieren zwischen ›analytisch-wissenschaftlicher‹ und ›literarischer‹ Schreibweise (welche sich nie ganz voneinander trennen lassen) legt die Konstruktion der Repräsentation einer situierten Gesprächsatmosphäre offen, kann aber auch dazu beitragen, Stimmen zu poetisieren. Denn die Geschichtenerzählerin ist die Stimme

der Forscherin. Es ist ihre Erzählung, die Spannung erzeugt, evokativ arbeitet, Gefühle freisetzt, die den Erzählverlauf lenkt, indem Kürzungen vorgenommen werden, interpretative Brücken geschlagen werden und selektiert wird, oder in Denzins (2008b: 181) Worten positiv formuliert: »In all diesen Formen ist ein seiner Rolle sich bewusster, aber auch moralisch und politisch bewusster Schreiber als Aufführender präsent.« Wenn es jedoch darum gehen sollte, einzelne Menschen und ihre Handlungen sicht- und hörbar zu machen und dies aus einer postkolonialen Perspektive zu reflektieren, entfaltet sich ein Widerspruch, da die Geschichtenerzählung weiterhin in der Hand der Forschenden liegt. Die Forscher:innen sitzen am längeren Hebel und haben den Anspruch inne, Deutungsangebote zu machen. Das ist der wunde Punkt der Methodologie, denn das Abwägen dieses schmalen Grades ist in sie eingeschrieben. Birgt die Irritation zwischen Wissenschaft und Kunst also die Gefahr, unter dem Deckmantel einer kritischen Methodologie die Macht einseitig auf den Gestaltungswillen des:der Erzählenden beziehungsweise Forschenden zu stabilisieren? Gleichzeitig ist es die künstlerische Intervention, die es ermöglichen kann, unhinterfragte Narrative zu irritieren und den dialogischen wie auch atmosphärischen Moment der Begegnung sowohl festzuhalten als auch auszuhalten, diesen nicht in einseitige Deutungsfolien zu überführen. Hier liegt die Stärke des Ansatzes, denn so sorgt gerade das Widersetzen gegen den konventionellen wissenschaftlichen Rahmen dafür, die Konstruktionsmechanismen in aller Deutlichkeit aufzumalen.

Ich möchte dies mit einer Analogie zum epischen Theater nach Bertolt Brecht verdeutlichen.³ Es sind die von ihm so benannten bewusst gesetzten ›Verfremdungseffekte‹, welche das ›Selbstverständliche‹ hinterfragbar machen. Vermeintlich ›natürliche‹ Vorgänge sollen verwundert aufgenommen werden und der:die Zuschauende wird nicht mehr in eine theatrale Handlung *hineinversetzt*, er wird ihr *gegenübersetzt*. Die Schauspieler:innen verwandeln sich nicht in eine Bühnenfigur, sie *zeigen* die Figur, sie *zitieren* und *wiederholen* ihren Text (vgl. Brecht 2009 [1973]: 248-250). Eine performative Methodologie ermöglicht genau das: Gesprächssegmente werden *zitiert*, *wiederholt* und *zeigen* einen gemeinsamen Raum der Erzählsituation. Die Lesenden werden nicht in diese *hineinversetzt*, im Sinne eines ›so ist es‹, sondern sie werden dieser *gegenübersetzt* im Sinne eines ›so könnte es sein‹. So werden im brechtschen Sinn die Konstruktionsmechanismen der Illusion des Theaters beziehungsweise die Illusion objektiver Wissensproduktion aufgelöst, um ein kritisch-reflexives und politisches Bewusstsein bei den Zuschauenden zu evozieren. Die *Performative-Social-Science-Methodologie* kann insofern als eine Intervention innerhalb des konventionellen Methodenkanons gelesen werden und gerade die dadurch erzeugte Irritation nötigt den Lesenden zugleich die Distanz ab, um sich immer wieder zu fragen: Was passiert hier gerade?

Die geschriebene Leerstelle - oder der Möglichkeitsraum Wenn eine wissenschaftliche Arbeit als Bühne gedacht werden kann, auf der etwas zur Aufführung gebracht wird, dann möchte ich mit den Mitteln der brechtschen Verfremdung die Leerstellen auf die geschriebene Bühne bringen. Auch eine wissenschaftliche Arbeit ist ein Bühnenraum,

3 Das ›epische Theater‹ ist ein von Bertolt Brecht geprägter Begriff und markiert eine Gewichtsverschiebung weg vom dramatischen Theater.

welcher ein Thema in Szene setzt, indem die Forschenden einen theoretischen Rahmen bestimmen, Konzepte vorstellen, diskutieren, verwerfen, indem Stimmen empirisch hörbar werden, sei es in Kategorien gebündelt, in Originalzitate belegt. Nicht die Illusion neutraler Ergebnisse, sondern die Transparenz ihrer Repräsentationsmechanismen steht im Scheinwerferlicht. Diese kleidet sich in eine Choreografie narrativer Feldlinien, welche einen dahinterliegenden Möglichkeitsraum andeutet.

Der Möglichkeitsraum kann erst durch das Konturieren der Leerstellen sichtbar werden und stellt eine Suche dar. Es ist die Suche nach einer Verschiebung von einem *über* ›die anderen‹ zu einem *mit* ihnen. Der Möglichkeitsraum ist dieser *gemeinsame* Raum, in dem sich Forschende und Gesprächspartner:innen begegnen und in dessen Dialog das Verstehen und Nicht-Verstehen gleichermaßen eingeschrieben sind. Es ist ein Raum, welcher keine allgemeinen Aussagen zulässt, sondern es ermöglicht, den Bruchstellen der in Bildern und Sprache erzeugten Vereinnahmungen nachzuspüren und dabei das Ringen mit Worten, das Nicht-Sprechen und Schweigen als Struktur lesbar zu machen. Erst in diesen Bruchstellen kann sich etwas Neues entfalten, das die starren narrativen Feldlinien verwischt und zarte Spuren alternativer Choreografien legt. Sie führen das Politische dort auf, wo sich der Wunsch nach Anerkennung einer Alltagsnormalität regt.

The product of research, whether an article, a graph, a poem, a story, a play, a dance, or a painting, was [...] not a conclusion but a turn in a conversation; not a closed statement but an open question; not a way of declaring ›this is how it is‹ but a means of inviting others to consider what it (or they) could become. (Bochner/Ellis 2003: 507)

Der Möglichkeitsraum ist eine Einladung, den Erzählungen über Gedankenwelten und Lebensnischen *zuzuhören*, welche sich performativ über das Wüten gesellschaftsnormativer Strukturen und dominanter Ordnungen hinweg in zwischenmenschlicher dialogischer Nähe entfalten und dabei den Fragen – Was kann diese Arbeit nicht sagen? Wer erzählt hier die Geschichten? – nicht mit eindeutigen Antworten zu begegnen.

Die Stille Sie werden vereinnahmt, ohne gesehen, ohne gehört zu werden, oder auf nur bestimmte Art gesehen und gehört. Es gibt auch nichts zu erzählen zwischen den Konturen im Vorfeld festgelegter Narrative und den ausgetretenen Pfaden sich wiederholender Choreografien. Wobei das nicht ganz stimmt. Es gibt vieles zu erzählen – Rufe nach Anerkennung von Normalität. *Wir wären gute Bürger gewesen*. Aber ›Normalität‹ lässt sich nicht gut beforschen. Das nimmt die Spannung, die Faszination, das Abenteurer und das Leid heraus. *Ich hoffe, das war jetzt nicht zu langweilig für dich*. Es ist eine politische und moralische Debatte. *Man betrügt ein ganzes Land sozusagen*. Eine normative Debatte. *Verstehen Sie?* Irgendjemand ruft dazwischen: Aber es geht doch um die anderen! Ich kann sie gar nicht hören! *Verstehst du, verstehst du, was ich meine?* Ein Mann. Eine Frau. Ein Kind. Da. Und wieder werden sie vereinnahmt, denn die Stimmen können nicht gehört werden, wenn Forschende so dominant auftreten. Sie können nicht gehört werden, wenn Forschende sie selbstredend ›für sich selbst sprechen lassen‹. Wir dürfen nicht viktimisieren, wird erörtert, wir dürfen nicht kriminalisieren, wird vorgeworfen. Wir dürfen uns nicht im Einzelschicksal verlieren, wird geflüstert. Aber wir dürfen auch

nicht heroisieren. Es wird ohnehin zu viel geredet. *Die meisten unserer Richter hatten kein Diplom.*

[Pause] [lautes nervöses Lachen]

Es gibt viele Sorten von Stille. Das Schweigen auf der anderen Seite ist jedenfalls sehr laut. Und hier liegt vermutlich die größte Leerstelle. Es knirscht im normativen Regelwerk, es kracht und rumpelt in den Fugen. Da ist aber kein Gespenst.

ich bin doch da, hat er gesagt.

Literatur

- Abraham, Anke (2002): Der Körper im biographischen Kontext. Ein wissenssoziologischer Beitrag. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Agamben, Giorgio (2002): Homo sacer. Die souveräne Macht und das nackte Leben. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Agier, Michel (2016): Borderlands. Towards an Anthropology of the Cosmopolitan Condition. Cambridge, Malden: Polity.
- Albrecht, Yvonne (2017): Gefühle im Prozess der Migration. Wiesbaden: Springer VS.
- Alheit, Peter; Dausein, Bettina; Fischer-Rosenthal, Wolfram; Hases, Andreas; Keil, Annelie (Hg.) (1999): Biographie und Leib. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Alonso Bejarano, Carolina; López Juárez, Lucía; Mijangos García, Mirian A.; Goldstein, Daniel (2019): Decolonizing Ethnography. Undocumented Immigrants and New Directions in Social Science. Durham, London: Duke University Press.
- Alscher, Stefan; Münz, Rainer; Özcan, Veysel (2001): Illegal anwesende und illegal beschäftigte Ausländerinnen und Ausländer in Berlin. Lebensverhältnisse, Problemlagen, Empfehlungen. In: *Demographie aktuell* (17).
- Alt, Jörg (1999): Illegal in Deutschland. Karlsruhe: von Loeper Literaturverlag.
- Alt, Jörg (2003): Leben in der Schattenwelt. Problemkomplex illegale Migration; neue Erkenntnisse zur Lebenssituation »illegaler« Migranten aus München und anderen Orten Deutschlands. Karlsruhe: von Loeper Literaturverlag.
- Alt, Jörg (2009): Globalisierung, illegale Migration, Armutsbekämpfung. Analyse eines komplexen Phänomens. Karlsruhe: von Loeper Literaturverlag.
- Alt, Jörg; Bommers, Michael (2006): Illegalität. Grenzen und Möglichkeiten der Migrationspolitik. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Alt, Jörg; Fodor, Ralf (2001): Rechtlos? Menschen ohne Papiere. Anregungen für eine Positionsbestimmung. Karlsruhe: von Loeper Literaturverlag.
- Amnesty International (2017): EU-Kooperation geht mit Menschenrechtsverletzungen einher. Online verfügbar unter <https://www.amnesty.de/informieren/aktuell/libyen-eu-kooperation-geht-mit-menschenrechtsverletzungen-einher>, zuletzt geprüft am 18.12.2020.
- Anderson, Benedict R. (1988): Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts. Frankfurt a.M.: Campus Verlag.

- Anderson, Philip (2003): »Dass Sie uns nicht vergessen ...« Menschen in der Illegalität in München. Eine empirische Studie im Auftrag der Landeshauptstadt München. München: Sozialreferat der Landeshauptstadt, Stelle für interkulturelle Zusammenarbeit.
- Anderson, Philip (2010): Die Wahrung der sozialen und Menschenrechte von Menschen in der Illegalität. Hat man sie vergessen? In: LH München (Hg.): »Wir haben sie nicht vergessen ...« 10 Jahre Umgang mit Menschen ohne gesicherten Aufenthaltsstatus in der Landeshauptstadt München. Das Münchner Modell. München: Sozialreferat der Landeshauptstadt, Stelle für interkulturelle Zusammenarbeit, S. 50-62.
- Andersson, Ruben (2014): *Illegality, inc. Clandestine Migration and the Business of Bordering Europe*. Oakland, Kalifornien: University of California Press.
- Arantes, Lydia Maria; Rieger, Elisa (Hg.) (2014): *Ethnographien der Sinne. Wahrnehmung und Methode in empirisch-kulturwissenschaftlichen Forschungen*. Bielefeld: transcript Verlag.
- Arendt, Hannah (1955): *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft*. Frankfurt a.M.: Europäische Verlagsanstalt.
- Arendt, Hannah (2018): *Wir Flüchtlinge*. In: Hannah Arendt (Hg.): *Wir Flüchtlinge. Mit einem Essay von Thomas Meyer*. Stuttgart: Reclam, S. 7-36.
- Atkinson, Robert (2012): *The Life Story Interview as a Mutually Equitable Relationship*. In: Jaber F. Gubrium, James A. Holstein, Amir B. Marvasti, Karyn D. McKinney (Hg.): *The SAGE Handbook of Interview Research. The Complexity of the Craft*. Thousand Oaks, Kalifornien: SAGE, S. 115-128.
- Austin, John L. (1981): *Zur Theorie der Sprechakte. (How to do things with Words)*. Stuttgart: Reclam.
- Bade, Klaus J. (2001): Die »Festung Europa« und die »illegale Migration«. In: Klaus J. Bade (Hg.): *Integration und Illegalität in Deutschland. Rat für Migration*. Bad Iburg: Grote Druck, S. 65-76.
- Bade, Klaus J. (Hg.) (2001): *Integration und Illegalität in Deutschland. Rat für Migration*. Bad Iburg: Grote Druck.
- Balibar, Etienne (2009): *Europe as Borderland*. In: *Environment and Planning D: Society and Space* 27 (2), S. 190-215.
- Balibar, Etienne (2016): *Borderland. Europa als Grenze und die »Herausforderung der Migration«*. In: *Jungle World* (16), S. 18-23.
- Balme, Christopher (2008): *Einführung in die Theaterwissenschaft*. Berlin: Schmidt.
- Bauman, Zygmunt (1996): *Tourists and Vagabonds. Heroes and Victims of Postmodernity*. In: *Reihe Politikwissenschaft des Instituts für Höhere Studien, Abteilung Politikwissenschaft* (30), S. 3-15.
- Bauman, Zygmunt (1997): *Flaneure, Spieler und Touristen. Essays zu postmodernen Lebensformen*. Hamburg: Hamburger Edition.
- Bauman, Zygmunt (2006): *Verworfenes Leben. Die Ausgegrenzten der Moderne*. Hamburg: Hamburger Edition.
- Behar, Ruth (1997): *The Vulnerable Observer. Anthropology That Breaks Your Heart*. Boston: Beacon Press.
- Bendix, Regina (2006): *Was über das Auge hinausgeht: zur Rolle der Sinne in der ethnographischen Forschung*. In: *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 102 (1), S. 71-84.

- Benhabib, Seyla (2008): Die Rechte der Anderen. Ausländer, Migranten, Bürger. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Benz, Martina; Schwenken, Helen (2005): Jenseits von Autonomie und Kontrolle. In: *PROKLA* 35 (140), S. 363-377.
- Berg, Eberhard; Fuchs, Martin (1999): Phänomenologie der Differenz. Reflexionsstufen ethnographischer Repräsentation. In: Eberhard Berg und Martin Fuchs (Hg.): Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 11-105.
- Bethmann, Stephanie (2019): Methoden als Problemlöser. Wegweiser für die qualitative Forschungspraxis. Weinheim, Basel: Beltz Juventa.
- Bethmann, Stephanie; Niermann, Debora (2015): *Crossing Boundaries in Qualitative Research* – Entwurf einer empirischen Reflexivität der qualitativen Sozialforschung in Deutschland und den USA. In: *Forum: Qualitative Sozialforschung (FQS)* 16 (2). Online verfügbar unter www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/2216/3805, zuletzt geprüft am 29.04.2020.
- Bhabha, Homi K. (2014): Globalisierung und Ambivalenz. In: Isolde Charim (Hg.): Lebensmodell Diaspora. Über moderne Nomaden. Bielefeld: transcript Verlag, S. 53-64.
- Bicker, Björn (2009): illegal. wir sind viele. wir sind da. München: Kunstmann.
- Bochner, Arthur P.; Ellis, Carolyn (1996): Talking over Ethnography. In: Arthur P. Bochner, Carolyn Ellis (Hg.): *Composing Ethnography. Alternative Forms of Qualitative Writing*. Walnut Creek: Altamira Press, S. 13-45.
- Bochner, Arthur P.; Ellis, Carolyn (2003): An Introduction to the Arts and Narrative Research. *Art as Inquiry*. In: *Qualitative Inquiry* 9 (4), S. 506-514.
- Bochner, Arthur P.; Ellis, Carolyn (2006): Analyzing Analytic Autoethnography. In: *Journal of Contemporary Ethnography* 35 (4), S. 429-449.
- Bochner, Arthur P.; Ellis, Carolyn (2016): *Evocative Autoethnography. Writing Lives and Telling Stories*. New York, London: Routledge Taylor & Francis Group.
- Bochner, Arthur P.; Ellis, Carolyn (Hg.) (1996): *Composing Ethnography. Alternative Forms of Qualitative Writing*. Walnut Creek: Altamira Press.
- Bochner, Arthur P.; Ellis, Carolyn (Hg.) (2002): *Ethnographically Speaking. Autoethnography, Literature, and Aesthetics*. Walnut Creek: Altamira Press.
- Bojadžijev, Manuela (2011): Das Spiel der Autonomie der Migration. In: *Zeitschrift für Kulturwissenschaft* 5 (2), S. 139-146.
- Bojadžijev, Manuela; Goel, Urmila; Karakayalı, Serhat; Liebscher, Doris; Sternfeld, Nora; Türkmen, Ceren (2014): »Von der Notwendigkeit und Unmöglichkeit von Kategorien«. Ein Gespräch zur aktuellen kritischen Analyse von Rassismus. In: *Labor Migration* (Hg.): *Vom Rand ins Zentrum. Perspektiven einer kritischen Migrationsforschung*. Berlin: Panama Verlag, S. 25-44.
- Bojadžijev, Manuela; Karakayalı, Serhat (2007): Autonomie der Migration. 10 Thesen zu einer Methode. In: *TRANSIT MIGRATION* Forschungsgruppe (Hg.): *Turbulente Ränder. Neue Perspektiven auf Migration an den Grenzen Europas*. Bielefeld: transcript Verlag, S. 203-210.
- Bojadžijev, Manuela; Römhild, Regina (2014): Was kommt nach dem »transnational turn«? Perspektiven für eine kritische Migrationsforschung. In: *Labor Migration*

- (Hg.): Vom Rand ins Zentrum. Perspektiven einer kritischen Migrationsforschung. Berlin: Panama Verlag, S. 10-24.
- Bommers, Michael; Wilmes, Maren (2007): Menschen ohne Papiere in Köln. Eine Studie zur Lebenssituation irregulärer Migranten. Osnabrück (IMIS).
- Bonz, Jochen; Eisch-Angus, Katharina (2017): Sinn und Subjektivität. In: Jochen Bonz, Katharina Eisch-Angus, Marion Hamm, Almut Sülzle (Hg.): Ethnografie und Deutung. Gruppensupervision als Methode reflexiven Forschens. Wiesbaden: Springer VS, S. 27-58.
- Bourdieu, Pierre (1989): Satz und Gegensatz. Über die Verantwortung des Intellektuellen. Berlin: Wagenbach.
- Bourdieu, Pierre (1997a): Verstehen. In: Pierre Bourdieu und et al. (Hg.): Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft. Konstanz: UVK Verlag, S. 779-802.
- Bourdieu, Pierre (1997b): Der Lauf der Dinge. In: Pierre Bourdieu und et al. (Hg.): Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft. Konstanz: UVK Verlag, S. 69-86.
- Brecht, Bertolt (2009 [1973]): Das epische Theater. In: Bernd Stegemann (Hg.): Dramaturgie (Lektionen 1). Berlin: Verlag Theater der Zeit, S. 248-252.
- Brecht, Bertolt (2016): Flüchtlingsgespräche. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Breuer, Franz; Muckel, Petra; Dieris, Barbara (2019): Reflexive Grounded Theory. Eine Einführung für die Forschungspraxis. Wiesbaden: Springer.
- Brincken, Jörg von; Enghart, Andreas (2008): Einführung in die moderne Theaterwissenschaft. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Brügel, Dragica (2005): Schulbesuch von Kindern ohne rechtlichen Aufenthaltsstatus. In: Klaus Jünschke und Bettina Paul (Hg.): Wer bestimmt denn unser Leben? Beiträge zur Entkriminalisierung von Menschen ohne Aufenthaltsstatus. Karlsruhe: von Loeper Literaturverlag, S. 126-132.
- Bukow, Wolf-Dietrich; Spindler, Susanne (2006): Die biographische Ordnung der Lebensgeschichte — Eine einführende Diskussion. In: Wolf-Dietrich Bukow, Markus Ottersbach, Elisabeth Tuidar und Erol Yildiz (Hg.): Biographische Konstruktionen im multikulturellen Bildungsprozess. Individuelle Standortsicherung im globalisierten Alltag. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 19-35.
- Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (BAMF) (2020): Migrationsbericht 2019. Online verfügbar unter <https://www.bamf.de/SharedDocs/Anlagen/DE/Forschung/Migrationsberichte/migrationsbericht-2019.html>, zuletzt geprüft am 08.12.2020.
- Bundesministerium des Innern (BMI) (o.J.): Illegale Migration. Online verfügbar unter <https://www.bmi.bund.de/DE/themen/migration/illegale-migration/illegale-migration-node.html>, zuletzt geprüft am 08.12.2020.
- Butler, Judith (1990): Performing Acts and Gender Constitution. An Essay in Phenomenology and Feminist Theory. In: Sue-Ellen Case (Hg.): Performing Feminism. Feminist Critical Theory and Theatre. Baltimore: Johns Hopkins University Press, S. 270-282.
- Butler, Judith; Spivak, Gayatri Chakravorty (2007): Sprache, Politik, Zugehörigkeit. Zürich: Diaphanes.

- Castro Varela, María do Mar (2013): »Parallelgesellschaften« und »Nationalmannschaften« – Überlegungen zur Kritik in der Kritischen Migrationsforschung. In: Paul Mecheril, Oscar Thomas-Olalde, Claus Melter, Susanne Arens und Elisabeth Romaner (Hg.): Migrationsforschung als Kritik? Konturen einer Forschungsperspektive. Wiesbaden: Springer VS, S. 65-77.
- Castro Varela, María do Mar; Dhawan, Nikita (2015): Postkoloniale Theorie. Eine kritische Einführung. Bielefeld: transcript Verlag.
- Çelik, Semra (2006): Grenzen und Grenzgänger. Diskursive Positionierungen im Kontext türkischer Einwanderung. Münster, Westfalen: Unrast Verlag.
- Chiaivacci, David (2011): Japans neue Immigrationspolitik. Ostasiatisches Umfeld, ideale Diversität und institutionelle Fragmentierung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Clifford, James (1986): Introduction: Partial Truths. In: James Clifford und George E. Marcus (Hg.): Writing Culture. The Poetics and Politics of Ethnography. Berkeley: University of California Press, S. 1-26.
- Clifford, James; Marcus, George E. (Hg.) (1986): Writing Culture. The Poetics and Politics of Ethnography. Berkeley: University of California Press.
- Cyrus, Norbert (1999): Im menschenrechtlichen Niemandsland. Illegalisierte Zuwanderung in der Bundesrepublik Deutschland zwischen individueller Rechtlosigkeit und transnationalen Bürgerrechten. In: Katja Dominik, Marc Jünemann und Jan Motte (Hg.): Angeworben, eingewandert, abgeschoben. Ein anderer Blick auf die Einwanderungsgesellschaft Bundesrepublik Deutschland. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 205-231.
- Cyrus, Norbert (2004): Aufenthaltsrechtliche Illegalität in Deutschland. Sozialstruktur- bildung – Wechselwirkung – Politische Optionen. Bericht für den Sachverständigenrat für Zuwanderung und Integration. Nürnberg.
- Cyrus, Norbert; Vogel, Dita (2018): Irreguläre Migration. Dossier. In: *Bundeszentrale für politische Bildung (bpb)*, 14.05.2018. Online verfügbar unter <https://www.bpb.de/gesellschaft/migration/dossier-migration/247683/irregulaere-migration?p=all>, zuletzt geprüft am 14.12.2020.
- Dannenbeck, Clemens (2002): Selbst- und Fremdzuschreibungen als Aspekte kultureller Identitätsarbeit. Ein Beitrag zur Dekonstruktion kultureller Identität. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Dausien, Bettina (1999): Geschlechterkonstruktionen und Körpergeschichten. Überlegungen zur Rekonstruktion leiblicher Aspekte des »doing gender« in biographischen Erzählungen. In: Peter Alheit, Bettina Dausien, Wolfram Fischer-Rosenthal, Andreas Hanses und Annelie Keil (Hg.): Biographie und Leib. Gießen: Psychosozial-Verlag, S. 177-200.
- Dausien, Bettina; Kelle, Helga (2005): Biographie und kulturelle Praxis. Methodologische Überlegungen zur Verknüpfung von Ethnographie und Biographieforschung. In: Bettina Völter, Bettina Dausien, Helma Lutz und Gabriele Rosenthal (Hg.): Biographieforschung im Diskurs. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH, S. 189-212.
- Dausien, Bettina; Mecheril, Paul (2006): Normalität und Biographie. Anmerkungen aus migrationswissenschaftlicher Sicht. In: Wolf-Dietrich Bukow, Markus Ottersbach,

- Elisabeth Tuider und Erol Yildiz (Hg.): Biographische Konstruktionen im multikulturellen Bildungsprozess. Individuelle Standortsicherung im globalisierten Alltag. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 155-175.
- Davies, Charlotte Aull (1999): *Reflexive Ethnography. A Guide to Researching Selves and Others*. London: Routledge.
- Davies, James (2010): Introduction. Emotions in the Field. In: James Davies und Dimitrina Spencer (Hg.): *Emotions in the Field. The Psychology and Anthropology of Fieldwork Experience*. Stanford, Kalifornien: Stanford University Press, S. 1-31.
- Davies, James; Spencer, Dimitrina (Hg.) (2010): *Emotions in the Field. The Psychology and Anthropology of Fieldwork Experience*. Stanford, Kalifornien: Stanford University Press.
- De Genova, Nicholas (2017): Introduction. The Borders of »Europe« and the European Question. In: Nicholas de Genova (Hg.): *The Borders of »Europe«. Autonomy of Migration, Tactics of Bordering*. Durham, London: Duke University Press, S. 1-35.
- De Genova, Nicholas (Hg.) (2017): *The Borders of »Europe«. Autonomy of Migration, Tactics of Bordering*. Durham, London: Duke University Press.
- Demmer, Christine (2016): Interviewen als involviertes Spüren. Der Leib als Erkenntnisorgan im biografieanalytischen Forschungsprozess. In: *Forum: Qualitative Sozialforschung (FQS)* 17 (1). Online verfügbar unter <https://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/2425/3934>, zuletzt geprüft am 11.02.2021.
- Denzin, Norman K. (2001): The Reflexive Interview and a Performative Social science. In: *Qualitative Research* 1 (1), S. 23-46.
- Denzin, Norman K. (2008a): Das reflexive Interview und eine performative Sozialwissenschaft. In: Rainer Winter und Elisabeth Niederer (Hg.): *Ethnographie, Kino und Interpretation – die performative Wende der Sozialwissenschaften*. Der Norman K. Denzin-Reader. Bielefeld: transcript Verlag, S. 137-168.
- Denzin, Norman K. (2008b): Ein Plädoyer für die performative Dimension. In: Rainer Winter und Elisabeth Niederer (Hg.): *Ethnographie, Kino und Interpretation – die performative Wende der Sozialwissenschaften*. Der Norman K. Denzin-Reader. Bielefeld: transcript Verlag, S. 169-202.
- Denzin, Norman K. (2008c): Lesen und Schreiben als performativer Akt. In: Rainer Winter und Elisabeth Niederer (Hg.): *Ethnographie, Kino und Interpretation – die performative Wende der Sozialwissenschaften*. Der Norman K. Denzin-Reader. Bielefeld: transcript Verlag, S. 203-238.
- Denzin, Norman K. (2009): *Qualitative Inquiry under Fire: Toward a New Paradigm Dialogue*. Walnut Creek: Taylor & Francis Group.
- Denzin, Norman K. (2010): *The Qualitative Manifesto. A Call to Arms*. Walnut Creek: Left Coast Press.
- Denzin, Norman K. (2013): Performing Methodologies. In: *Qualitative Social Work* 12 (4), S. 389-394.
- Denzin, Norman K.; Giardina, Michael D. (Hg.) (2007): *Ethical Futures in Qualitative Research. Decolonizing the Politics of Knowledge*. Walnut Creek: Left Coast Press.
- Denzin, Norman K.; Giardina, Michael D. (Hg.) (2009): *Qualitative Inquiry and Social Justice. Toward a Politics of Hope*. Walnut Creek: Left Coast Press.

- Denzin, Norman K.; Giardina, Michael D. (Hg.) (2010): *Qualitative Inquiry and Human Rights*. Walnut Creek: Left Coast Press.
- Denzin, Norman K.; Giardina, Michael D. (Hg.) (2013): *Global Dimensions of Qualitative Inquiry*. Walnut Creek: Left Coast Press.
- Deppermann, Arnulf (2013): Interview als Text vs. Interview als Interaktion. In: *Forum: Qualitative Sozialforschung (FQS)* 14 (3). Online verfügbar unter <https://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/2064/3584>, zuletzt geprüft am 11.02.2021.
- Deutsche Gesellschaft für Soziologie (DGS); Berufsverband Deutscher SoziologInnen (BDS) (2014): *Ethik-Kodex*. Online verfügbar unter https://bds-soz.de/BDS/fachgruppen/ethik/Ethik-Kodex_Satzung_141003.pdf, zuletzt geprüft am 25.05.2020.
- Diakonisches Werk Hamburg (Hg.) (2009): *Leben ohne Papiere. Eine empirische Studie zur Lebenssituation von Menschen ohne gültige Aufenthaltspapiere in Hamburg*. Hamburg.
- Dietrich, Manuel; Nieswand, Boris (2020): Reflexive Migrationsforschung. Zur Etablierung eines neuen Forschungsparadigmas. In: *Migration und Soziale Arbeit* 42 (2), S. 146-152.
- Dürig, Regina (2020): Schreiben als Werkzeug der Zerrüttung. In: *JfP* 28 (1), S. 15-45.
- Düvell, Franck (Hg.) (2006): *Illegal Immigration in Europe. Beyond Control?* Houndmills u.a.: Palgrave Macmillan.
- Eisch-Angus, Katharina; Hamm, Marion (2017): *Die Poesie des Feldes. 1984 – 2001 – 2016*. In: Jochen Bonz, Katharina Eisch-Angus, Marion Hamm und Almut Sülzle (Hg.): *Ethnografie und Deutung. Gruppensupervision als Methode reflexiven Forschens*. Wiesbaden: Springer VS, S. 365-375.
- Ellingson, Laura L. (2012): Interview as Embodied Communication. In: Jaber F. Gubrium, James A. Holstein, Amir B. Marvasti, Karyn D. McKinney (Hg.): *The SAGE Handbook of Interview Research. The Complexity of the Craft*. Thousand Oaks, Kalifornien: SAGE, S. 525-540.
- Ellis, Carolyn (1999): Heartful Autoethnography. In: *Qual Health Res* 9 (5), S. 669-683.
- Ellis, Carolyn; Adams, Tony E.; Bochner, Arthur P. (2017): *Autoethnografie*. In: Günter Mey und Katja Mruck (Hg.): *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie. Living reference work, continuously updated edition*. Wiesbaden: Springer, S. 345-357.
- Emcke, Carolin (2018): *Gegen den Hass*. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Emcke, Carolin (2019): *Ja heißt ja, und*. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Eule, Tobias G.; Borrelli, Lisa Marie; Lindberg, Annika; Wyss, Anna (2020): *Hinter der Grenze, vor dem Gesetz. Eine Ethnografie des europäischen Migrationsregimes*. Hamburg: Hamburger Edition.
- Fischer-Lescano, Andreas; Kocher, Eva; Nassibi, Ghazaleh (2012): *Arbeit in der Illegalität. Die Rechte von Menschen ohne Aufenthaltspapiere*. Frankfurt a.M.: Campus Verlag.
- Fischer-Lichte, Erika (2004): *Ästhetik des Performativen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Fischer-Lichte, Erika (2012): *Performativität. Eine Einführung*. Bielefeld: transcript Verlag.

- Flick, Uwe (2007): *Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung*. Reinbek: Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- Friese, Heidrun (2017): *Flüchtlinge: Opfer – Bedrohung – Helden*. Bielefeld: transcript Verlag.
- Fuchs-Heinritz, Werner (2009): *Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Funck, Barbara J.; Karakaşoğlu, Yasemin; Vogel, Dita (2015): »Es darf nicht an Papieren scheitern.« *Theorie und Praxis der Einschulung von papierlosen Kindern in Grundschulen*. Frankfurt a.M.
- Gatti, Fabrizio (2008): *Bilal. Als Illegaler auf dem Weg nach Europa*. München: Kunstmann.
- Geertz, Clifford (1987): *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Geertz, Clifford (1990): *Die künstlichen Wilden. Anthropologen als Schriftsteller*. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Geimer, Alexander (2011): *Performance Ethnography und Autoethnography. Trend, Turn oder Schisma in der qualitativen Forschung?* In: *Zeitschrift für Qualitative Forschung (ZQF)* 12 (2), S. 299-320.
- Gergen, Mary M.; Gergen, Kenneth (2017): *Performative Sozialwissenschaft*. In: Günter Mey und Katja Mruck (Hg.): *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie. Living reference work, continuously updated edition*. Wiesbaden: Springer, S. 358-366.
- Glossar Neue deutsche Medienmacher:innen: *Flüchtling*. Online verfügbar unter: <https://glossar.neuemedienmacher.de/glossar/fluechtlinge/>, zuletzt geprüft am 11.02.2021.
- Göksoy, Esin; Grebner, Helena (2021): *Betroffenheit als emotionaler Resonanzraum. Chronologie eines Reflexionsprozesses*. In: *Movements. Journal for Critical Migration and Border Regime Studies* 6 (1).
- Grebner, Helena (2020): *Vor neun Jahren*. In: *Hinterland* (46), S. 51-55. Online verfügbar unter <https://www.hinterland-magazin.de/ausgabe-nr-46/>, zuletzt geprüft am 18.12.2020.
- Griese, Birgit (2010): *Unübersichtlichkeiten im Feld der Biographieforschung*. In: Birgit Griese (Hg.): *Person-Subjekt-Identität? Gegenstände der Rekonstruktion in der Biographieforschung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 115-146.
- Habermeyer, Wolfgang (1996): *Schreiben über fremde Lebenswelten. Das postmoderne Ethos einer kommunikativ handelnden Ethnologie*. Köln: ISP.
- Hahn, Hans Peter; Hornbacher, Annette; Schönhuth, Michael (2008): »Frankfurter Erklärung« zur Ethik in der Ethnologie. Online verfügbar unter <https://www.dgska.de/wp-content/uploads/2016/07/DGV-Ethikerklärung.pdf>, zuletzt geprüft am 25.05.2020.
- Hardt, Michael; Negri, Antonio (2003): *Empire. Die neue Weltordnung*. Frankfurt a.M.: Campus Verlag.
- Hark, Sabine (2015): *Die Vermessung des Schweigens – oder: Was heißt sprechen?*. In: Iman Attia, Swantje Köbsell und Nivedita Prasad (Hg.): *Dominanzkultur Reloaded*.

- Neue Texte zu gesellschaftlichen Machtverhältnissen und ihren Wechselwirkungen. Bielefeld: transcript Verlag, S. 285-296.
- Heck, Gerda (2008): »Illegale Einwanderung.« Eine umkämpfte Konstruktion in Deutschland und den USA. Münster: Unrast Verlag.
- Hess, Sabine (2017): Border Crossing as Act of Resistance. The Autonomy of Migration as Theoretical Intervention into Border Studies. In: Lea Brenningmeyer, Martin Butler und Paul Mecheril (Hg.): Resistance. Subjects, Representations, Contexts. Bielefeld: transcript Verlag, S. 87-100.
- Hess, Sabine; Karakayali, Serhat (2017): Fluchtlinien der Migration. Grenzen als soziale Verhältnisse. In: Sabine Hess, Bernd Kasperek, Stefanie Kron, Mathias Rodatz, Maria Schwertl und Simon Sontowski (Hg.): Der lange Sommer der Migration. Berlin, Hamburg: Assoziation A, S. 25-37.
- Hill, Marc (2016): Nach der Parallelgesellschaft. Neue Perspektiven auf Stadt und Migration. Bielefeld: transcript Verlag.
- Hoffmann, Heiner (SWR) (2020): Frontex in illegale Pushbacks verwickelt. Online verfügbar unter https://www.tagesschau.de/investigativ/report-mainz/frontex-pushbacks-101.html?utm_source=pocket-newtab-global-de-DE, zuletzt geprüft am 18.12.2020.
- Holert, Tom; Terkessidis, Mark (2006): Fliehkraft. Gesellschaft in Bewegung – von Migranten und Touristen. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Hollstein, Tina (2017): Illegale Migration und transnationale Lebensbewältigung. Wiesbaden: Springer.
- Hoppe, Marie (2018): Methodenkritische Überlegungen für qualitative sozialwissenschaftliche Forschung im Kontext Türkei. Eine postkolonial informierte Perspektive. In: Wiebke Hohberger, Roy Karadag, Katharina Müller und Christoph Ramm (Hg.): Grenzräume, Grenzgänge, Entgrenzungen. Junge Perspektiven der Türkei-forschung. Wiesbaden: Springer VS, S. 101-125.
- Hosner, Roland (2020): One Million Irregular Migrants in Germany? A Methodological Critique of Estimates of Irregular Migrants in Europe published by Pew Research Center. Briefing Notes. In: *Deutsches Zentrum für Integrations- und Migrationsforschung (DeZIM-Institut)*, 14.02.2020. Online verfügbar unter https://www.dezim-institut.de/fileadmin/Publikationen/Briefing_Notes/200221_DBN_02_en.pdf, zuletzt geprüft am 07.12.2020.
- Huschke, Susann (2013): Kranksein in der Illegalität. Bielefeld: transcript Verlag.
- Isin, Engin Fahri (2008): Theorizing Acts of Citizenship. In: Engin Fahri Isin und Greg Marc Nielsen (Hg.): Acts of Citizenship. London, New York: Zed Books, S. 15-43.
- James, Allison; Hockey, Jenny; Dawson, Andrew (1997): Introduction. The Road from Santa Fe. In: Allison James, Jenny Hockey und Andrew Dawson (Hg.): After Writing Culture. Epistemology and Praxis in Contemporary Anthropology. London: Routledge, S. 1-15.
- Jeggle, Utz (1984): Verständigungsschwierigkeiten im Feld. In: Utz Jeggle (Hg.): Feldforschung. Qualitative Methoden in der Kulturanalyse. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde e.V, S. 93-112.
- Jones, Reece (2017): Violent Borders. Refugees and the Right to Move. London: Verso.

- Jünschke, Klaus; Paul, Bettina (Hg.) (2005): Wer bestimmt denn unser Leben? Beiträge zur Entkriminalisierung von Menschen ohne Aufenthaltsstatus. Karlsruhe: von Loeper Literaturverlag.
- Kaloianov, Radostin (2014): Kritik und Migration. Eine Studie. Münster: Unrast Verlag.
- Karakayali, Serhat (2008): Gespenster der Migration. Zur Genealogie illegaler Einwanderung in der Bundesrepublik Deutschland. Bielefeld: transcript Verlag.
- Karakayali, Serhat; Tsianos, Vassilis (2007): Movements That Matter. Eine Einleitung. In: TRANSIT MIGRATION Forschungsgruppe (Hg.): Turbulente Ränder. Neue Perspektiven auf Migration an den Grenzen Europas. Bielefeld: transcript Verlag, S. 7-22.
- Kasperek, Bernd (2017a): Europas Grenzen: Flucht, Asyl und Migration. Eine kritische Einführung. Berlin: Bertz + Fischer.
- Kasperek, Bernd (2017b): Routen, Korridore und Räume der Ausnahme. In: Sabine Hess, Bernd Kasperek, Stefanie Kron, Mathias Rodatz, Maria Schwertl und Simon Sontowski (Hg.): Der lange Sommer der Migration. Berlin, Hamburg: Assoziation A, S. 38-51.
- Keller, Johanna (2005): Neue Nomaden? Zur Theorie und Realität aktueller Migrationsbewegungen in Berlin. Münster: Lit Verlag.
- Kelly, Natasha A. (Hg.) (2019): Schwarzer Feminismus. Grundlagentexte. Münster: Unrast Verlag.
- Khosravi, Shahram (2011): »Illegal« Traveller. An Auto-Ethnography of Borders. New York: Palgrave Macmillan.
- King, Natasha (2016): No Borders. The Politics of Immigration Control and Resistance. London: Zed Books.
- Kiza, Ernesto (2008): Tödliche Grenzen – Die fatalen Auswirkungen europäischer Zuwanderungspolitik. Eine theoretisch-empirische Untersuchung von Todesfällen illegalisierter Migranten im Kontext neuer Migrationsdynamiken und restriktiver Migrationspolitiken. Wien: Lit Verlag.
- Kleemann, Frank; Krähnke, Uwe; Matuschek, Ingo (2013): Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung in die Praxis des Interpretierens. Wiesbaden: Springer VS.
- Köttig, Michaela (2018): Biographie- und Interaktionsanalyse. In: Helma Lutz, Martina Schiebel und Elisabeth Tuijer (Hg.): Handbuch Biographieforschung. Wiesbaden: Springer VS, S. 525-535.
- Krieger, Wolfgang; Ludwig, Monika; Schupp, Patrick; Will, Annegret (2006): Lebenslage »illegal«. Menschen ohne Aufenthaltsstatus in Frankfurt a.M., Notlagen und Lebensbewältigung – Wege der Unterstützung. Eine empirische Studie. Karlsruhe: von Loeper Literaturverlag.
- Kritische Assoziationen (o.J.): Glossar: Migration/Kritische Migrationsforschung. Online verfügbar unter: <https://www.krass-mag.net/?glossar=kritische-migrationsforschung>, zuletzt geprüft am 20.01.2020.
- Kubes, Tanja (2018): Fieldwork on High Heels. Eine ethnographische Studie über Hostessen auf Automobilmessen. Bielefeld: transcript Verlag.
- Kukovetz, Brigitte (2017): Irreguläre Leben. Handlungspraxen zwischen Abschiebung und Niederlassung. Bielefeld: transcript Verlag.

- Laubenthal, Barbara (2007): Der Kampf um Legalisierung. Soziale Bewegungen illegaler Migranten in Frankreich, Spanien und der Schweiz. Frankfurt a.M.: Campus Verlag.
- Lavie, Oren (2014): Der Bär, der nicht da war. München: Kunstmann.
- Lehnert, Kathrin; Lemberger, Barbara (2014): Mit Mobilität aus der Sackgasse der Migrationsforschung? Mobilitätskonzepte und ihr Beitrag zu einer kritischen Gesellschaftsforschung. In: Labor Migration (Hg.): Vom Rand ins Zentrum. Perspektiven einer kritischen Migrationsforschung. Berlin: Panama Verlag, S. 45-61.
- Lemke, Claudia (2014): Ethnographie nach der »Krise der Repräsentation«. Versuche in Anlehnung an Paul Rabinow und Bruno Latour. Skizzen einer Pädagogischen Anthropologie des Zeitgenössischen. Bielefeld: transcript Verlag.
- Lenz, Ramona (2010): Mobilitäten in Europa. Migration und Tourismus auf Kreta und Zypern im Kontext des europäischen Grenzregimes. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Liebal, Katja; Lubrich, Oliver; Stodulka, Thomas (2019): Emotionen im Feld. Bielefeld: transcript Verlag.
- Lindner, Rolf (1981): Die Angst des Forschers vor dem Feld. Überlegungen zur teilnehmenden Beobachtung als Interaktionsprozeß. In: *Zeitschrift für Volkskunde* (77), S. 51-66.
- Linska, Marion (2012): Selbst-/Reflexion in der Kultur- & Sozialanthropologie. Norderstedt: Books on Demand.
- Lubrich, Oliver; Stodulka, Thomas (2019): Emotionen auf Expeditionen. Bielefeld: transcript Verlag.
- Lucius-Hoene, Gabriele (2010): Narrative Identitätsarbeit im Interview. In: Birgit Griesse (Hg.): Person-Subjekt-Identität? Gegenstände der Rekonstruktion in der Biographieforschung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 149-170.
- Lucius-Hoene, Gabriele; Deppermann, Arnulf (2004): Rekonstruktion narrativer Identitäten. Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Lutz, Helma (2010): Biographieforschung im Lichte postkolonialer Theorie. In: Julia Reuter und Paula-Irene Villa (Hg.): Postkoloniale Soziologie. Empirische Befunde, theoretische Anschlüsse, politische Intervention. Bielefeld: transcript Verlag, S. 115-136.
- Manu Chao: Clandestino . Deutsche Übersetzung. Online verfügbar unter: <https://musikguru.de/manu-chao/songtext-clandestino-453475.html>, zuletzt geprüft am: 12.01.2021.
- Marcus, George E.; Cushman, Dick (1982): Ethnographies as Texts. In: *Annual Review of Anthropology* (11), S. 25-69.
- Marcus, George E.; Fischer, Michael M. J. (1986): *Anthropology as Cultural Critique. An Experimental Moment in the Human Sciences*. Chicago, London: The University of Chicago Press.
- Mecheril, Paul; Messerschmidt, Astrid (2013): Abseits der Assimilation: Konturen non-affirmativer, subjektorientierter Migrationsforschung. In: *Psychologie und Gesellschaftskritik* 37 (3/4), S. 137-154.
- Mecheril, Paul; Thomas-Olalde, Oscar; Melter, Claus; Arens, Susanne; Romaner, Elisabeth (2013): Migrationsforschung als Kritik? Erkundung eines epistemischen Anlie-

- gens in 57 Schritten. In: Paul Mecheril, Oscar Thomas-Olalde, Claus Melter, Susanne Arens und Elisabeth Romaner (Hg.): *Migrationsforschung als Kritik? Konturen einer Forschungsperspektive*. Wiesbaden: Springer VS, S. 7-55.
- Meyer, Thomas (2018): Es bedeutet den Zusammenbruch unserer privaten Welt. In: Hannah Arendt (Hg.): *Wir Flüchtlinge*. Mit einem Essay von Thomas Meyer. Stuttgart: Reclam, S. 41-59.
- Mezzadra, Sandro (2009): Bürger und Untertanen. Die postkoloniale Herausforderung der Migration in Europa. In: Sabine Hess, Jana Binder und Johannes Moser (Hg.): *No integration?! Kulturwissenschaftliche Beiträge zur Integrationsdebatte in Europa*. Bielefeld: transcript Verlag, S. 207-224.
- Mezzadra, Sandro (2011): Keine Freiheit ohne Bewegungsfreiheit. In: *Zeitschrift für Kulturwissenschaft* 5 (2), S. 154-157.
- Moosmüller, Alois (2009): Kulturelle Differenz. Diskurse und Kontexte. In: Alois Moosmüller (Hg.): *Konzepte kultureller Differenz*. Münster, München u.a.: Waxmann, S. 13-46.
- Moulier Boutang, Yann (2007): Europa, Autonomie der Migration, Biopolitik. In: Marianne Pieper, Thomas Atzert, Serhat Karakayali und Vassilis Tsianos (Hg.): *Empire und die biopolitische Wende. Die internationale Diskussion im Anschluss an Hardt und Negri*. Frankfurt a.M.: Campus Verlag, S. 169-178.
- Mylius, Maren (2016): *Die medizinische Versorgung von Menschen ohne Papiere in Deutschland*. Bielefeld: transcript Verlag.
- Mylius, Maren; Bornschlegl, Wiebke; Frewer, Andreas (2011): *Medizin für »Menschen ohne Papiere«. Menschenrechte und Ethik in der Praxis des Gesundheitssystems*. Göttingen: V&R unipress.
- Nader, Laura (1972): Up the Anthropologist: Perspectives Gained from Studying Up. In: Dell Hymes (Hg.): *Reinventing Anthropology*. New York: Pantheon Books, S. 284-311.
- Nestler, Sebastian (2014): *Performative Kritik. Eine philosophische Intervention in den Begriffsapparat der Cultural Studies*. Bielefeld: transcript Verlag.
- Nohl, Arnd-Michael (2009): *Interview und dokumentarische Methode. Anleitungen für die Forschungspraxis*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Nuscheler, Franz (2004): *Internationale Migration. Flucht und Asyl*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Nyers, Peter (2019): *Irregular Citizenship, Immigration, and Deportation*. London, New York: Routledge.
- Pape, Elise (2018): *Biographieforschung und ethnographische Beobachtungen*. In: Helma Lutz, Martina Schiebel und Elisabeth Tuider (Hg.): *Handbuch Biographieforschung*. Wiesbaden: Springer VS, S. 549-561.
- Parusel, Bernd (2010): *Abschottungs- und Anwerbsstrategien. EU-Institutionen und Arbeitsmigration*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Pater, Siegfried (2005): *Menschen ohne Papiere*. Bonn: Retap Verlag.
- Ploder, Andrea (2009): Wollen wir uns irritieren lassen? Für eine Sensibilisierung der Methoden qualitativer Forschung zur interkulturellen Kommunikation durch postkoloniale Theorie. In: *Forum: Qualitative Sozialforschung (FQS)* 10 (1). Online verfügbar unter <https://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/1232/2678>, zuletzt geprüft am 11.02.2021.

- Ploder, Andrea (2013): Widerstände sichtbar machen. Zum Potenzial einer performativen Methodologie für kritische Migrationsforschung. In: Paul Mecheril, Oscar Thomas-Olalde, Claus Melter, Susanne Arens und Elisabeth Romaner (Hg.): Migrationsforschung als Kritik? Konturen einer Forschungsperspektive. Wiesbaden: Springer VS, S. 141-156.
- Ploder, Andrea; Stadlbauer, Johanna (2017): Starke Reflexivität: Autoethnografie und Ethnopschoanalyse im Gespräch. In: Jochen Bonz, Katharina Eisch-Angus, Marion Hamm und Almut Sülzle (Hg.): Ethnografie und Deutung. Gruppensupervision als Methode reflexiven Forschens. Wiesbaden: Springer VS, S. 421-438.
- Polat, Serpil (2017): »Ich bin Kokosnuss sozusagen«. Biographisches Sprechen und Subjektpositionierung in postkolonialen Ordnungen. In: Tina Spies und Elisabeth Tuijder (Hg.): Biographie und Diskurs. Methodisches Vorgehen und methodologische Verbindungen. Wiesbaden: Springer VS, S. 195-212.
- Pries, Ludger (2010): Transnationalisierung. Theorie und Empirie grenzüberschreitender Vergesellschaftung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Pro Asyl (2017): Flüchtlingsrechte sind Menschenrechte. Zum Zustand der deutschen und europäischen Flüchtlingspolitik: Fakten und Forderungen. Online verfügbar unter https://www.proasyl.de/wp-content/uploads/2015/12/Forderungskatalog-PRO-ASYL_26092017_final.pdf, zuletzt geprüft am 18.12.2020.
- Reckinger, Gilles (2018): Bittere Orangen. Ein neues Gesicht der Sklaverei in Europa. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.
- Reichertz, Jo (2015): Die Bedeutung der Subjektivität in der Forschung. In: *Forum: Qualitative Sozialforschung (FQS)* 16 (3). Online verfügbar unter <https://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/2461/3888>, zuletzt geprüft am 11.02.2021.
- Reichertz, Jo (2019): Methodenpolizei oder Gütesicherung? Zwei Deutungsmuster im Kampf um die Vorherrschaft in der qualitativen Sozialforschung. In: *Forum: Qualitative Sozialforschung (FQS)* 20 (1). Online verfügbar unter <https://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/3205/4323>, zuletzt geprüft am 11.02.2021.
- Rich, Adrienne (1991): *An Atlas of the Difficult World. Poems 1988-1991*. New York u.a.: Norton.
- Richardson, Laurel (1993): Poetics, Dramatics, and Transgressive Validity: The Case of the Skipped Line. In: *The Sociological Quarterly* 34 (4), S. 695-710.
- Richardson, Laurel (2013): *After a Fall. A Sociomedical Sojourn*. Walnut Creek: Left Coast Press.
- Richardson, Laurel (2016): Grace. In: *Emotion, Space and Society* 19, S. 56-58.
- Rolshoven, Johanna (2012): Vagabondage: eine Denkfigur? Einleitung. In: Johanna Rolshoven und Maria Maierhofer (Hg.): *Das Figurativ der Vagabondage*. Bielefeld: transcript Verlag, S. 9-12.
- Römhild, Regina (2018): Europa post-migrantisch: Entdeckungen jenseits ethnischer, nationaler und kolonialer Grenzen. In: Naika Foroutan, Juliane Karakayali und Riem Spielhaus (Hg.): *Postmigrantische Perspektiven. Ordnungssysteme, Repräsentationen, Kritik*. Frankfurt, New York: Campus Verlag, S. 69-82.
- Rosenthal, Gabriele (1995): *Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalte und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen*. Frankfurt a.M.: Campus Verlag.

- Rosenthal, Gabriele (2002): Biographisch-narrative Gesprächsführung: zu den Bedingungen heilsamen Erzählens im Forschungs- und Beratungskontext. In: *Psychotherapie und Sozialwissenschaft* 4 (3), S. 204-227.
- Rosenthal, Gabriele (2015): Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung. Weinheim, Basel: Beltz Juventa.
- Rumford, Chris (2006): Theorizing Borders. In: *European Journal of Social Theory* 9 (2), S. 155-169.
- Sassen, Saskia (2007): Die Re-Positionierung von Bürgerschaft. In: Marianne Pieper, Thomas Atzert, Serhat Karakayalı und Vassilis Tsianos (Hg.): *Empire und die biopolitische Wende. Die internationale Diskussion im Anschluss an Hardt und Negri*. Frankfurt a.M.: Campus Verlag, S. 143-168.
- Scheel, Stephan (2015): Das Konzept der Autonomie der Migration überdenken? Yes, please! In: *movements. Journal for Critical Migration and Border Regime Studies* 1 (2). Online verfügbar unter <http://movements-journal.org/issues/02.kaempfe/14.scheel--autonomie-der-migration.html>, zuletzt geprüft am 24.08.2020.
- Scheel, Stephan (2017): »The Secret Is to Look Good on Paper«: Appropriating Mobility within and against a Machine of Illegalization. In: Nicholas de Genova (Hg.): *The Borders of »Europe«*. *Autonomy of Migration, Tactics of Bordering*. Durham, London: Duke University Press, S. 37-63.
- Scheel, Stephan (2019): *Autonomy of Migration? Appropriating Mobility within Biometric Border Regimes*. London, New York: Routledge, Taylor & Francis Group.
- Schiffauer, Werner (2002): Grenzen des ethnologischen Verstehens. In: Gudrun Kühne-Bertram und Gunter Scholtz (Hg.): *Grenzen des Verstehens. Philosophische und humanwissenschaftliche Perspektiven*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 231-246.
- Schmitt-Maaß, Christoph (2008): Erbrechen oder Einverleiben? Zwischen eigenmotivierter Fremdforschung und Gefährdung des Subjekts: Ethnographie im Spannungsfeld von Wissenschaft, Poesie und Autobiographie. In: *Monatshefte* 100 (2), S. 191-212.
- Schmitt-Maaß, Christoph (2011): *Das gefährdete Subjekt. Selbst- und Fremdforschung in gegenwärtiger Ethnopoese*. Heidelberg: Synchron Wissenschaftsverlag der Autoren.
- Schönwälder, Karen; Vogel, Dita; Sciortino, Giuseppe (2004): *Migration und Illegalität in Deutschland*. Berlin.
- Schulze Wessel, Julia (2017): *Grenzfiguren. Zur politischen Theorie des Flüchtlings*. Bielefeld: transcript Verlag.
- Schulze Wessel, Julia (2018): *Demokratien und Grenzkonflikt. (Ober-)Grenzen der Aufnahme und der Integration*. In: Carlo Masala (Hg.): *Grenzen. Multidimensionale Begrifflichkeit und aktuelle Debatten*. Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft, S. 9-24.
- Schütze, Fritz (1983): Biographieforschung und narratives Interview. In: *Neue Praxis* 13 (3), S. 283-293.
- Schütze, Fritz; Fiedler, Werner; Krüger, Heinz-Hermann (Hg.) (2016): *Sozialwissenschaftliche Prozessanalyse. Grundlagen der qualitativen Sozialforschung*. Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich.

- Schwell, Alexandra (2008): Europa an der Oder. Die Konstruktion europäischer Sicherheit an der deutsch-polnischen Grenze. Bielefeld: transcript Verlag.
- Schwell, Alexandra (2018): Angst und das Andere. Dimensionen des Emotionalen in der kulturanthropologischen Sicherheitsforschung. In: Alexandra Schwell und Katharina Eisch-Angus (Hg.): Der Alltag der (Un-)Sicherheit. Ethnografisch-kulturwissenschaftliche Perspektiven auf die Sicherheitsgesellschaft. Berlin: Panama Verlag, S. 107-133.
- Schwenken, Helen (2006): Rechtlos, aber nicht ohne Stimme. Politische Mobilisierungen um irreguläre Migration in die Europäische Union. Bielefeld: transcript Verlag.
- Seifert, Wolfgang (2000): Geschlossene Grenzen – offene Gesellschaften? Migrations- und Integrationsprozesse in westlichen Industrienationen. Frankfurt a.M.: Campus Verlag.
- Sekuler, Todd (2014): Täuschung und Ent-Täuschung: zu Fragen der Selbstpräsentation in der ethnografischen Forschung. In: Hella von Unger, Petra Narimani und Rosaline M'Bayo (Hg.): Forschungsethik in der qualitativen Forschung. Reflexivität, Perspektiven, Positionen. Wiesbaden: Springer VS, S. 77-95.
- Sen, Amartya (2010): Die Idee der Gerechtigkeit. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.
- Siouti, Irini (2018a): Forschungsethik in der Biografieforschung: Herausforderungen im Forschungsfeld der politischen Partizipation. In: *Forum: Qualitative Sozialforschung (FQS)* 19 (3). Online verfügbar unter <https://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/3141/4292>, zuletzt geprüft am 11.02.2021.
- Siouti, Irini (2018b): Migration und Biographie. In: Helma Lutz, Martina Schiebel und Elisabeth Tuider (Hg.): Handbuch Biographieforschung. Wiesbaden: Springer VS, S. 223-231.
- Sojitrwalla, Shirin (2020): Schauspielerin Sandra Hüller im Gespräch. In: *taz*, 23.05.2020. Online verfügbar unter <https://taz.de/Schauspielerin-Sandra-Hueller-im-Gespraech/!5684635/>, zuletzt geprüft am 15.12.2020.
- Sökefeld, Martin (2002): Feld ohne Ferne. Reflexionen über ethnologische Forschung ›zu Hause‹, in Hamburg, zum Beispiel. In: *Ethnoscripts* 4 (1), S. 82-96.
- Sökefeld, Martin (2004): Das Paradigma kultureller Differenz. Zur Forschung und Diskussion über Migranten aus der Türkei in Deutschland. In: Martin Sökefeld (Hg.): Jenseits des Paradigmas kultureller Differenz. Neue Perspektiven auf Einwanderer aus der Türkei. Bielefeld: transcript Verlag, S. 9-34.
- Spies, Tina (2018): Biographie, Diskurs und Artikulation. In: Helma Lutz, Martina Schiebel und Elisabeth Tuider (Hg.): Handbuch Biographieforschung. Wiesbaden: Springer VS, S. 537-547.
- Spivak, Gayatri Chakravorty (2016): Can the Subaltern Speak? In: Gayatri Chakravorty Spivak (Hg.): Can the Subaltern Speak? Postkolonialität und subalterne Artikulation. Wien: Turia + Kant, S. 17-148.
- Steyerl, Hito (2016): Die Gegenwart der Subalternen. In: Gayatri Chakravorty Spivak (Hg.): Can the Subaltern Speak? Postkolonialität und subalterne Artikulation. Wien: Turia + Kant, S. -5-16.

- Stobbe, Holk (2004): Undokumentierte Migration in Deutschland und den Vereinigten Staaten. Interne Migrationskontrollen und die Handlungsspielräume von Sans Papiers. Göttingen: Universitätsverlag Göttingen.
- Stodulka, Thomas; Dinkelaker, Samia; Thajib, Ferdiansyah (2019): *Affective Dimensions of Fieldwork and Ethnography*. Cham: Springer International Publishing.
- Straubhaar, Thomas (2007): Illegale Migration. Eine ökonomische Perspektive. In: *Rat für Migration: Politische Essays zu Migration und Integration* (3).
- Sülzle, Almut (2017): Kritik des reinen Gefühls. Feldforschungssupervision als reflexive Methode zur Forschung mit und über Emotionen. In: Jochen Bonz, Katharina Eisch-Angus, Marion Hamm und Almut Sülzle (Hg.): *Ethnografie und Deutung. Gruppensupervision als Methode reflexiven Forschens*. Wiesbaden: Springer VS, S. 111-140.
- Szogs, Nina (2014): Emotionen/Körper/Sinne und der Fußballraum. Methodische Zugänge zu einer Fenerbahçe-Kneipe in Wien. In: Lydia Maria Arantes und Elisa Rieger (Hg.): *Ethnographien der Sinne. Wahrnehmung und Methode in empirisch-kulturwissenschaftlichen Forschungen*. Bielefeld: transcript Verlag, S. 251-268.
- Taylor, Charles (2002): *Wieviel Gemeinschaft braucht die Demokratie? Aufsätze zur politischen Philosophie*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Tsianos, Vassilis; Hess, Sabine (2010): Ethnographische Grenzregimeanalyse. In: Sabine Hess und Bernd Kasperek (Hg.): *Grenzregime. Diskurse, Praktiken, Institutionen in Europa*. Berlin, Hamburg: Assoziation A, S. 243-264.
- Tuider, Elisabeth; Lutz, Helma (2018): Postkolonialität und Biographieforschung. In: Helma Lutz, Martina Schiebel und Elisabeth Tuider (Hg.): *Handbuch Biographieforschung*. Wiesbaden: Springer VS, S. 101-113.
- Tyler, Stephen A. (1991): *Das Unaussprechliche. Ethnographie, Diskurs und Rhetorik in der postmodernen Welt*. München: Trickster.
- Unger, Hella von (2014a): *Forschungsethik in der qualitativen Forschung: Grundsätze, Debatten und offene Fragen*. In: Hella von Unger, Petra Narimani und Rosaline M'Bayo (Hg.): *Forschungsethik in der qualitativen Forschung. Reflexivität, Perspektiven, Positionen*. Wiesbaden: Springer VS, S. 15-39.
- Unger, Hella von (2014b): *Forschungsethik in der Methodenlehre: Erfahrungen aus einem Soziologie-Seminar*. In: Hella von Unger, Petra Narimani und Rosaline M'Bayo (Hg.): *Forschungsethik in der qualitativen Forschung. Reflexivität, Perspektiven, Positionen*. Wiesbaden: Springer VS, S. 209-231.
- Vogel, Dita (2016): Kurzdossier: Umfang und Entwicklung der Zahl der Papierlosen in Deutschland. In: *Fachbereich 12. Arbeitsbereich Interkulturelle Bildung. AbIB-Arbeitspapier 2/2016*.
- Vogel, Dita; Aßner, Manuel (2011): *Umfang, Entwicklung und Struktur der irregulären Bevölkerung in Deutschland. Expertise im Auftrag der deutschen nationalen Kontaktstelle für das Europäische Migrationsnetzwerk (EMN) beim Bundesamt für Migration und Flüchtlinge*. Online verfügbar unter <https://www.bamf.de/SharedDocs/Anlagen/DE/EMN/Studien/ZuStudien/emn-wp41-expertise.html?nn=282022>, zuletzt geprüft am 07.12.2020.
- Volbers, Jörg (2014): *Performative Kultur. Eine Einführung*. Wiesbaden: Springer VS.
- Waller, H. (2008): *Gesundheitsprobleme und Gesundheitsversorgung von Menschen in der aufenthaltsrechtlichen Illegalität: Deutschland und Italien im Vergleich*. In:

- Gesundheitswesen (Bundesverband der Ärzte des öffentlichen Gesundheitsdienstes)* 70 (1), S. 4-8.
- Weidenberg, Kim (2020): Strategien: Rechte für die »Weltlosen«. In: *Atlas der Staatenlosen*, S. 10-11. Online verfügbar unter <https://www.rosalux.de/publikation/id/43022>, zuletzt geprüft am 18.12.2020.
- Wilcke, Holger (2018): Illegal und unsichtbar? Papierlose Migrant*innen als politische Subjekte. Bielefeld: transcript Verlag.
- Wilmes, Maren (2016): Irreguläre Migranten. In: Karl-Heinz Meier-Braun und Reinhold Weber (Hg.): *Deutschland Einwanderungsland. Begriffe – Fakten – Kontroversen*. Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer, S. 93-95.
- Wimmer, Andreas; Glick Schiller, Nina (2002): Methodological Nationalism and Beyond: Nation-State Building, Migration and the Social Sciences. In: *Global Networks* 2 (4), S. 301-334.
- Winter, Rainer (2011): Ein Plädoyer für kritische Perspektiven in der qualitativen Forschung. In: *Forum: Qualitative Sozialforschung (FQS)* 12 (1). Online verfügbar unter <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/1583/3083>, zuletzt geprüft am 11.02.2021.
- Winter, Rainer; Niederer, Elisabeth (Hg.) (2008): *Ethnographie, Kino und Interpretation – die performative Wende der Sozialwissenschaften*. Der Norman K. Denzin-Reader. Bielefeld: transcript Verlag.

Ethnologie und Kulturanthropologie



Victoria Hegner

Hexen der Großstadt

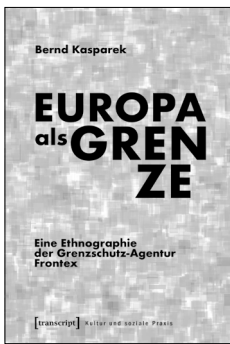
Urbanität und neureligiöse Praxis in Berlin

2019, 330 S., kart., 20 Farbabbildungen

34,99 € (DE), 978-3-8376-4369-5

E-Book:

PDF: 34,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4369-9



Bernd Kasperek

Europa als Grenze

Eine Ethnographie der Grenzschutz-Agentur Frontex

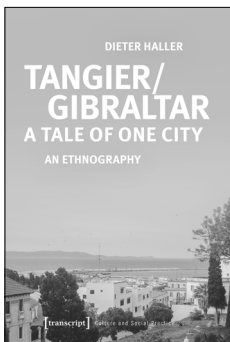
Juni 2021, 382 S., kart.,

Dispersionsbindung, 27 SW-Abbildungen

38,00 € (DE), 978-3-8376-5730-2

E-Book:

PDF: 37,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-5730-6



Dieter Haller

Tangier/Gibraltar – A Tale of One City

An Ethnography

June 2021, 278 p., pb., ill.

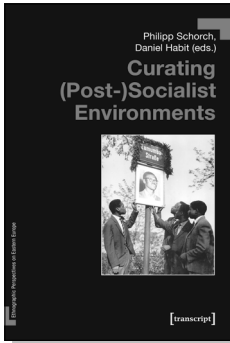
32,00 € (DE), 978-3-8376-5649-7

E-Book:

PDF: 31,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-5649-1

**Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten
finden Sie unter www.transcript-verlag.de**

Ethnologie und Kulturanthropologie



Philipp Schorch, Daniel Habit (eds.)

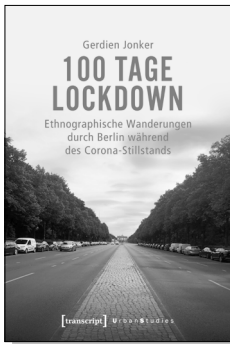
Curating (Post-)Socialist Environments

April 2021, 344 p., pb., ill.

40,00 € (DE), 978-3-8376-5590-2

E-Book:

PDF: 39,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-5590-6



Gerdien Jonker

100 Tage Lockdown

Ethnographische Wanderungen durch Berlin während des Corona-Stillstands

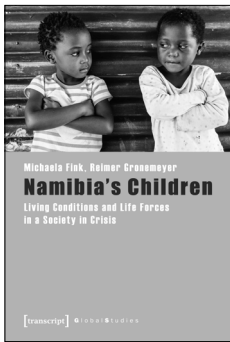
April 2021, 254 S.,

kart., Dispersionsbindung, 55 SW-Abbildungen

29,00 € (DE), 978-3-8376-5618-3

E-Book:

PDF: 34,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-5618-7



Michaela Fink, Reimer Gronemeyer

Namibia's Children

Living Conditions and Life Forces in a Society in Crisis

April 2021, 196 p., pb., col. ill.

35,00 € (DE), 978-3-8376-5667-1

E-Book:

PDF: 34,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-5667-5

**Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten
finden Sie unter www.transcript-verlag.de**

